Aus dem Leben

eines fahrenden Journalisten

von

Fedor Mamroth

Egon Fleischel & Co. Berlin.



DATE DUE

FEB 13 1991			
APR 17 1991			
4-16			

Aus dem Leben eines fahrenden Journalisten

November
= 1907 =

Aus dem Leben

eines fahrenden Journalisten

von

Fedor Mamroth



1907

Egon Fleischel & Co. Berlin

Vorwort

Der Mann, dessen ausgewählte Schriften der Öffentlichkeit zu übergeben ich für ein Gebot der Liebe halte, hat jahrelang im Mittelpunkte des geistigen Lebens von Deutschland gestanden und ist ein Führer befreiter und guter Geister, ein Fernhindeuter, ein Richtunggebender gewesen. Als Feuilletonredakteur der „Frankfurter Zeitung" ist er gestorben. Aber so bedeutsam sein Wirken war, so verborgen blieb es, und je lauter seine Zeitung Zeugenschaft für seine Persönlichkeit ablegte, um so schweigsamer wurde sein eigner Mund. Mamroth, den Redakteur, ihn kannten viele, Mamroth, den Schriftsteller, ihn kannten wenige, und Mamroth, den Menschen, zu kennen, war nur einzelnen vergönnt. Ich habe ihn gekannt. Sechzehn Jahre hindurch war es mir gegeben, die Vertraute seines Herzens und Geistes zu sein.

Am 21. Februar 1851 wurde Fedor Mamroth in Breslau geboren. Abseits gehend und scheu war er von Jugend an. Der Vater starb, als das Bübchen kaum seinen dritten Geburtstag vollendet hatte, und ließ die Mutter in Sorge zurück. Mit glühenden Wangen, verzehrt vom Durste nach Wissen und Erkenntnis, hockte der blasse Knabe mit den großen blauen Augen und dem schwärmerischen Gesichtsausdruck über den vergilbten Büchern aus Mutters und Großmutters Bibliothek. Da war kein Foliant im Hause, der ihm zu dick, kein Bändlein, das ihm zu gering gewesen wäre. Alles wurde gelesen, verschlungen. Vollgepfropft mit Wissen aller Art bezog er

die Breslauer Universität, immer noch im Mutterkreise haftend und von ihm umfriedet, fern den Kameraden, ein jugendlich Einsamer. Die Philosophie und die schönen Künste waren es, die er zu seinem Studiengebiete wählte. Gleichzeitig hatte aber der eigene Schöpferdrang schon in Novellen und Gedichten, in Essays und Aufsätzen seinen Ausdruck gefunden. Bereits im Jahre 1871 erschien die erste größere Publikation unter dem Titel: „Die Frau auf dem Gebiet des modernen deutschen Romans."

Vor mir liegen zwei Nummern des Hannöverschen Couriers vom 19. und 21. Oktober 1872. Sie enthalten zwei Feuilletons: „Wilhelm Raabe und der deutsche Humor von Feodor Mamroth." (Ach, wie er sich über das erste, überflüssige o in seinem Vornamen erbosen konnte!) Das reiche Wissen, das hier aufgeboten wird, der Scharfblick und die künstlerische Reife, die aus diesen Artikeln sprechen, sind für einen Einundzwanzigjährigen erstaunlich. Ein Meister des Stils kündigt sich an. Die Doktorarbeit, die ein Jahr später gedruckt wurde und „Geoffrey Chaucer, seine Zeit und seine Abhängigkeit von Boccaccio" behandelt, entstammt demselben distinguierten Geiste. Sogleich nach der Promotion 1873 ging er nach Wien, wurde Nachtredakteur der „Neuen Freien Presse" und war zugleich tagsüber als Sekretär der Kohlenverkehrsbank tätig. O, wie sein übervolles Herz dem Leben entgegenjubelte, wie die Fülle der Eindrücke, der Reichtum dieser alten Kulturstadt seine Sinne gefangen nahm! Wien sollte für den Jüngling der Nährboden seines Lebens werden.

Als Schüler, als Lernender war er nach Wien gekommen, in die Stadt der Walzer und des Frohsinns, der Schönheit und des verträumten Genießens. Freundschaften mit Gleichgearteten und fröhliche Kameradschaften im Café und am Wirtstisch, geistige Vorbilder, journalistische Lehrer, Erzieher zu einer reiferen Anschauung der Kunst und des Schrifttums hatte Fedor Mamroth hier gefunden.

Zu Anfang der siebziger Jahre blühte die Wiener

Journalistik. Das Feuilleton, diese spezifische Blume oesterreichischer Stilkunst, geistvoll und moussierend, sentimental und prickelnd, eine subjektive Kunstform, geschaffen für eigenartige, individualisierte Geister, stand auf der Höhe. Die Besten widmeten ihre Kraft der Pflege dieses Genres. Ludwig Speidel und Ludwig Hevesi, Ferdinand Kürnberger, Friedrich Uhl, Ludwig Spitzer, Königsberg, Doczi, Pötzl, Chiavacci, Löwy, Bauer, Hanslick waren stolz darauf, ein gutes Feuilleton schreiben zu können. Die Lebensklugen unter diesen Schriftstellern blickten allerdings im stillen nach einer rettenden Planke vom nervenzerrüttenden Journaldienst aus und steuerten ihr Schifflein wenn möglich in den sicheren Hafen einer staatlichen Sinekure — denn der Journalismus ist in Oesterreich wie in Frankreich und England eine Staffel, die zu den höchsten Ämtern führt und berechtigt; aber wehe dem, der darin stecken bleibt!

Wien ist Fedor Mamroths seelisches Verhängnis geworden, denn die Tatsache, daß er noch nicht einmal über 4000 Franken jährlicher Rente verfügte, diese Tatsache, für die man nach Stendhal Gott jeden Tag nicht genug fluchen könne, hat in Verbindung mit unlöslichen Pflichten, aus denen seine zarte, stolze und verschwiegene Natur keinen Ausweg fand, über sein Schicksal entschieden. Das Glück, die Erlösung vom handwerksmäßigen Zeitungsrobot war ihm häufig nahe. Geld und Macht, Einfluß und Freundschaft standen ihm zur Seite, zur Hilfe bereit. Er hätte bloß die Hand auszustrecken, bloß zuzugreifen brauchen, um Karrière zu machen. Er hat diese Hand nie ergriffen, ein Zauberer, ein Träumer, wie er war, ein Mann mit einer Mädchenseele ...

Fedor Mamroth ist Journalist geblieben, ein harter Arbeiter des Tages für den Tag. Aus der Korrektorstube der „Neuen Freien Presse“ ist er in die Redaktion der „Deutschen Zeitung“ getreten, während er zugleich für die „Wiener Sonn- und Montagszeitung“ die Referate über das Burgtheater schrieb. Zahlreiche Reisen unterbrachen die Einförmigkeit dieses grauen Daseins. Wo immer sich etwas

ereignete, das der Beschreibung wert schien, war Fedor Mamroth am Platze. Als im Mai 1880 der Wiener Männergesangverein in Brüssel Triumphe feierte, hat Mamroth die fröhliche Schar der Musizierenden begleitet. Damals hat er zum erstenmal den Rhein erblickt, zum ersten Male Frankfurt berührt, die Stadt, in der er seinen Lebensabend verbringen und seine Klassizität finden sollte.

Seine liebsten Ausflüge galten Italien, dem Lande seiner sehnsüchtigen, seiner leidenschaftlichen Liebe. Jeden Urlaub verbrachte er dort, und jede Gelegenheit, die es zu erfassen galt, benutzte er, um in den Schatten seiner Palmen und Lorbeerhaine zu flüchten. In zahlreichen, unvergleichlichen Feuilletons hat er das Hohelied dieser Liebe gesungen: „Im Winter entschlafen und im Lenz erwachen“, heißt es einmal, „vom trüben, bedrückenden Nebel scheiden und über den Traum einer unruhigen Nacht hinweg zum Glanz des Südens eingehen, mit einem Herzen voll Trauer die Augen schließen und sie in einer andern Welt des Friedens und der Schönheit aufschlagen — wahrlich, auch in ein finstres Leben tropft das heilige Licht seine Strahlen! O, du geliebte Sonne du, nach der ich lechzte mit dem Durste der Sehnsucht — hier ist mein Herz, verstaubt, müde und schlaftrunken; fülle es mit deinem Feuer und verzehre, was das Leben quält: den Winter, die Nacht, die trüben Gedanken und die Schmerzen!“ Und ein andermal heißt es beim ersten Anblick des Gardasees: „Hinter jenen Mauern nimmt das süße Märchen, dem man mit laut pochendem Herzen zugeeilt ist, seinen Anfang, beginnt das Unbeschreibliche, das Unfaßbare, erfüllt sich der Traum, dem man in einsamen Winternächten nachhing. Man tritt durch das Tor, schlägt die Augen auf und taumelt einen Schritt zurück. Dann sinkt man auf einen Stein nieder und verbirgt das Gesicht in den Händen, und wer ein dankbares und bewegliches Herz hat, der fängt auf einmal gar zu weinen an ... Pfui, über die Tränen! Man muß auch stark genug für das Glück sein. O, du gebenedeite Schönheit, zu der wir alle beten im tiefsten Unglauben und zu der wir uns drängen und sehnen all unser lebelang, du

Einziges, du Herrliches — in stolzer Siegesgewißheit, blendend und überwältigend erhebst du dich vor dem durstigen Blicke!"

Im Jahre 1882 trat Mamroth in die Redaktion der „Presse", im Jahre 1886 wurde er der Begründer der literarischen Halbmonatsschrift „An der Schönen Blauen Donau", die zuerst als Beiblatt der „Presse" herauskam, Sein Ansehen wuchs. Oesterreich schätzte und liebte schon lange seinen „Egon"; die starke Verbreitung seines glänzend redigierten Familienjournals machte seinen Namen auch über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus im Deutschen Reiche bekannt. Was war das aber auch für eine Zeitschrift, diese „Schöne Blaue Donau"! Auf einem künstlerischen Boden gewachsen, von einem Manne, der selber die Feder zu führen wußte und ein gewissenhafter Manuskriptenleser, ein peinlicher Redakteur und ein liebenswürdiger Mensch war, geleitet und bearbeitet, mußte diese Familienzeitung mit ihrer Fülle von Anregungen, mit ihrem stets wachsenden Heer junger, strebender Autoren aus Oesterreich, Deutschland und den Kronlanden bald eine hervorragende literarische Erscheinung werden. In der Tat war die „Schöne Blaue Donau" das Organ für viele Avant la lettre-Drucke unserer späterhin berühmten Dichter und Literaten. Schon bei Mamroths Tode wurde vielfach erwähnt, daß Arthur Schnitzler, Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal als Loris, Richard Beer-Hoffmann ihre ersten Erfolge der achtsamen Lektüre Fedor Mamroths verdankten, aber auch Benno Rüttenauer, Laura Marholm, Ola Hansson, Raoul Auernheimer, Marie Stona, Marie Herzfeld, Nandl Werchota debutierten in dieser anmutigen Zeitschrift. Die Sensation des Blattes aber waren Mamroths eigene Novellen mit ihren aparten Motiven und dem bestrickenden Reiz ihrer persönlichen Sprache.

Die „Schöne Blaue Donau" war Mamroths Stolz und Freude. Aber als ob dieser rastlose Geist gefühlt hätte, daß ihm nur eine kurze Spanne Zeit hienieden beschieden sei, und als ob es nun gälte, den ganzen Reichtum seines Seins und Vermögens in kondensiertester Arbeit zusammen-

zupressen, so konnte sich auch Mamroth arbeitend und schaffend nimmer genug tun. War der Abend gekommen und hatten andere des Tages Lasten von sich abgeschüttelt, so saß der Emsige noch im Theater oder am Redaktionstisch. Gab es auch dort nichts mehr zu leisten, nichts zu schreiben, nichts zu lesen, nichts zu redigieren, nichts anzuordnen, so beschäftigte sich sein unermüdlicher Geist mit neuen Entwürfen und Plänen. Jahrelang war es ein Musiker und halber Journalist, Otto Weiß, mit dem Fedor Mamroth kleine Lustspiele und drollige Schwänke austüftelte, mehr um sich selbst und sein sehnsüchtiges Herz durch eine anregende Arbeit abzulenken, als von der Aussicht auf Erfolg und Tantiemen gelockt. So wurden unter den Gaslaternen Wiens in den dunklen, schlummernden Straßen die geistreichen Lustspiele dieser beiden daherschlendernden Freunde geplant: „Eine Allianz“ — „Die Reise nach Sumatra“ — „Der Neffe des Ministers“ — „Die Unzufriedenen“ — „Der neue Paganini“. — Wohl wurden die Stücke aufgeführt und fanden auch teilweise Erfolg. Aber Mamroth kümmerte sich nicht um die Sprößlinge seines Talentes, sobald sie einmal das Licht der Welt erblickt hatten; ja, zum großen Leidwesen des armen Weiß verschmähte er es sogar, seine journalistischen Kollegen dafür zu interessieren. Er hielt es für unwürdig, seinen publizistischen Einfluß zugunsten seiner eigenen Person zu verwerten, er fühlte sich so quellfrisch und schöpferisch, daß er seine gestrige Arbeit immer zugunsten seiner heutigen vergessen zu dürfen glaubte. Schaffen, bloß Schaffen! Tätig sein! Das war der Inhalt seines Lebens. Den Erfolg, das Managen überließ er andern. Maschallah!

Auch gegen seine übrigen Bücher war er derselbe kühle, gleichgültige Vater. Im Jahre 1885 erschien bei Hugo Engel in Wien, Leipzig, Berlin ein Teil seiner köstlichen Reisebriefe unter dem Titel „Meilensteine“ vereinigt. Das Vorwort ist „Seiner Königl. Hoheit Hamlet, dem Prinzen von Dänemark in tiefster Ehrfurcht vom Verfasser zugeeignet“. Die Eröffnung der Gotthardbahn, das Begräbnis Garibaldis, Venedig beim Tode Richard Wagners,

die englische Mittelmeerflotte, die großen Triestiner Seemanöver und die spanischen Feiertage bei Anlaß des Besuchs des deutschen Kronprinzen im Jahre 1883 sind darin geschildert. Was wurde aus diesem feinen, liebenswürdigen Bändchen? Die Kritik der Monarchie hat es jubelnd begrüßt — es hat nie eine zweite Auflage gefunden.

Die Wiener journalistischen Verhältnisse waren finanziell nicht glänzend. Die „alte“ Presse sollte bald genug eingehen. Mamroth sah sich gezwungen, seine liebe „Blaue Donau“, seine lustigen Kollegen und die schöne, alte Kaiserstadt eines Tages zu verlassen. Es war ein schwerer Abschied, und er hat ihn niemals durch ein Wiedersehn gefeiert. Wohl war der Ruf, dem er folgte, ein ehrenvoller. Hieß es doch, in Frankfurt am Main ein Weltblatt redigieren und mitregieren zu helfen im Reiche der Geister. Allein in Oesterreich waren die Wurzeln seiner Kraft. Aus diesem Boden hatte sein Wesen seine beste Nahrung gesogen.

Die Lebensflagge auf Halbmast, kam er nach Frankfurt. Er debütierte am 24. Februar 1889 mit dem Doppelfeuilleton: „Warum Kronprinz Rudolf sterben mußte“, und diese erste Arbeit erregte Aufsehen. Man wurde neugierig auf den neuen Feuilletonredakteur. Am 7. April folgte der launige Dialog: „Die Furcht vor dem Glücke“, am 19. April die keck Skizze: „Die Amerikanerin“, anfangs Mai 1889 erschienen die hier im Buche wiedergegebenen „Pariser Briefe“, am 2. November zu Allerseelen wurde das Nocturno: „Wie ich begraben wurde“ gedruckt.

Mamroth unterließ es, sich um die Schicksale seiner Arbeiten und Bücher zu kümmern. Die Anforderungen des Tages drängten den Rastlosen ungestüm vorwärts. Für ihn gab es kein Verweilen, kein Atemschöpfen. Sein Leben war ausgefüllt bis zur letzten Minute. Man hätte fünf ehrbare und arbeitsame bürgerliche Existenzen daraus zimmern können. Aber was für den lyrischen Träumer eine Erlösung und Errettung vom schwer lastenden Daseinsgefühl bedeutete, das Sichbetrinken mit Arbeit, das war für die Welt in diesem Falle ein Verlust. Denn Fedor Mamroths Arbeiten sind wert, gelesen zu werden, wert, die breiteste

Öffentlichkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Selten noch war ein so großes Talent mit einem so lauteren Charakter verbunden. Ein Dichter, der zugleich ein entzückender Künstler ist, spricht aus seinen Werken. Das Impromptu: „Wie ich begraben wurde“ ist ein phantastisches Meisterstück von unheimlicher Gewalt, und die es vor nunmehr achtzehn Jahren gelesen, haben es trotz „Jörn Uhl“ nicht vergessen. Wieder aus einer andern Tonart reden die graziösen Novellen. „Die Forelle“, „Schwan und Karpfen“, „Robinsohn & Loreley“, „Cassandra“, alles Perlen eines beweglichen Humors und einer wundervollen Persönlichkeit.

„Unter der Schellenkappe“ heißt das Buch, das dreizehn dieser feinen Erzählungen in sich vereinigt. Es ist 1890 bei Schottlaender erschienen, und es ist nicht nur eine künstlerische Gabe, es ist auch ein Kämpferbuch. Mit Florett und Degen ficht Mamroth hier für die Rechte der Individualität. „Staat, Gesellschaft, Kirche, drei Formeln, drei Gespenster, drei Fußangeln, drei Zwangsjacken!“ ruft er einmal aus. „Wenn ich leide und klage, — wer tröstet mich? Der Staat, die Gesellschaft, die Kirche? ... Wenn ich entbehre und verschmachte, — wer hilft mir? Der Staat, die Gesellschaft, die Kirche? ... Die Tränen, die ich weine, — wer zählt sie? Der Staat, die Gesellschaft, die Kirche? ... Die Gefühle, die mich durchströmen, die Gedanken, die in meinem Hirn sich drängen, der Wille, der in mir lebt und wirkt und befiehlt, — wem gehören sie? Dem Staat, der Gesellschaft, der Kirche? ... Nein und nein und tausendmal nein! Das Leben ist der Güter höchstes, was auch die Dichter dagegen sagen mögen, und kein Gesetz der Welt, keine Ächtung, kein Bannstrahl und vor allem kein gefälschtes Pflichtgebot würde mich jemals verhindern können, mein Glück, wenn ich es vor mir sähe, mit starkem Arme an meine Brust zu ziehen!“

Auch eine weise Lebensphilosophie, die gefestigte Weltanschauung eines Mannes, der vieles gesehen und erlebt hat, sprechen aus diesem Buche. „Du fürchtest, ich lache über dich?“ heißt es einmal. „Nein, bei der Liebe, an

die du glaubst — ich lache über das Leben. Welch ein trübes, wüstes und albernes Durcheinander! Wie viele Larven darin und wie wenig Menschen! Wie tückisch der Zufall, der die Karten mischt, und wie verwirrt die Fäden, die uns Puppen lenken! Die Wenigen, die sich lieben, lieben sich zu ungleicher Stunde, und das Herz, das uns sucht, geht hilflos in die Irre." Diesen trostlosen Klagen gegenüber gibt es bloß einen Imperativ, den der Dichter in allen Varianten ausspinnt: Carpe diem!

Das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" gehorchte Mamroth bald. Nicht so willig ließ sich das Frankfurter Publikum erobern. Seine ungestüme, temperamentvolle Art und sein artistischer Stil waren nicht für die Vielen. Man war in einer kleineren Stadt nicht die großen Gesichtspunkte gewöhnt, nach denen geurteilt wurde. Besonders seine Schauspielreferate waren die Quelle vieler Anfeindungen, der stete Aufruf zu Debatten. Aber auch sein Eintreten für die modernen Frauenbestrebungen, für sozialistische und freiheitliche Forderungen, für neue Richtungen in Kunst und Literatur begegnete nicht allgemeiner Billigung. Mamroth hatte viel zu kämpfen, und er ist aus diesen Kämpfen siegreich hervorgegangen. Aber er hat sein Werk mit seinem Leben bezahlt. Das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" wuchs und gedieh, die Arbeit des treuen Wächters schwoll an und mehrte sich, aber hinter dem Unermüdlichen stand schon der stille Mahner und nahm ihm leise die Feder aus der Hand.

Es erübrigt, von Mamroth, dem Menschen, ein Wort zu sagen. Wenn ich die ganze komplizierte Erscheinung dieses Edlen zusammenfasse, ist es eine Empfindung, die besonders stark in den Vordergrund tritt: Fedor Mamroth war ritterlich vom Scheitel bis zur Sohle. Nicht bloß in dem Sinne, daß er die Frauen liebte, daß er das schöne Geschlecht als Mittelpunkt der Schöpfung empfand und die Liebe und Lust zum Weibe eine metaphysische Tendenz in ihm zu finden schien, er fühlte sich vor allem auch berufen, die Schwachen zu schützen. Für diese Seite seines Charakters bietet seine Tätigkeit an der „Frankfurter Zeitung" auf

Schritt und Tritt Beleg. Für jeden Verfolgten oder sich verfolgt Glaubenden ist er eingetreten, und wo er irgend auf dem Erdenrund eine nach Befreiung ringende Frau, ein in Unmündigkeit gehaltenes, nach Selbständigkeit verlangendes Kind, eine geknechtete Seele fand, hielt er es für seine Pflicht, für sie zu wirken und zu streiten. Die Zeitgenossen werden sich noch erinnern, daß Fedor Mamroth es war, der die unglückliche Prinzessin Luise von Koburg aus ihrem Kerker befreien half. Jahre und Jahre hat er für sie gekämpft, hat er bei jeder Gelegenheit auf die Unbill ihrer Gefangenhaltung im Irrenhause hingewiesen, bis die Öffentlichkeit sich ihrer erbarmte. Mit derselben Wärme ist er für die sächsische Kronprinzessin Luise bei allen Gelegenheiten eingetreten. Das verfolgte „Märchen" des österreichischen Bezirkshauptmannes zu Mürzzuschlag genoß seine Sympathien, Linda Murri erhielt ihre Rechtfertigung in der „Frankfurter Zeitung", und wo ihn ein junges Menschenkind in seinen Herzensnöten um Rat befragte, hat er stets zugunsten der individuellen Freiheit entschieden.

Ein Freund aller Enterbten, eine hochherzige Seele ist mit Fedor Mamroth dahingeschieden. Seine Liebenswürdigkeit war eine tiefinnerliche, sie entsprang einem reichen Herzen. Es schien ihm unmöglich, jemandem mit Absicht weh zu tun, ja, seine Ritterlichkeit ging so weit, daß er es kaum verstand, sich zu wehren. Er strafte seine Beleidiger mit Stillschweigen, und bloß, wo er bekennen zu müssen glaubte, weil seine Überzeugung, sein Richteramt es forderten, trat er, häufig gesenkten Hauptes, in die Schranken. Ich weiß noch, welchen Kummer es ihm bereitete, wenn er sich bei einer kritischen Arbeit vorwerfen zu müssen glaubte, er sei in seinen Ausstellungen zu weit gegangen.

Mamroth strotzte von Kraft und Gesundheit; mittelgroß von Gestalt, breitschultrig und untersetzt, war er an den kargen Sonntagen, die ihm die Arbeit freigab, ein eifriger Radfahrer, ein passionierter Bergsteiger und Tourist. Auch in den Künsten einer feinen Geselligkeit wußte er Bescheid.

Ach, er liebte das Leben, und es war sein Unglück, daß es sich ihm zu willig überließ. „Diese Erde ist so groß", heißt es einmal in den „Meilensteinen", „und unser Weg so kurz; der Tag ist so hastig und unser Ziel so nahe. Wollen wir nicht lieber wachen, da wir bald so viel Zeit zum Schlafen finden? Das Blut, das durch unsere Adern rollt, der Atem, der unsere Brust hebt, der Gedanke, der in uns lebt und leidet — hören Sie nicht den Dreiklang dieser Mahnung: eile! eile! Diese heißhungrige Sehnsucht, die an die dahinziehenden Wolken ihre Seufzer hängt und in schlaflosen Nächten den Sturm begleitet — Sie hätten sie nicht selbst empfunden?" „Wandern, soweit die Füße uns tragen, im Fluge von allem Schönen kosten; genießen, solange die elenden Nerven reichen, bis man endlich satt und stumpf mit Romeo stöhnt: Augen, blickt euer Letztes, Arme, nehmt die letzte Umarmung — —" Dies ist Fedor Mamroths Konfession.

Zu Anfang des Winters 1906 meldeten sich die ersten Anzeichen jener Krankheit, die ihn nach kaum fünfzehn Monaten dahinraffen sollte. In aller Ruhe begegnete er der Operation; seinen letzten Willen und zwanzig Abschiedsbriefe hat er vorher in der Klinik geschrieben. Er vernichtete diese Briefe auch dann nicht, als er das Krankenhaus verlassen hatte. Die Symptome bestanden fort, und er ahnte sein Ende. Gelassen traf er seine Vorbereitungen, und sein letztes Dokument war jener vielfach abgedruckte Brief an die „Frankfurter Zeitung", worin er um eine nur kurze Todesmeldung und eine stille Bestattung bittet.

Fedor Mamroth ist nicht mehr. Der Friede der Sterblichkeit ist über diese leidenschaftliche Seele gekommen. Am 25. Juni ist er still entschlafen. Aber der Zauber seiner Persönlichkeit spricht aus jeder Zeile seiner Schriften.

In dieser Welt braucht man Ellbogen, um sich durchzusetzen, eine tönende Stimme und große Gebärden. Wer eine scheue Seele und vibrierende Nerven hat, wer zu stolz und empfindsam, zu keusch und zurückhaltend ist, erobert sich keinen Platz auf dem großen Jahrmarkt der Literatur. Darum halte ich es für die Pflicht derer,

denen Fedor Mamroth ein Freund und Bruder war, für ihn zu streiten und zu kämpfen, für das Vorbildliche seiner Persönlichkeit, für das Dauernde in seinen Werken einzutreten. In dieser festen Zuversicht habe ich die vorliegenden Feuilletons zusammengestellt und herausgegeben. Möge das liebe Buch recht viele und treue Freunde finden!

Frankfurt a. M., im September 1907.

Johanna Mamroth.

Pusztenbild

Ich sollte doch zur Nacht dableiben, bat die Hausfrau. Der wackere Sandor stand daneben, schielte nach der halbgeleerten Sherryflasche und gähnte. In der einen Ecke des Sofas schlummerte die kleine Maria, in der andern der noch kleinere Ferencz. Karo, der gefleckte Hühnerhund, hatte sich vor dem Ofen hingestreckt und schnappte im Traume mitunter nach einer imaginären Wurstschale in die Luft. Ich griff nach dem Hute.

„So nehmen Sie wenigstens den Stefan ein Stück in die Puszta mit!"

Ein fragwürdiger Schutz. Stefan, der Automedon des Hauses, war ein alter, würdiger Herr, der bereits bei Leipzig mitgefochten. Zudem kannte ich die Puszta wie meine Brieftasche. Der Abend war klar und hell. In einer Stunde mußte der Mond heraufkommen, und vor Mitternacht schon konnte ich daheim im Bette liegen.

Ich warf den Mantel um und empfahl mich. Der wackere Sandor begleitete mich die Treppe hinunter; die Hausfrau blieb auf dem Flur und leuchtete mit der Lampe nach; der Held von Leipzig öffnete mir die Tür des Gehöftes. Man tauschte die herkömmlichen Wünsche und Danksagungen. Dann klirrte der Riegel, und ich schritt langsam ins Dorf hinein.

Milde Novembernacht mit einem blauen Samthimmel voller Sterne. Kein Lüftchen rührte sich, kein Laut ertönte in der Runde. Nur das Rascheln meines Fußes in dem welken Laub der Nußbaumallee störte die tiefe Stille

Bald war die letzte Hütte erreicht, und ich stand am Saume der Puszta.

Vor mir dehnte sich die Ebene, endlos, so weit das Auge reichte. Zur Linken schimmerte ein weißer Streifen herüber, der Fluß. Rechts am Horizont erhob sich ein Wäldchen, das in dem Nachtdüster die Formen eines barocken Kastells annahm. Zinnen und Warten glaubte ich deutlich herauszufinden, und das zitternde Irrlicht, das plötzlich herüberblinkte, schien mir der flackernde Kienspan, mit dem ein grauköpfiger Kastellan an der Zugbrücke des Herrn harrte. Das Wäldchen bezeichnete meine Wegrichtung.

„Hast du Begriff von Öd' und Einsamkeit?" Die Frage Mephistos, bevor er Faust zu den geheimnisvollen Müttern hinableitet.

Wo denkt man sich den Ort, an dem die beiden wandelten?

Öde und Einsamkeit! In der römischen Campagna, unter den Ruinen des kalabrischen Poseidontempels, an den Trümmerstätten von Babylon und Theben, allüberall, wo eine vormals mächtige Welt ihr Grab gefunden und wo Tod und Vergänglichkeit aus jedem Steine sprechen.

Aber nicht auf der Puszta.

Sie ist kein Sarkophag, sie ist der Quell ewigen Lebens. Der Natur gehört sie zu eigen, und kein Joch von Stein und Mörtel hat sie je entweiht.

Öde und Einsamkeit in den Städten, in den rauschenden Vergnügungen, in dem Gewühl des Markusplatzes, wo sie Goethe selbst so tief empfunden, allerorten, nur nicht auf der Puszta. Ihr Schweigen weckt nicht das Grauen, nein, das Grübeln; nicht die Klage, wie doch die Welt so elend sei, sondern das feierliche Gefühl der Größe und Ewigkeit aller Naturkräfte. Wer ein krankes Herz in der Brust trägt — hier muß es genesen. Welches Leid dieser Erde hat Gewalt über uns, wenn wir das eigene, winzige Ich in den Schatten der Allmacht des Weltgedankens stellen?

Im Osten steigt ein dämmernder Schein herauf. „So

hinan denn, hell und heller." Der Mond. Gleich beginnt die Puszta zu atmen. Ihr Hauch verdichtet sich zu brauenden Dämpfen, die über den Boden hintaumeln, mehr und mehr zu phantastischen Gebilden sich zusammenkneten und den Weg des Wanderers verwehen. Aber schon ist der Saum des Wäldchens erreicht, und so sehr die Nebel auch nachdrängen, sie fangen und zerfetzen sich im Buschwerk.

Bis zu den Wipfeln der hochstämmigen Buchen und quer durch das Gehölz ist der Blick frei. Wiederum ein Irrlicht. Der Pfad führt direkt darauf los, und es wird größer und größer. In der Ferne löst sich von der Baumreihe ein Schatten ab und gleitet still über den Weg. Die Hand umspannt fester den wuchtigen Knotenstock.

Jetzt ist das Licht verschwunden. Nein, hinter jenem Strauche züngelt es wieder hervor. Ein flackerndes Feuer — Zigeuner! Da erscheint auch schon einer von der Bande, demütig die Mütze in der Hand; er ladet den Wanderer ein, näherzutreten und sich zu wärmen.

Rund um das Feuer schlummern die Genossen, Männer, Weiber, Kinder. Über die Kleinen hat man eine Decke gebreitet, aber sie ist nicht groß genug, um all die nackten, braunen Leiber zu verhüllen. Der Führer tritt unter die Schläfer, rafft einen Arm voll Kinder zusammen und kollert sie zur Seite, ohne daß das kleine Volk sich bemüßigt findet, zu erwachen. Dann ersucht er etliche Männer mittelst höflicher Fußtritte, gleichfalls ein wenig wegzurücken, breitet ein schmutziges Tuch über das welke Laub und bemerkt in elegantem Zigeunerisch: „Nehmen Sie gefälligst Platz."

Es war ein Mann in den bessern Jahren, kräftig gebaut, mit scharfgeschnittenen Zügen. Er hatte irgendwo ein paar Worte Deutsch aufgelesen, so daß wir uns notdürftig verständigen konnten.

Ich erklärte, wohin ich wollte. Der Zigeuner schüttelte das Haupt. Der Weg sei beschwerlich, der Morgen nahe, ich möge den Tag abwarten. Zu jener Zeit besaß ich noch einen gewissen Sinn für Romantik, den ich jedoch mittlerweile im Wege emsigen Steuerzahlens gehörig aus-

geschwitzt habe. Eine Nacht bei Zigeunern — ich überlegte nicht lange, nickte und zog meine Pfeife hervor. Der Mann warf frisches Reisig ins Feuer und setzte sich neben mich. Wir gerieten in Unterhaltung.

Eine schöne Sprache, die zigeunerische. Sinnlichkeit und Klangfülle zeichnen sie aus. Vorzüge aller Idiome, die, wie etwa das lettische, nicht unter dem Schliffe der Zivilisation Schaden genommen haben. Die deutschen Worte klangen neben den zigeunerischen so krank und schwächlich, wie der Ruf einer tuberkulösen neben jenem einer gesunden Lunge. Wie hat unsere arme Sprache unter der Kultur gelitten! Ist es auch nur einen Augenblick zweifelhaft, was besser klingt: das heutige Wort Nadel oder das altdeutsche nadala, Säckel oder sekila, Berg oder bergo, Segel oder segal, Mensch oder mennisco, murmeln oder murmalon, hören oder horian, Himmel oder himilo?

Ich fragte den Zigeuner nach seiner Familie. Er deutete auf einige Weiber jenseits des Feuers und auf eine Schar von Krausköpfen zu unserer Linken:

„Agale schtar tschawe hi halauter, mischdo, o gluno naschele, o duito schtele, o trito ghiewele, o schtarto snele!‘

Zu deutsch: „Diese vier Knaben sind alle gut, der erste läuft, der zweite springt, der dritte singt, der vierte lacht!“

Ob die Kleinen schon etwas gelernt hätten?

Der Mann wurde förmlich bleich: „Zachoweggs Christus pan!“ — Christus, der Herr, verhüte es!

Wer konnte da ernst bleiben!

Mein Zigeuner war im übrigen ein sehr prosaischer Geselle. Er klagte über die schlechten Zeiten trotz jedem Wiener Finanzbaron und jammerte, wie schwer es sei, sich ehrlich durch die Welt zu schlagen.

Ob er denn nichts mit Musikmachen verdiene?

Er könne nur singen, Geige spiele er nicht.

Er ließ sich nicht lange bitten und hub leise zu tremolieren an. Die Stimme hob und senkte sich. Sie malte mit raschen, springenden und abspringenden Tönen. Eine

Steppe, die sich weit und grau, wie ein vereinsamter, in die Seele hineinsuchender Gedanke, verliert; aber auch ein Felsenvorsprung, der sich jäh in den Weg stellt. Wenig Rhythmus, viel Empfindung. Der Text kurz und wechselnd. Auch in der Poesie ist der Zigeuner Nomade, der den poetischen Satz ebenso rasch wie sein Gezelt abbricht.

Ein merkwürdiger Anblick! Rings die Baumgruppen, die Stämme im Scheine des Feuers verklärend und die Kronen im Mondlicht badend, dann die schlummernden Gestalten, hier ein trotziges Antlitz, dort eine geballte Faust der Flamme zugekehrt. Und in die Waldesstille hinein der melancholische Gesang des Mannes. Lenaus Hirt wurde in meinen Gedanken lebendig:

„— — — Wir trafen ihn,
Als wir das Magyarenland durchirrten,
Zu Roß, im Wald bei seinem Wachefeuer.
Die schwarzen Hengste grasten in der Runde,
Seltsam bestrahlt, und unserm Lauschen sang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde.“

Der Nachtwind rauschte in den Blättern, und mich fröstelte. Der Zigeuner richtet sich halb auf und ruft halblaut: „Flamenka!“ Im Nu rafft sich aus der Schar der Frauen eine Gestalt auf, die, ohne einen weitern Auftrag abzuwarten, mit einer Flasche in der Hand sich nähert.

Ein halbwüchsiges Mädchen, schlank und zart. Um die feinen Glieder schmiegt sich ein dunkles Gewand, reiner und besser, als man erwartet. Die Augen blitzen im Zwielicht, das rabenschwarze Haar flutet in üppigen Wellen über den Nacken. Jeder nimmt einen herzhaften Schluck. Ich reiche die Flasche dem Mädchen: „Trink!“ Flamenka zieht die Stirn in Falten, macht mit der Hand eine abwehrende Bewegung und springt auf ihren alten Platz zurück. Hier kauert sie auf dem Boden und starrt mit ihren brennenden Augen zu uns herüber.

Also kam der Tag heran; die Sonne nahte, und das Feuer erlosch. Allmählich erwachte das Leben in der kleinen Schar, nicht ganz so geschwind wie im zweiten

Akt des „Troubadour", aber dafür auch nicht ganz so musikalisch. Ich machte die Bekanntschaft der Bande. Schöne, stattliche Männer und Raphaelsche Engelsköpfe unter den Kindern. Die Frauen ließen zu wünschen übrig. Die einzige Flamenka, die höheren Anforderungen genügte. Unter den Jünglingen fiel mir einer ganz besonders durch seine Wohlgestalt auf. Er hätte seiner Gesichts- und seiner Körperbildung nach Astyanax vorstellen können, und Hektor würde ihn an die Brust gezogen und seine Freude genannt haben.

Die Bande zog westwärts, ich ostwärts. Zuvor feierte die österreichische Währung Triumphe über Triumphe. Als ich mich nach Flamenka umblickte, sah ich gerade ihr Gewand zwischen den Bäumen entgleiten. Ich rief ihr nach, worauf sie stehen blieb und das finstere Gesicht nach mir zurückwendete. Ich nahm ihre Hand und legte eine Münze hinein. „Grüß Gott, Flamenka!" Das Mädchen warf einen ängstlichen Blick zur Seite. Da stand, an einen Stamm gelehnt, mit untergeschlagenen Armen der hübsche Bursche von vorhin und sah drohend herüber.

Wieder in die Puszta hinaus ging mein Weg. Eine Krähe flatterte schwerfällig über das bereifte Grün. Die Dämpfe hatten sich zur Waag hinüber geflüchtet. Gerade über den Häusern meines Dorfes stieg der feurige Sonnenball in die Höhe. Ein Meer von Farben spülte über die Ebene hinweg.

Das Erdbeben von Agram

Agram, 17. November 1880.

Ungleich besser, als dadurch, daß man sein Brot mit Tränen ißt oder in bangen Winternächten, anstatt unter die warme Decke zu schlüpfen, weinend auf dem Rande des Bettes sitzt, lernt man die himmlischen Mächte kennen, wenn man eine Nachtreise selbacht in einem Coupé zurücklegt. Und in diesem unheimlichen Herbstmonat gar, da der Scirocco, sobald die Lokomotive eine Höhe erklettert hat oder in eine ungeschützte Ebene hinabgestampft ist, wütend den Waggon umheult, an den Fenstern rüttelt und durch die kleinsten Fugen in den dumpfen Raum hineinzischt; in dieser Jahreszeit gar, da ein wüstes Durcheinander von Pelzen, Menschenleibern und Fußsäcken das Coupé fast zum Bersten bringt und der Reisende über alle seine Gliedmaßen Protokoll führen möchte, um unliebsame Verwechselungen mit jenen des Nachbars zu vermeiden. Wer einmal auf solche Weise die Bekanntschaft der geehrten Himmlischen gemacht hat, der wird ihrer hochachtungsvoll gedenken, so lange die Pein vergangener Leiden über sein Herz Gewalt hat.

An der Station Steinbrück endigt die entsetzliche Fahrt. Der Zug nimmt sich einige Minuten Zeit zum Verschnaufen. Das Zittern seiner Glieder klirrt und dröhnt in die stille Nacht. Dann eilt er weiter, dem Meere zu, und nimmt mit höhnischem Geheul von den tief vermummten Gestalten Abschied, die auf den Perron gesprungen sind und ihm eine drohende Faust nachsenden. Alle Wartesäle des Bahn-

hofes sind überfüllt. Der große Trümmerhaufen im Osten zieht Scharen von Arbeitern, Bauunternehmern und andern Geschäftsleuten an. Es ist der alte Ausgleich: das Unglück der einen ist stets das Glück der andern, und wenn Arzt und Apotheker um ihr täglich Brot beten, bitten sie eigentlich um nichts anderes als um Tod und um Krankheit.

Alles unterhält sich von den Ereignissen der letzten Tage. In dem einen Saal erzählt eine Dame, die aus Agram geflüchtet war und sich anschickt, wieder dahin zurückzukehren, ihre Erlebnisse während der ersten Katastrophe. Ein Ring von Zuhörern umgibt sie, und es macht beinahe den Eindruck, als beute die Dame die Situation ein wenig aus. Denn wenn man ihr glauben dürfte, wäre ihre Rettung aus dem Einsturz der Plafonds und dem Bersten der Mauern noch wunderbarer gewesen als jene des Kaisers Max von der Martinswand. Auch muß man nach ihren Mitteilungen mit aller Bestimmtheit annehmen, daß in dem armen Agram tatsächlich kein Stein auf dem andern geblieben sei.

Man steigt in den neuen Zug, wieder als der achte zu sieben andern Reisenden eines Coupés. Nie zuvor soll auf dieser Strecke ein so starker Verkehr gewesen sein. Es dauert nicht lange, und das souveräne Gesprächsthema bemächtigt sich aller Passagiere. Die einen fragen, die andern berichten. Die verschiedenen Stöße werden in ihren Wirkungen genau auseinandergehalten und beschrieben. Eben fährt der Zug stark bremsend in eine Station, und dieses Geräusch, verbunden mit der es begleitenden Bewegung, wird allgemein jenem Rollen ziemlich ähnlich erachtet, das sich als Vorläufer des Erdstoßes höchst unheimlich bemerkbar gemacht habe.

Der Morgen dämmert. Der Blick des aus dem Halbschlummer jäh aufschreckenden Touristen streift eine große Trauerfahne, die von einem Schlosse mit schöner Säulenfassade herabweht. Man passiert die Besitzung des großen Chirurgen Dumreicher, der gerade heute zu Grabe getragen wird. Auf der Chaussee rollt Wagen um Wagen einher. Man unterscheidet die Trauergäste und das Korps unifor-

mierter Leichenträger. Die schwarze Flagge vom Schlosse Dumreicher ist ein passender Gruß für den, der die Not der Hauptstadt des Dreieinigen Königreichs zu prüfen sich anschickt.

Was man im Zwielichte von Kroatien wahrnimmt, ist nicht ungeeignet, alte Vorurteile, die der Norden über die Heimat der gefürchteten Kriegsvölker nährt, gründlich zu zerstreuen. Es ist ein reich kultiviertes, von der Natur mit zärtlicher Anmut ausgestattetes Land, das sich zwischen die breit auslaufenden Furchen des Agramer Gebirges einbettet. Die Gegend ist gut bevölkert. Zahlreiche Dörfer, die in ihren schmucken Häusern Wohlhabenheit verraten, ziehen vorüber; Weinberge mit verwelktem Laube wechseln mit den erdbraunen Flächen frisch aufgerissener Ackerfelder. Geflügelhöfe, aus denen ein vielstimmiges Geschrei und Gekrächze dem Zuge nachtönt, deuten auf eine nicht gewöhnliche wirtschaftliche Entwicklung des Landes hin. Die breite, gutgepflegte Chaussee, welche die Bahn nach der Hauptstadt begleitet, ist sehr belebt. Die Landleute bringen ihre Bodenerzeugnisse nach Agram, und vor manchem Gefährte nehmen die kräftigen Rosse für eine Weile erfolgreich den Wettlauf mit der Lokomotive auf. Endlich zeigt sich von fern der erste städtische Häuserzug. Fabrikanlagen bekunden die Nähe des industriereichen Agram, das sich in die terrassenförmig übereinandergelagerten Bergketten so sorglich hineinbaut, wie wenn es sich vor jeder Naturgewalt, die aus dem weitausgebauchten Savetal herübergriffe, schützen wollte.

Indem man erwartungsvoll das Weichbild der Stadt betritt und das Panorama sich langsam entwickeln sieht, bleibt zuerst der Blick an einem hohen Rauchfang hängen, dessen oberer Teil eine bedenkliche Neigung verrät, zu der Erde, der er entstammt, wieder zurückzukehren. Zugleich erwacht in dem Ohr des überraschten Fremden ein Vers, der ihn den ganzen Tag hindurch wie eine spottende Mahnung auf allen seinen Wegen begleitet: „Mußt mir meine Hütte doch lassen stehn!“ Prometheus, der Trotzige, der die Allmacht der Götter schmäht, hat

sicherlich nie ein Erdbeben erlebt! Gewiß, er kann sich seine Hütte so fest und verständig aufführen, daß sich der Orkan an ihren Mauern bricht und die Fluten des Meeres sie nie erreichen. Mit dem festen, treuen, sichern Boden unter seinen Füßen kann der Stolze leicht allen Opferrauch verschmähen und die Armut der Gewaltigen geißeln. Allein dieser Boden bebt und weicht! Die besten Fundamente wanken, die stärksten Mauern stürzen! Wenn niemand es ahnt, mitten im Lärm des Tagewerkes oder im Frieden der Nacht öffnet die Erde ihren Schoß und zertrümmert in Sekunden, was der Fleiß von Generationen aufgerichtet hat, und raubt und tötet. Nach den Schreckenstagen, wie Agram sie erlebte, soll einmal ein neuer Prometheus höhnisch zu den Göttern treten: „Müßt mir meine Hütte doch lassen stehn!“ Die Mauern gebieten keinem Sturme mehr; die Dämme mögen noch so kühn die Wogen zwingen — hier verblutet jeder Stolz, den man in Menschenkraft und Menschenwerk setzt, hier ersteht die bange Demut der Hilflosigkeit.

Mit den Städten geht es erfahrungsgemäß wie mit den Menschen, die man kennen lernt. Über Neigung oder Abneigung entscheidet der erste Blick. Was Agram anbelangt, so kann man nicht fünf Minuten in seinen Straßen weilen, ohne von dem heiter-freundlichen Charakter der Stadt sympathisch berührt zu werden. Wenn sich ein solcher Eindruck in dem abscheulichen Landregen bilden kann, den heute leider der Südwind über die Stadt geweht hat, so wird man sich unschwer vorstellen, wie hübsch Agram erst bei Sonnenschein sein muß, wenn das blanke Licht seine Türme umfängt und die Bergesketten in klares Himmelsblau hineinragen. Wenn ich jemals durch einen Zufall in die angenehme Lage geriete, als Feldmarschall-Leutnant in Pension zu gehen, so würde ich den möglichst großen Rest meiner Tage mit Vergnügen in dieser hübschen Stadt verleben. Allerdings ist dieser Entschluß an eine Bedingung geknüpft, deren Notwendigkeit gerade jetzt auf Schritt und Tritt auffällt: vulkanische Passionen dürfte sich Agram um keinen Preis mehr erlauben!

Bei der ersten Besichtigung der Stadt ist man nicht übel geneigt, den Umfang des Unglücks, das Agram betroffen, zu unterschätzen. Man hat bereits fleißig gearbeitet, die Spuren der Katastrophe zu verwischen, und geht mit einer Entschlossenheit, für die kein Ausdruck der Bewunderung stark genug ist, an das Werk der Wiederaufrichtung. Aber gar bald überblickt man die Verheerung, die von der unheimlichen Erdgewalt ausgegangen ist, in ihrer ganzen Größe. Man bemerkt an zahlreichen Häusern die provisorische Ergänzung des eingestürzten Dachstuhles, die Trümmer der Rauchfänge und die klaffenden Risse, die durch alle Stockwerke gehen. Überall sind Bauhandwerker tätig, und beispielsweise auf der Ilica, der Hauptstraße der untern Stadt, sind fast in der ganzen Ausdehnung die beiden Trottoirs durch die Warnungsbalken der Arbeiter abgesperrt. Steigt man nun zur Promenade hinauf, von der man eine sehr schöne und umfassende Aussicht auf die untere Stadt genießt, so bemerkt man sogleich, daß nur wenige Häuser von den äußern Spuren der Verwüstung verschont geblieben sind. Nicht minder schrecklich hat die obere Stadt gelitten. Hier sind es vornehmlich die öffentlichen Bauten, die Kirchen und ärarischen Ämter, die Schaden genommen haben. Auffallend ist die Verletzung der Markuskirche, die ihr neu aufgeführtes Schiff an einen alten Turm lehnt. Dieser letztere scheint unversehrt geblieben zu sein, während die neuerbaute Fassade einen gewaltigen Riß aufweist. Eine Ruine, die jeden Moment einzustürzen droht, ist die Lehrerbildungsanstalt, die auf einem aufragenden Hügel postiert ist.

Indes, alle diese Schäden sind längst bekannt und werden bei dem Eifer, mit dem allenthalben gearbeitet wird, auch bald verwischt sein. So tief und schmerzlich aber der Eindruck dieses Unglücks ist — man muß zu den Toten gehen, um sich davon überwältigt zu fühlen. In der obern Stadt befindet sich der Georgifriedhof, gleichfalls auf dem Gipfel eines Hügels gelegen. Hier hat das Erdbeben in einer Weise gehaust, wie wenn der Tag des Jüngsten Gerichts an die Pforten der Gräber

geklopft hätte. Die meisten Grabsteine sind umgestürzt oder doch, wo das Fundament standhielt, aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben. Unmittelbar neben dem Kirchlein, das überall Risse zeigt, liegt eine dunkle Gestalt lang ausgestreckt auf dem Boden und scheint mit den Händen in das nasse Gras zu greifen. Man erschrickt wohl beim ersten Anblick, weil die Haltung der Figur eine so menschliche ist. Es ist ein Engel, der auf einer Weltkugel gestanden ist, und samt dieser Kugel niedergeschmettert wurde.

Minder ergreifend, aber immerhin wirkungsvoll genug ist das Bild, das sich mir darbietet, wenn ich mich verleiten lasse, aufzublicken und den Plafond meines Zimmers zu mustern. Quer durch die Decke geht ein Riß, in den man bequem zwei Finger legen könnte. Die Rücksicht auf ein Menschenleben, das ihm sehr teuer ist, dürfte den angenehm Überraschten veranlassen, dieses interessante Gemach mit einem für die Wirkung des Erdbebens weniger beweiskräftigen zu vertauschen.

Der Verkehr auf den Straßen war während des Tages trotz des strömenden Regens sehr lebhaft. Man will wissen, daß an sechstausend Menschen die Stadt verlassen haben. Aber man merkt diesen Exodus höchstens abends, wenn man die Stadt durchstreift und dabei wahrnimmt, daß fast sämtliche zweite und dritte Stockwerke unbeleuchtet, also unbewohnt sind. Morgens bietet der Jellacicplatz, auf dem sich eine Reihe großstädtisch angelegter Kaffeehäuser findet, ein originelles Bild. Das Landvolk in malerischer, weißroter Tracht hält hier seinen Markt ab, und über all der Beweglichkeit dieses Lebens und Treibens deutet das bronzene Reiterbild des Mannes von 1848 mit der vorgestreckten Degenspitze in die Nebelwolken, die das Gebirge einhüllen. In einigen Schaukästen sind bereits die Photographien besonders stark heimgesuchter Gebäude ausgestellt. Die Bilder sammeln Kreise von Neugierigen, die einander die Situationen erklären, um sich. So wird aus einem Ereignis von gestern eine Geschichte von heute.

Agram, 19. November.

Mutig sein ist eigentlich eine weitaus geringere Kunst, als gewöhnlich angenommen wird. Man besieht sich einen Moment die Gefahr, rafft dann an Leichtsinn zusammen, was man just besitzt, drückt die Augen zu und führt das als unvermeidlich Erkannte aus. Man nennt dieses Verhalten Unerschrockenheit, belohnt es im Kriege mit Tapferkeitsmedaillen und läßt es von unbeschäftigten Dichtern besingen. Aber man stelle einmal die Männer, die vielleicht kühn gegen eine Batterie gehen, einer Gefahr gegenüber, die sie nicht kennen, deren dräuend Antlitz gleichsam aus dem Schoße der Erde emporsteigt, einer Gefahr endlich, die ihre Schrecken offenbart, wenn man es am wenigsten vermutet — zumal im Frieden der Nacht. Das Erdbeben von Agram hat die beherztesten Männer zittern gemacht. Die grausigen Verwüstungen, die eine geheimnisvolle Naturkraft angerichtet hat, sind natürlich auch auf die menschliche Phantasie nicht ohne Einfluß geblieben.

Von der Macht der menschlichen Einbildungskraft, und wie sie unter dem Einflusse außergewöhnlicher Verhältnisse ausreift, kann übrigens auch ich einiges erzählen. Wenn man nachts im Bette liegt und im Einschlafen plötzlich durch einen hellen Hahnschrei gestört wird — was tut man in normalen Zeitläuften? Man legt sich auf das andere Ohr. Nicht so in den Tagen des Erdbebens in Agram. Man schreckt in die Höhe und lauscht angestrengt. Der Schrei wiederholt sich — einmal, zweimal, dreimal. Man hört auf, zu zählen. Was in aller Welt hat ein Hahn vor Mitternacht zu krähen? Hat das Federvieh nicht bloß das Grauen des Morgens zu verkünden, damit die Geister der Nacht rechtzeitig verschwinden? Man erinnert sich, manches gelesen zu haben, was darauf deutet, daß Tiere gewisse Naturerscheinungen im voraus fühlen. Sollte dieser abscheuliche Vogel eine neue Bewegung der Erde wittern? Man zündet die Kerze an, faßt den Plafond des Zimmers fest ins Auge und erwartet mit erklärlicher Spannung die

kommenden Ereignisse. Schläft man endlich ein und wird man um Mitternacht abermals durch ein geräuschvolles Rollen geweckt, so nimmt man getrost an, es fahre unten auf der Straße ein Wagen vorüber. Am andern Tage ist man dann um so erstaunter, in der „Agramer Zeitung“ zu lesen, daß wirklich um die angegebene Stunde ein neuer Erdstoß verspürt wurde.

Heute, da die Sonne wieder glänzt und die dunklen Linien des Gebirges sich scharf vom blauen Himmel abheben, bietet auch Agram ein helles Bild kraftvoller Neuerstehung. Man würde sehr irren, wollte man annehmen, die Bevölkerung sei völlig entmutigt und verzweifle an ihrem Schicksal in trüber Apathie. Nichts von alledem! Jeder hat sein Tagewerk wieder aufgenommen. An fast allen Häusern wird fleißig gearbeitet. Wagenzüge mit Baumaterialien durchkreuzen die Stadt. Es sollen schon mehr Werkleute zusammengeströmt sein, als man benötigt. Wenn nicht, was nach den Vermutungen der Geologen kaum anzunehmen, das Unglück sich erneut, wird schon in wenigen Wochen Agram wieder das Bild einer freundlichen, blühenden und gefestigten Stadt bieten.

Es gibt Länder, in deren Entwicklung sich eine Bewegung kundtut, die fast wie ein Naturgesetz erscheint: was die eine Welle ans Ufer spült, nimmt die Woge einer Sturmnacht wieder ins Meer hinaus. Von der alten Kultur, deren Trümmer man heute in Dalmatien bewundert, hatte gewiß auch das Hinterland, dessen natürlichen Reichtum Altertum und Mittelalter gewürdigt haben, seinen Anteil empfangen. Wo die römischen Legionen oder die venetianischen Kaufleute ihren Fuß hinsetzten, blieb eine Spur von ihrem Geiste zurück. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch Kroatien von den Wellen der großen Kulturbewegung nicht unberührt geblieben ist. Aber dann kamen die großen Springfluten, deren Ziel immer nur die Vernichtung gewesen, die Einfälle des siegreichen Barbarentums in das wenig geschützte Land. Was die räuberische Axt verschonte, zerstörte das Feuer. Das

Unglück geht immer gründlich zuwege. Befragt man das „Vereinigte Königreich" um seine Vergangenheit, so ist es kaum imstande, sich mit einigen zerbröckelten Sarkophagen oder Marmorsplittern über eine einstige Blüte auszuweisen. Wo sind die großen Städte Siscia, Sirmium und Salona hingeraten, von deren monumentalen Bauten die alten Geschichtswerke erzählen? Der asiatische Zorn hat sie der Erde gleichgemacht. Was ist aus den herrlichen Kathedralen der Bistümer von Korbavien und Modrus, aus den stolzen Schlössern von Udbinja und Modrus geworden? Schutthaufen deuten die Stellen an, wo sie gestanden, und von den Domen der Pozeganer und des Casmaer Kapitels weiß man kaum mehr den Ort, an dem einst ihre Türme sich erhoben haben. Die Kirchen des Templer- und des Johanniterordens zu Glogovnica und Casma, die weitberühmten gotischen Abteien zu Biela, Dobra-Kuca und Topusko, die Hunderte von alten Schlössern, welche die Berge krönten — ihr Schicksal war mit dem Falle des byzantinischen Kaiserreiches besiegelt. Nach Agram muß man kommen und das einzige Bauwerk betrachten, das aus dem Mittelalter zurückgeblieben ist, um den Wert dessen zu empfinden, was man verloren hat. Der Dom dieser Stadt, dessen schlanker Turm, aus acht sich verjüngenden Stockwerken bestehend, auf Meilen hinaus sichtbar ist, gilt mit Recht als die größte Merkwürdigkeit des Landes. Seine Geschichte ist die Geschichte Kroatiens; denn keines der Schicksale, die dem Königreich beschieden gewesen, ist spurlos an dem Dom der Hauptstadt vorübergegangen. Dies gilt selbstverständlich auch von der jüngsten Katastrophe, die das vom heiligen Ladislaus begründete Werk leider nicht verschont hat.

Agram ist sehr alt. Auf die Spitze des weit in die Ebene hineinragenden Höhenzuges hatten vermutlich schon die Ilirer ihre Burgen gebaut. Später hatten offenbar die Römer ihren strategischen Scharfblick bewährt und dort oben ein Kastell angelegt. Nationale Geschichtsschreiber nehmen an, daß ein Volk der Kroaten bereits im siebenten Jahrhundert aufgetaucht sei und sich des Landes bemächtigt

habe. Gegen Ende des achten Jahrhunderts herrscht das mächtige Zepter Karls des Großen auch über Kroatien. Als die fränkische Macht sank, entwanden sich die Kroaten der fremden Herrschaft und wählten eigene Fürsten und Könige. Auch Kroatien hat aus jener Zeit seinen „Großen", König Kresimir IV. nämlich, der nicht nur Zara, das damals den Venetianern gehörte, sondern auch viele andere dalmatinische Städte und Inseln unterwarf und sich als König von Dalmatien und Kroatien proklamiert haben soll. Stefan II. ist der letzte nationale König. Im Jahre 1102 krönten die Kroaten den ungarischen Fürsten Koloman in Belgrad als kroatisch-dalmatinischen König. Mit Andreas III. (1301) erlosch das Haus Arpad. Könige aus verschiedenen Häusern beherrschten nun Kroatien, bis endlich 1625 in Cesina Ferdinand I. aus dem Hause Habsburg die Königskrone erhielt. Im Jahre 1563 hatten sich die Bauern gegen den übermütigen Adel erhoben und einen der Ihren, Matthias Grubec, zum Könige ausgerufen. Als man, wie überall, diesen Aufstand bewältigt hatte, wurde Grubec auf dem Markusplatze in Agram — dort, wo heute der Dachstuhl der Kirche in Trümmern liegt — auf einen glühend gemachten eisernen Stuhl gesetzt. Man krönte ihn mit einer glühenden Eisenkrone, vierteilte ihn und warf die Stücke nach den vier Weltgegenden. Die übrigen Gefangenen knüpfte man an den Bäumen auf. Die Vegetation soll damals in Agram für diesen Zweck kaum ausgereicht haben. In die Türkenkriege war Kroatien, wie begreiflich, stets verwickelt. Seine Anführer zeichneten sich vielfach aus. So ist bekanntlich der Held in Körners Trauerspiel „Zriny" ein kroatischer Edler gewesen. Als die Türkenmacht an den Mauern Wiens zerschellte, war auch Kroatien für immer vom türkischen Joche befreit. Zu Beginn unseres Jahrhunderts sah Agram französische Truppen. Napoleon ließ Kroatien bis zur Save besetzen. Der Wiener Kongreß sprach das Land wieder dem Hause Habsburg zu.

Und nun ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Domes, wie sie der verdienstvolle kroatische Gelehrte Ivan Kukuljevic und nach ihm unser heimischer Geschichts-

forscher Karl Weiß dargestellt hat! Um die Jahre 1091 bis 1095 hatte der erste ungarisch-kroatische König, der heilige Ladislaus, im jetzigen Kroatien das Agramer Bistum gegründet und zugleich in Agram ein Kloster für den Bischof sowie eine Kirche errichtet. Die Tataren, die 1242 bei Verfolgung des Königs Bela IV. in die damals noch unbefestigte Stadt drangen, plünderten und zerstörten die Kirche. Nachdem die asiatischen Horden abgezogen waren, begann Bischof Stefan II. den Wiederaufbau des Gotteshauses. Ein Nachfolger, Bischof Timotheus, sorgte für die Ausschmückung des vollendeten Domes. Man will die kauernden Löwen, die man auf der Nord-, West- und Südseite der Außenmauer und im Innern auf den Konsolen gewisser Pfeiler erblickt, auf ihn zurückführen. Indessen nahm die Kirche bereits in den ersten Jahren ihrer Neugestaltung wieder großen Schaden, da die Truppen des böhmischen Ottokar aus Steiermark nach Agram drangen und, außerstande die befestigte Oberstadt einzunehmen, ihre Wut an der Kathedrale ausließen. Der heilige Augustin Kuzotic (Gazotti), Bischof von Agram, erweiterte um den Beginn des vierzehnten Jahrhunderts den Bau der Kirche. Er wurde dabei vom König Karl Robert unterstützt, auf dessen Anteilnahme das im Vorderteile des Domes angebrachte Wappen des Hauses Anjou (fünf Lilien und drei Flüsse) deutet. Weiter bemühten sich um den Bau die Bischöfe Johann Alben (1420 bis 1433), Oswald Tuz (1466 bis 1499) und Bischof Lucas (1503 bis 1509). Kardinal Thomas Bakac befestigte die bischöfliche Burg und zum Schutz vor den Türken auch das Gotteshaus selbst. Bald darauf erlitt die Kirche infolge der andauernden Kämpfe zwischen den Parteien des Kaisers Ferdinand und des Königs Johann von Zapolya große Verluste, die noch jetzt nicht ganz ersetzt sind. Im Jahre 1539, zur Zeit der Belagerung der Bischofsburg durch die deutschen und die spanischen Söldner Ferdinands, zerstörte General Graf Nikolaus Thurn den obern Teil des Turmes, das Dach und die ganze Vorderseite des Domes. Volle sechzig Jahre nach jener Begebenheit blieb die Kirche dachlos. Erst um das Jahr 1590 wurde ein hölzernes Dach

vollendet, das im Jahre 1624 infolge eines Blitzstrahls abermals verbrannte und durch seinen Einsturz viele Kunstwerke vernichtete. Der damalige Bischof Domitrovic sammelte zwar genügend Geld zur Renovierung des Gotteshauses, aber erst nach seinem ungewöhnlichen Tode — er wurde zu Warasdin von einer Edelfrau in den Stadtgraben gestoßen und ertrank — schritt man an das Werk der Erneuerung. Erbauer war Johann Albertal, ein Baumeister und Bildhauer aus Krain. Die Kirche wurde 1632, der Turm 1643 vollendet. Bei einem Brande, der 1645 die halbe Ober- und Unterstadt vernichtete, brannte wiederum das Kirchendach ab. Im nächsten Jahre stürzte das Gewölbe ein und zertrümmerte fünf Altäre, den Chor und die Orgel. Abermals ist es Johann Albertal, dem die Restaurierung übertragen wird und der den Bau in der Gestalt, wie er heute noch erscheint, im Jahre 1665 vollendete.

Steigt man von der unteren Stadt zum Kapitelplatz hinauf, der von achtundzwanzig Domherrenhäusern eingefaßt ist, so hat man eine hohe Festungsmauer vor sich, aus der drei massive runde, mit Spitzdächern gedeckte Türme aufragen. Hinter dieser Mauer steigt die Kathedrale in die Höhe. Sie wird zur rechten Seite von ihrem Turme flankiert, der seinerseits bis ins vierte Stockwerk von einem vereinzelten Strebepfeiler begleitet wird. Auf den ersten Blick macht die Kirche den Eindruck einer gewissen Nüchternheit. Die kahlen, verwitterten Wände entbehren jedes ornamentalen Schmuckes. Bald aber erinnert man sich, daß dieser Dom nicht das Werk eines Geschlechtes, sondern daß er ein Flickwerk ist, an dem vier Jahrhunderte gebaut und ausgebessert haben. Der Dom besitzt keine regelrechte Fassade; die einzige Zier seiner Hauptfront ist ein schönes Portal in romanischem Stil, das jedoch nicht aus romanischer Bauzeit stammt. Bischof Vinkovic und nach ihm Domherr Vukoslavic haben gegen das Jahr 1673 das Tor errichten lassen. Vielleicht hat man in der damaligen Periode des Klassizismus, da man sich überhaupt für ältere Bauformen interessierte, um dieses Interesses willen den romanischen Stil gewählt.

Vielleicht war das alte Portal in diesem Stil aufgeführt gewesen, so daß man die ältere Form bloß nachgebildet hat. Jedenfalls sind die beiden oben erwähnten Löwen mit ihren seltsamen, an Seelöwen erinnernden Köpfen Erzeugnisse einer ungleich älteren Kunst. An der Nordseite des Doms befindet sich die Sakristei. Auch sie sieht mehr einer kleinen wehrhaften Burg als einem friedlichen Hause gleich. Die Uhr an dem Turme ist in dem verhängnisvollen Augenblicke des ersten Erdbebens stehen geblieben. Der Zeiger weist auf zwei Minuten nach halb acht. Schwere Risse durchkreuzen das Mauerwerk von oben bis unten.

Während eine hohe Mauer die Nordseite des Domplatzes abschließt, wird er südlich von der Rückseite der ebenfalls stark befestigten Bischofsburg begrenzt. Der kriegerische Charakter der Zeit, in der diese Fortifikationen entstanden, erklärt sich von selbst aus den Schutzwehren des Gotteshauses. Es zu betreten, hat jetzt seine Schwierigkeiten. Scharen von Neugierigen umstehen das Tor, und wenn der Meßner es nur ein Ritzchen weit öffnet, entspinnt sich ein förmlicher Kampf um den Eintritt. Hat man diesen Strauß glücklich ausgefochten und sieht man sich in der hochragenden Halle des Mittelschiffes, so nimmt alsbald die jüngste Gegenwart mit allen ihren Schrecken die Aufmerksamkeit des Beschauers gefangen. Gleich beim Eingang ist im rechten Nebenschiff ein Stück des Daches niedergestürzt und hat mit der Gewalt des fürchterlichen Sturzes den Boden durchschlagen. Allein dieser Schaden erscheint unbedeutend, wenn man sich dem Presbyterium nähert und wahrnimmt, daß hier das Dach in einer Ausdehnung von vielen Klaftern herabgeschmettert wurde und den Ort, wo sich der reiche und kunstvolle Hauptaltar erhob, in eine wüste Trümmerstätte umgewandelt hat. Die mächtigen Säulen, die das Langhaus mit den Chornischen verkuppeln, sind an ihren obern Enden wie Strohhalme umgebogen. Es wird ein mühsames Werk sein, diese Stützen gerade zu richten und das halb zerstörte Gotteshaus wieder herzustellen — ein Werk von Jahren und an Opfern reich. Das Erd-

beben vom 11. November 1880 ist nicht das geringfügigste Glied in der großen Kette von Unglücksfällen, welche die Geschichte des Domes von Agram darstellt. Für gläubige Herzen mag die Tatsache, daß Gott selbst in seiner Kirche, wie so viele Hausbesitzer, von diesem Naturereignis schwer betroffen wurde, einen gewissen Trost in sich bergen.

Von der innern Einrichtung gehört nichts mehr der Kunstepoche an, in welche die Erbauung des Domes fällt. Der Geschmack ist schon verbildet; es ist noch nicht der ausgeprägte Zopfstil, aber der Schnörkel liegt schon in der Luft. Am freiesten von diesen Manierirtheiten hat sich noch die Kanzel gehalten, eine aus dem Jahre 1696 stammende schöne Marmorarbeit des Baumeisters Kusa aus Krain. Unstreitig die schönsten unter den Kunstwerken des Domes sind jedoch die beiden im Renaissancestil gehaltenen Flügelaltäre, welche die beiden Seitenschiffe abschließen und von der Katastrophe glücklicherweise verschont geblieben sind. Die Kunst der Schnitzerei, die verschwenderische Pracht der Golddekoration und die Schönheit der Flügelbilder vereinigen sich an diesen Altären zu vollendeter Wirkung. Man wird ihresgleichen weit und breit vergebens suchen.

Aber auch diese Schätze fesseln das Auge nur minutenlang. Bald schweift der Blick die schlanken Pfeiler entlang, die das Gewölbe, so weit es noch vorhanden ist, mit anmutigster Freiheit tragen. Drängte nicht der ungeduldige Meßner — man würde, den Linien der Säulen folgend, so weit in das glänzende Himmelsblau geraten, so weit die menschliche Frömmigkeit nur immer gelangen kann. Derart wie hier sollte sich stets die Kunst in den Dienst des Glaubens stellen, daß die Freude an ihr ein Gottesdienst sei, so rein und lauter, wie jeder andere mit Räucherwerk und Orgelton.

Man fühlt sich schier geblendet, wenn man aus den düstern Hallen dieser Kirchenburg wieder auf den sonnigen Jellacicplatz hinaustritt. Hier dient man um diese Stunde dem Herrn unter freiem Himmel. Die ganze Geistlichkeit, das Offizierkorps und ein Teil der Bevölkerung begehen

einen dynastischen Gedenktag. Der Wind spielt mit den grünen Helmfedern und den faltigen Meßgewändern der Priester. Von nah und fern pocht, poltert und kreischt die Arbeit, die Agrams zerfallene Dächer wieder aufrichtet, und in diesen nicht harmonischen, aber trostreichen Schall des großen Erneuerungswerkes klingen die weichen Töne des Haydnschen Kirchenliedes.

Im Schloß der Piccolomini

Nachod, im Juli.

Nachod, das an der Nordgrenze des Reiches gelegene Städtchen, hat eine große Schattenseite: nämlich seine Lichtseite. Die Sonne weilt mit Vorliebe über diesem freundlichen Erdenwinkel und scheucht mit ihren Strahlen jede Spur von Schatten aus den Gassen fort. Über dem geräumigen Markt scheint ein großes Brennglas zu schweben, das alles Licht aufsaugt und den Versuch macht, das Steinpflaster weich zu sieden. Still und verlassen liegt der Platz in der sengenden Glut; höchstens daß ein vereinsamter Hund in schläfrigem Trabe an den Häuserreihen dahintrottet oder eine hungrige Schwalbe ihr Nest unter dem Gesimse der zweikuppeligen Kirche verläßt, einige Kreise in der Luft zieht und mit weit ausgestreckter Schwinge dem Berge zueilt. Durch das Laub der hohen spanischen Fliederbäume, die den Berg umkränzen, kann die Sonne nicht dringen. Ihre Strahlen fangen sich oben in den hochgewölbten Kronen, zerreißen in flackernde, hin und her huschende Lichter und füllen das leise erschauernde Blätterdach mit hellem, grünlichem Scheine.

Wer sich in Nachod nach dem Schatten sehnt, macht es wie die Schwalbe und klettert den Berg hinan, der unmittelbar am Markte selbst etliche hundert Fuß hoch ziemlich steil ansteigt. Das Schloß, das den Gipfel krönt, sieht man schon lange, bevor man die Stadt selbst

erreicht. Die altersgeschwärzten Mauern, deren Saum das Laubmeer umspült, blicken ernst und stolz in drei Talpässe. Der als erster Steine und Mörtel auf diesen Berg getragen — und der Sage nach soll der Glockenturm in einem Winkel des Schloßhofes gar aus dem achten Jahrhundert stammen —, hat einen scharfen strategischen Blick besessen. Der Bau beherrscht die Straßen von Wenzelsberg herauf, von Skalitz und Cudova, und in frühern Zeiten, da die europäische Menschheit die Segnungen weder des Schieß- noch des Zahnpulvers kannte, mag der Verkehr in dieser Gegend für reisende Geschäftsleute ein wenig verfänglich gewesen sein.

Die Aussicht, die man von der Galerie des Schlosses aus genießt, zeigt am deutlichsten die großen Vorzüge der örtlichen Lage. Ein herrliches Bild ist es zunächst, das sich zu unsern Füßen entrollt. Die Berge sind hier etwas weiter auseinandergetreten, um dem Städtchen Platz zu lassen, sich recht bequem zu betten. Da liegt es nun im Nachmittagsschlafe still und bewegungslos und, wenn man die Dächer dafür nimmt, mit sanft geröteten Wangen. Dann schweift der Blick zu den grünen Geländen hinan und die breite Straße entlang, die sich in sanften Krümmungen durch das Tal windet. Alles ist so ruhig und friedevoll, daß — qualmte nicht auf dem Bahnhofe der Schlot einer Lokomotive — man glauben könnte, ein einziger, lähmender Traum halte Natur und Menschen umfangen.

Zur Linken erheben sich die Ausläufer des Riesengebirges, dessen höchster Punkt, die Schneekoppe, sich am äußersten Horizont in schwachen Linien abzeichnet. Die Berge scharen sich zusammen und lassen nur vereinzelte enge Lücken, die man schier mit einem Fuße verstellen zu können glaubt. Hier kriecht eine dünne, weiße Raupe durch eine dieser Lücken: es ist die Straße nach Preußen. Wendet man sich nun nach Südwesten, so sieht man, daß das Schloß Nachod nicht auf einem isolierten Kegel liegt, sondern am Ende eines ausgedehnten Berggrates, auf dem eine Straße in die Ebene hinabführt. Im Prinzip hat die Lage des Schlosses Ähnlichkeit mit jener des Klosters auf dem

Leopoldsberge, nur daß im Tale von Nachod nicht die Donau fließt und das Riesengebirge nicht der Wiener Wald ist.

Das Schloß selbst ist ein ausgedehnter Bau, größer und herrschaftlicher in der Anlage, als man vermeint, wenn man vom Tale aus hinaufblickt. Allein weder das Alter, noch die Lage, noch auch die Großartigkeit des Baues würden allein ausreichen, dem Schlosse jenes tiefe Interesse zuzuwenden, das drei Gestalten, die wir durch die Höfe und Gemächer schreiten sehen, für alle Zeiten auf diesen Erdenfleck heften. Da ist zuerst Graf Adam Erdmann Terzky, der im Jahre 1629 die Herrschaft Nachod von seiner Mutter erbte und in der Blutnacht zu Eger sein Leben verhauchte. Sein Nachfolger im Besitze ist kein minderer als Oktavio Piccolomini, und neben diesen beiden wird gar die schlanke, sehnige Gestalt des Gewaltigen sichtbar, den Margareta von Waldstein auf dem väterlichen Schlosse Nachod geboren haben soll. Die Richtigkeit dieser letztern Angabe wird allerdings vielfach bestritten, und man stellt die Wiege Albrechts ziemlich übereinstimmend nach Hermanie, einer Besitzung, die Oktavio Piccolomini im Jahre 1637 von dem Obersten Stefan Versena von St. Mauritio erstand und mit seinen übrigen Gütern 1642 zu einem Fideikommiß vereinigte. Auch das Andenken an den unglücklichen Adam Erdmann Terzky verblaßt in diesen Hallen, in denen nur ein Fuß aufgetreten zu sein und nur ein Geist gewaltet zu haben scheint: jener Oktavio Piccolominis.

In der Tat, so groß und vielvermögend die lange Reihe der Besitzer gewesen ist, die hier gehaust — sie leben in den Chroniken fort, nicht aber in diesen Mauern. Sein charakteristisches Gepräge erhielt das Schloß durch die Piccolominis, und das feinste Lob, das den spätern Eigentümern und besonders dem jetzigen Herrn, dem Prinzen Karl August zu Schaumburg-Lippe, gespendet werden kann, würde dem Umstande gelten müssen, daß man danach gestrebt hat, dem Schlosse dieses Gepräge möglichst unversehrt zu erhalten.

Der Lebenslauf Oktavios läßt sich mit zwei Strichen zeichnen. Er wurde 1599 als Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes in Siena geboren, kam als Rittmeister in spanischem Kriegsdienste nach Deutschland, schlug die Schlacht bei Lützen mit und nahm hervorragenden Anteil an dem Sturze Wallensteins. Bei der Verteilung der Güter der Ermordeten erhielt er unter andern Liebesgaben auch Schloß Nachod. Nachdem er bei Beendigung des Dreißigjährigen Krieges Feldmarschall und Reichsfürst geworden, verbrachte er den größten Teil seiner Jahre auf dieser Besitzung, die er baulich erweiterte und verschönerte. Der Tod ereilte ihn in Wien am 10. August 1656. Die Kirche in der Roßau umschließt seine Gebeine.

Zu dem ersten Schloßhofe an der Nordseite führen zwei Tore, die mit dem Wappen der Piccolomini geschmückt sind. Besonders das über dem Tore zur Linken befindliche heraldische Bild, das aus gebranntem Ton hergestellt zu sein scheint und von zwei wilden Männern gehalten wird, bereitet in seiner ganzen Anlage schon auf jenes im spanischen Geschmacke der damaligen Zeit liegende Pathos vor, dem wir hier, so oft Name und Gestalt Oktavios auftauchen, sicher begegnen werden. In diesem ersten Hofe befindet sich ein Brunnen, der gleichfalls das fürstliche Wappen trägt, sowie das sogenannte Bollwerk. Das wurde in den Jahren 1640 bis 1654 von Oktavio erbaut und bildete eine mit einer Zugbrücke versehene Bastei, in der 500 Mann vom Regimente Piccolomini lagen.

Ehe man durch einen zweiten, wenig bemerkenswerten Hof in den dritten gelangt, erblickt man über dem Portale des stattlichen Tores wiederum das von den Emblemen des Friedens und des Krieges umgebene Wappen des Fürsten Piccolomini, mit einer langatmigen lateinischen Inschrift. Sie lautet nach der Übersetzung des Freiherrn Arnold Weyhe von Emke, dessen trefflich geschriebenem „Wegweiser durch das Schloß Nachod“ wir diese Daten mit dankbarer Anerkennung entnehmen, wie folgt:

„Oktavio Piccolomini von Arragona, aus einem alten, vorzüglich bei den Etruskern (Toskana) berühmten Geschlechte, von

Katharina II., Schwester des Papstes Pius II., seine Abstammung herleitend, der zu den höchsten Ehrenstellen am Hofe und beim Heere (um die er keineswegs nachgesucht hatte), wegen seiner ausgezeichneten Tugend im Kriegs- und Friedensgewande stufenweise emporstieg, bald als des Kaisers Stellvertreter, bald als dessen Ratgeber, und der — von dem übrigen zu schweigen —, nachdem er die Franzosen von dem von ihnen belagerten Thionville zurückgeschlagen und an demselben Tage, wie noch nie dagewesen, vernichtet, sowie deren Anführer gefangen genommen hatte, von dem katholischen König Philipp IV. von Spanien mit dem Herzogtum Amalfi beschenkt und endlich nach andern glänzenden Taten aus freiwilliger Gunst des Königs in den Ritterorden des Goldenen Vließes aufgenommen wurde, und der im Kriege, welcher mehr als 30 Jahre ganz Deutschland heimgesucht hatte, und im Frieden nicht wankte, wurde vom Kaiser Ferdinand III., da das Reich es selbst forderte, zum Fürsten des Heiligen römischen Reiches ernannt. Er stellte Nachod, welches er als Lohn seiner ausgezeichneten Taten für das Heil und die Regierung des erhabenen Kaisers Ferdinand II. erhalten hatte, wieder her, vermehrte und befestigte dasselbe. Solche kurze Erinnerung an diese Taten ließ er diesem Steine einmeißeln, damit dieses der nach gleichem strebenden Nachwelt zum Beispiel und Stachel diene. Zur Erinnerung gesetzt im Jahre nach Christi Geburt am 1. September 1654."

Dieses Tor führt zu dem rechten Flügel des von Oktavio in den Jahren 1651 bis 1654 gebauten Schloßteiles sowie in den ältesten und Hauptbau, der gleichfalls von Oktavio vielfach umgestaltet worden ist. Tritt man in den innern Hof, der in eine originell winklige Treppenanlage eingeschaltet ist, so glaubt man, so kühl und feucht hier die Luft auch ist, unter italischem Himmel zu atmen. Die Rundbogen der Arkaden, die steinernen Köpfe in den Friesen, der entfernt an die Leichtigkeit des florentinischen Stils gemahnende eigentliche Schloßturm legen den Gedanken nahe, daß deutsche Baukünstler hier nicht gewirkt haben. Tatsächlich waren es italienische Meister, die nach Nachod berufen worden waren, um die Pläne des fürstlichen Besitzers zur Ausführung zu bringen.

Über eine nicht zu bequeme Stiege gelangt man sodann in einen Korridor, der um den zweiten innern Hof läuft und zu den verschiedenen herrschaftlichen Gemächern leitet. Hier ist noch alles so, wie es vor zwei-

hundert Jahren gewesen, und betritt man den Spanischen Saal, so glaubt man, dem einstigen Herren dieser Räume Aug' in Auge gegenüberzustehen. Aber es ist bloß sein Bild, das lebensfrisch in Farbe und Haltung von der Wand dem Kommenden entgegenblickt. Der mit Deckengemälden verzierte Saal — die Gemälde stellen den triumphierenden Einzug des Fürsten in den Himmel dar — reicht durch zwei Stockwerke. Auf dem Bilde links vom Eingange trägt Oktavio ein graugrünes Wams, von dem sich eine rote Achselschärpe und ein viereckiger Halskragen abhebt. Die weiten Hosen reichen bis zum Knie und sind mit Schleifen besetzt. Die Füße stecken in breiten Schlappstiefeln, und die Hände, von denen die rechte eine Papierrolle hält, in feinen Spitzenmanschetten. Der Fürst, der sich recht breitbeinig in das Bild gestellt hat, ist ein korpulenter Herr. Der weiche, verschwommene Ausdruck seines Gesichtes, das einen kurzen Schnurr- und Knebelbart trägt, deutet darauf hin, daß Oktavio wohl ein Freund des Lebensgenusses gewesen sei und gern ein gutes Glas Wein getrunken habe. Seine braunen Augen weisen einen Schimmer von Gutmütigkeit, dessen man sich an diesem rauhen Kriegsmanne kaum versehen möchte. Aber im großen entspricht doch die ganze Erscheinung des Fürsten der Vorstellung, die man sich unten vor der pomphaften „kurzen" Inschrift über ihn gebildet hat. Aus der Haltung Oktavios spricht Stolz, Grandezza und, mehr als dies, auch der Dünkel des Mannes, den das Glück vom simplen Parteigänger zum Herzog von Amalfi und zum deutschen Reichsfürsten erhoben hat.

Und sonderbar — während man vor diesem Bilde steht, das Leben dieses Mannes überdenkt, dem der große deutsche Dichter zu einer in solchem Maße kaum verdienten Unsterblichkeit verholfen, steigt in der Erinnerung des Sinnenden ein anderes Bildnis auf. Es besteht kein geistiger Zusammenhang zwischen den beiden, wenn nicht der gemeinsame Zeitrahmen, das gemeinsame Handwerk und das eine Kampfgebiet die Kluft zwischen beiden Männern überbrücken. Fernab südwärts von Nachod in

dem schönen Kloster der Cistercienser von Lilienfeld hängt in einem Gange das wohlerhaltene Porträt eines kühnen Reitersmannes, dessen Ruf einst das ganze deutsche Reich erfüllt hat: Jan de Werths, des glücklichsten von Ferdinands Generalen. Ich sehe ihn vor mir stehen in dem gelben Lederkoller mit der rosa Feldbinde, in der Figur entfernt an Oktavio erinnernd und doch die ganze Verschiedenheit beider Männer in Haltung und Gebärde scharf zum Ausdruck bringend. Da ist keine Spur von steifer Zurückhaltung, von dem feierlichen Ernste der ihm gespendeten Grafenkrone zu entdecken; ein fideles Lächeln umzuckt die Lippen des Mannes, und die gedrungene, elastische Gestalt scheint jeden Augenblick bereit zu sein, in den Sattel zu springen und die kaiserliche Standarte mitten hinein in die Reihen der Feinde zu tragen. Und unter dem Bilde steht gleichfalls eine Inschrift, aber nicht prahlerisch und steif wie jene, die hier oben zu Nachod die Tugenden des Piccolomini schildert, sondern kurz, schneidig und vielsagend wie ein echtes und rechtes deutsches Volkslied:

Wer General De Wehrt
Zu Fues vn auch zu Pferdt,
Nit hochansehnlich ehrt,
Derselbig ist nit wehrt,
Daß er soll trag' ei schwerdt
Allhie auff diser Erdt . . .

Man erwacht wieder im Spanischen Saale des Schlosses von Nachod und wendet sich von dem Bild des stolzen Fürsten zu dem sonstigen Wandschmuck. Zwei große Gemälde nehmen die Aufmerksamkeit gefangen. Das eine stellt die Schlacht von Diedenhofen dar, die am 7. Juni 1639 von Oktavio gegen die Franzosen gewonnen wurde. Es ist dies vielleicht das beste Schlachtenbild, das wir aus jener Zeit besitzen. Der große Niederländer Wouwerman und der Franzose Bourgignon geben in ihren Gemälden immer bloß gewisse Episoden aus dem Aufeinanderstoßen feindlicher Heeresmassen wieder. Hier indes haben wir es mit der minutiösen Darstellung eines wirklichen Schlachtfeldes

zu tun, das, in einer riesigen Perspektive aufgefaßt, alle Details des kriegerischen Streitens gewissenhaft verzeichnet.

An der gegenüberliegenden Wand prangt ein gleich großes Bild; nur ist es lange nicht so gut erhalten wie das der Schlacht; es scheint in die Hände eines ungeschickten Restaurateurs geraten zu sein und hat so sehr nachgedunkelt, daß gerade nur die Köpfe zur Not erkenntlich sind. Das Bild, ein Werk Joachim von Sandrarts, des gefeierten Augsburger Malers, Kupferstechers und Kunstschriftstellers, stellt das berühmte Bankett dar, das zu Nürnberg auf dem dortigen Rathause am 5. Oktober 1649 abgehalten wurde. Oktavio befand sich damals als kaiserlicher Generalbevollmächtigter in der alten Reichsstadt, um dort die Ratifikation des Westfälischen Friedens zu vollziehen. Auf jenem Bankett verkündigte man der Welt den Abschluß des Friedens, indem man unter Kanonendonner auf das Wohl des Kaisers und der Königin Christine von Schweden trank. Zur Seite des Oktavio sieht man den Pfalzgrafen Karl Gustav sitzen, den spätern König von Schweden, als Bevollmächtigten dieses Reiches.

Die Möbel des Spanischen Saales sind nach dem Muster der auf dem Bankettbilde dargestellten ausgeführt. Oktavio ließ sie in Nürnberg anfertigen und nach Nachod bringen. Die Stühle sind mit blauem Samt überzogen, einfach und steif geschnitzt und mit schmalen Rücklehnen versehen. In diesen altertümlichen Holzarbeiten liegt ein ganz aparter Reiz, der sich bei den kostbaren Schränken und Kommoden der andern Zimmer für den Liebhaber außerordentlich steigern wird. Ein vornehmes Haus mit luxuriösen Pariser Möbeln auszustatten, ist, wenn nur die erforderlichen Mittel flüssig sind, ein Kinderspiel. Aber das Schonende, das Erhaltende, das in diesen alten Räumen waltet, die liebevolle Vorneigung für den Geschmack jener kampfreichen Tage vereinigen sich zur Erweckung eines Gefühls, in dem ebensosehr die Behaglichkeit einer alteingewohnten Umgebung wie die Freude

an der werktätigen, ernsten Tüchtigkeit der Altvordern vertreten ist.

Oktavio Piccolomini starb, ohne Kinder zurückzulassen. Es ist längst bekannt, daß sein Sohn Max, er, den das Schicksal roh und kalt gefaßt und unter den Hufschlag seiner Pferde geworfen haben soll, eine poetische Fiktion ist. Ihn haben nie zwölf Jünglinge der edelsten Geschlechter getragen; der Rheingraf hatte nicht nötig, ihm den Siegerdegen auf den Sarg zu legen, und die Tränen um ihn sind erst geflossen, nachdem er gerüstet und bewehrt unmittelbar aus dem Haupte des Dichters auf die Bühne gesprungen war. Das von Oktavio gegründete Fideikommiß ging deshalb auf den Großneffen Äneas Silvio Piccolomini über, dem 1673 sein Bruder Lorenzo folgte. Letzterer starb 1712; ihm sukzedierte sein Sohn Johann Wenzel, der den Besitz vermehrte und bis 1742 fest zusammenhielt. Auch er starb ohne direkte Nachkommen, und sein Bruder Oktavio II. folgte ihm im Erbe. Mit diesem erlosch im Jahre 1757 die Linie der Oktavio Piccolomini; gemäß den Bestimmungen des Testaments, das der Begründer der Herrschaft Nachod hinterlassen, ging dieser Besitz jetzt an die Linie Piccolomini vom Hause Villa Nuova in Italien über. Erbe wurde Fürst Johann Pompejus, dem 1765 sein Sohn Fürst Johann Parillo folgte. Dieser starb im Jahre 1783 als der letzte der Fürsten Piccolomini.

Diese genealogischen Daten sind die notwendige Vorbereitung für den Besuch des sogenannten Piccolomini-Saales, in dem die hervorragendsten Angehörigen des alten Geschlechts in lebensgroßen Porträts von den Wänden herabblicken. Die Herren haben ihren Stammbaum bis auf das Jahr 1260 zurückverfolgt, in welcher Zeit Joachim Piccolomini, ein Servitenpater, heilig gesprochen wurde, und sind ganz besonders stolz auf Äneas Silvio Piccolomini, den nachmaligen Papst Pius II. Ein nicht minder heiliger Mann war sodann Franciscus Piccolomini, der es bis zum Kardinal brachte und den indiskrete Geschichtsforscher für einen direkten Sprößling Seiner Heiligkeit halten. Über den Piccolomini, die den Namen

ihres berühmten Ahnen Äneas Silvio führen, scheint ein eigener Unstern geschwebt zu haben. Zwei von ihnen starben keines natürlichen Todes: ein Bruder Oktavios I. fiel in der Schlacht bei Nördlingen, und der Großneffe und Erbe des ersten Fürsten blieb im Duell. Oktavio I. selbst erscheint hier in jüngerem Lebensalter dargestellt. Er trägt ein gelbes Wams mit grauem Halskragen und weißen, langgeschlitzten Ärmeln, rote Pluderhosen und eine breite rote Schärpe um den Leib, auf der ein Orden befestigt ist. Er gibt sich hier als ein schöner Mann mit gebräuntem Gesicht, von breitschulteriger und untersetzter Gestalt.

Von Interesse sind auch die Damen des Hauses. Da ist zunächst Violante Gerini, die Mutter des Oktavio, mit ihrem Sohne dargestellt. Es ist eine anmutige Frau in Trauer, mit deren ernsten Zügen der heitere, sorgenlose Gesichtsausdruck des hübschen Knaben an ihrer Seite im Widerspruch steht. Da sind ferner Viktoria, die Schwester Oktavios, und Katharina, seine Schwägerin, beides Damen, deren steife Haltung mit der Tracht der damaligen Zeit bestens übereinstimmt. Dem Vater des Fürsten, Silvio, begegnen wir zweimal: zuerst im Piccolomini-Saale, woselbst er mit seinem ältesten Sohne, dem bei Nördlingen Gefallenen, abgebildet ist, dann in dem Vorzimmer dieses Saales. Auf dem letztern Bilde deutet Silvio auf drei Bücher, die zu seiner Linken liegen und auf deren Rücken die Worte stehen: „Geometria“, „Matematica“, „Duello“. Er muß also in Wissenschaften und Kriegskunst wohl bewandert gewesen sein.

Der Piccolomini-Saal, neben dem spanischen unstreitig das schönste Gemach des Schlosses, macht keineswegs den Eindruck einer unheimlichen Ahnengalerie. Der jetzige Besitzer hat hier seinen Salon etabliert, in dem unter den Augen des stolzen Vorgeschlechts fleißig Musik getrieben und ab und zu sogar getanzt wird. Es ist gar heimlich in diesem schönen, mit erlesenem, künstlerischem Verstande hergerichteten Raume. Aber nicht immer ist es hier so gewesen. Erst vor dreizehn Jahren lagen alle diese Ge-

mächer voll von Verwundeten und Sterbenden, und ein fremder Offizier hat im Piccolomini-Saale das Bildnis eines der würdigen Herren mit seinem Degen durchstochen.

Mit dem Geschlechte der Piccolomini schließt das Schloß Nachod seine Erinnerungen nicht ab. Die eingangs skizzierten strategischen Vorzüge seiner Lage haben es in bewegten Zeiten, so oft der Norden mit dem Süden uneins wurde, in die Kriegswirren hineingezogen. Wenn man vom Markte aus die Treppe hinansteigt, die durch das Fliedergrün steil und gerade zum Schlosse führt, gelangt man zu einer Statue des heiligen Johannes von Nepomuk, die im Jahre 1742 zum Andenken an die Befreiung des Schlosses im ersten schlesischen Kriege errichtet wurde und deren Inschrift kurz und scharf lautet: „Arx dicat Auxiliis Magni soluta Borussiis!“ Und wenn man wiederum auf der andern Seite des Berges vom ersten Schloßhofe aus eine herrliche Lindenallee entlang wandelt, gelangt man zu einem einfachen Steinkreuze, hinter dem die im Siebenjährigen Kriege auf dem Schlosse Nachod ihren Wunden erlegenen kaiserlichen Soldaten schlafen. Die deutsche Inschrift auf diesem Gedenkstein lautet: „Rückwärts diesem Kreuze liegen begraben ehrliebende Soldaten. Gott gebe denenselben die ewige Ruhe. Anno 1762.“

Aber ewig ist diese Ruhe nicht gewesen. Kaum war ein wenig mehr als ein einziges Jahrhundert verflossen, so erdröhnten diese Berge von neuem Kanonendonner, und eines Tages grub die Schaufel des Totengräbers von neuem neben dem weißen Kreuze, und man säte eine neue Menschensaat in diese Erde. Es ist ein blühendes Gärtlein, von üppigem Grün förmlich überwuchert, in dem die neuen Ankömmlinge ruhen. Schlichte Steintafeln verkünden, daß man hier einer Mutter den einzigen Sohn und verzweifelnden Kindern den geliebten Vater bestattet hat. Feind und Freund liegen friedlich nebeneinander. . . . Es ist ein weiter Weg, der vom Toskanischen herauf über die Blutkammer von Eger in die Fürstengemächer des Schlosses Nachod und zum Friedhof am weißen Kreuze führt.

O, man kann hier Geschichte lernen und das Gesetz

der ewigen Wechselwirkung menschlicher Dinge betrachten! In der Nähe des Schlosses erhebt sich ein freundliches Wirtshaus, das den müden Wanderer labt und erquickt. Von dem hübschen Garten aus sieht man direkt auf die Pässe hinab, die nach Preußen hinüberführen. Auf dem Tische liegt ein Zeitungsblatt, das den Tod des Sohnes der Witwe von Chiselhurst meldet. Ein merkwürdiger Zusammenhang! Wenn in den verhängnisvollen Junitagen des Jahres 1866 in jenen schmalen Lücken dort unten bloß kleine Scharen wehrbereiter Männer stehen — die ganze Kette der Geschichte gliederte sich vielleicht anders, und König Cetywayo hätte den Degen Napoleons I. schwerlich erbeutet. . . .

Rasch sinkt der Abend ins Tal; die Schluchten füllen sich mit violettem Schein, und auf dem Schlosse der Piccolomini erglüht das letzte Zittern des Sonnenrots. Aus der Gegend her, wo die treuen Toten schlafen, tönt sanfter Vogelruf, und die Ebene zu unsern Füßen, wo die männermordende Schlacht entbrannt ist, liegt in nächtlichem Dunkel. Und nun wird der bittere Groll erst recht lebendig, der sich oben bei den Toten entzündet hat. Du hoher Genius des deutschen Volkes, dessen Hand uns alle mit zum Lichte geleitet und der uns den Oktavio und den Max der verklärenden Dichtung geschenkt hat — ich, der kleinsten einer, wage dich herauszufordern. Wie mit Flammenschrift steht dein Wort vor meinem Auge: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht." Ich trete zur Brüstung des Burggartens; ich gieße den Rest meines Weines weit hinaus auf das in der Abendkühle sanft sich bewegende Laubmeer: hier stehe ich; ich kann nicht anders: Das Leben ist der Güter höchstes!

Zum Attersee

Eine hypochondrische Frühlingsfahrt.

Es gibt Tage, an welchen ich, wenn ich ebenso musikalisch wie dreist wäre, jeden Augenblick die „Sonnambula“ singen könnte. Schwerere Erlebnisse und längere Tagewerke zerren an den Nervensträngen. Man ist frisch beim Einschlafen und schläfrig beim Erwachen. Man benimmt sich wie ein gut aufgezogener Automat. Man nachtwandelt durch seinen Beruf und erfüllt alle Obliegenheiten mit mechanischer Pünktlichkeit; man hat die Vorstellung, wie wenn man nicht in sich selbst lebte, sondern bloß neben sich herginge; wie wenn man seine Haut nicht mit der alten, bequemen, grundfesten Sicherheit bewohnte, sondern in einer entlegenen Dependance derselben, nach dem Muster der Schweizer Hotels, untergebracht wäre. Man kommt sich — ein Autor soll immer zuvorkommend gegen sich sein — wie ein verständiges Pferd vor, dem man die Zügel über den Kopf geworfen hat und das man traben läßt, wohin es will. Man beobachtet mit einer gewissen lauernden Neugier, wie sich dieser stumpfe Kerl, der da mit, von und neben uns lebt, zwischen den Klippen der gesetzlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Anforderungen durchwindet, und würde höchstens die Achseln zucken, wenn man wahrnähme, daß dieses schlaftrunkene „Ich“ an solchen Tagen auf der Börse spielte, sich verliebte, Theaterstücke schriebe oder ähnliche folgenschwere Dummheiten beginge.

In einem Zustande dieser Art — frei nach Hegel

würde er sich als ein „Außersichselbstsein mit der Negation des Raumes und der Zeit" bezeichnen lassen — befand ich mich am letzten Sonntag mit einem Bekannten auf der Fahrt nach Attersee, als der Festzug anläßlich der Eröffnung der neuen Eisenbahn Vöcklabruck-Kammer von der Westbahn abgelassen wurde. Eine feine Dunstschicht erfüllte die Welt; eine weite Entfernung trennte mich von den Menschen und Dingen, und die schönsten Frauenaugen erschienen mir wie herabgeschraubte Gasflammen, die aus dem Qualm einer Wirtshausstube trüb herüberflackerten.

Ich begriff nicht, wie mein Ich an den Scherzen der Reisegenossen teilnehmen und in ihr Lachen einstimmen, ich begriff den Appetit nicht, mit dem eben dasselbe dem Frühstück von Amstetten Ehre antun konnte. Ich starrte in seinen Teller hinab mit dem Abscheu einer Nonne, die vor einer Reiterkaserne vorübergeht. Ich konnte es nicht fassen, wie man in einer solchen nebligen Welt, deren triste Farblosigkeit jeden Vernünftigen einladen sollte, sich sogleich an seinem eigenen Halstuche aufzuknüpfen, an den schalsten Alltäglichkeiten Geschmack finden mochte. Die energischen Vorstellungen, die ich in diesem Sinne an mein Ich richtete, blieben leider erfolglos. Es replizierte in gereiztem Tone, berief sich auf das Frohgefühl der Freigelassenen, bespöttelte meine Verstimmtheit und bediente sich dabei so starker Ausdrücke, daß ich fest entschlossen war, beim nächsten Bezirksgericht gegen Mich die Ehrenbeleidungsklage zu erheben.

Während sich mein widerspenstiger Lebensgefährte bei der Weiterfahrt eifrig an allerlei von der Behörde mit Vorliebe beaufsichtigten Kartenspielen beteiligte, starrte ich über die gemalten Blätter mürrisch in die grüne Frühlingslandschaft. Es schien mir, wie wenn die ganze Natur in einem Ghetto lebte, denn sie trug große gelbe Flecken auf den Ärmeln. Es waren dies, wie sich später herausstellte, die blühenden Rapsfelder, die sich zwischen den Auen eingestreut fanden. In dumpfem Hindämmern ließ ich Tal und Hügel an mir vorübergleiten. In der Ferne erhoben sich die Alpen, deren gezahnte Kette einem wie eine große

Säge vorkommt, mit der man Planeten spalten könnte. Am Traunstein, mit dem ich sonst auf Grüßfuß stehe, suchte ich vorbeizuschlüpfen, ohne daß er meiner gewahr würde. Und als dann auf der neuen Strecke, gleich hinter Vöcklabruck, eine Wolke zum Vorschein kam, in der sich nach der Beteuerung der Ortskundigen der Schafberg aufhalten sollte, meinte ich artig, daß die Wolke — ganz nach Belieben — ebensosehr wie ein Kamel oder wie der Rücken eines Wiesels oder wie ein Walfisch aussehen könne.

Endlich kamen wir in Kammer an. Großer Empfang. Blumen, Fahnen, Tücherschwenken, „Trara! Trara!“. Ich ließ mein Alter ego im offiziellen Apparat stecken und suchte über die Menge hinweg den See. Da — durch die Tür des Stationsgebäudes schimmerte, von einer Girlande umkränzt, ein heller metallischer Fleck, in dem allerlei blanke Strahlen aufsprangen. Das war er, der Attersee....

So oft ich in die Lage komme, ein neues Gestade zu betreten, blicke ich mit Besorgnis auf meinen geliebten Gardasee zurück. Wird der teure Gedanke, der sich an ihn knüpft, nicht unter dem neuen Eindrucke zu leiden haben? Wird sein schönes Bild nicht verlieren, wenn die neue Göttin sich entschleiert? Bisher ist mein See noch aus allen Vergleichen siegreich hervorgegangen. Ein einziges Mal war er arg gefährdet, als ich am Strande von Cadenabbia angesichts der Myrtenhaine von Bellaggio den süßen Tönen eines Liedes lauschte, die aus dem weitgeöffneten Terrassentor einer Villa in die helle Juninacht drangen. Zum Glück siegte nach langem Kampfe die Gemeinheit meiner Natur, die sich in der Schwemme des Lebens noch immer wohler gefühlt hat als in dessen Herrenstube. Ich erinnerte mich der eleganten Welt, die an den Ufern des Comosees in ihren klingelnden Karossen einherkutschiert, des Liebesglückes der jungen Ehepaare aus allen fünf Erdteilen, das sich nach fabrikmäßigem Herkommen in diesem See zu spiegeln pflegt — da stieg das Bild des armen zerlumpten Salo, der königliche Opalglanz des einsamen Gardasees vor meinen Augen auf — ich kam zum Bewußtsein, schüttelte mich und lachte. . . .

Das Dampfschiff hüpfte in den Attersee hinein und glitt am westlichen Gelände entlang. Ein frischer Wind, der die Wellen schliff, daß sie wie scharfer grüner Glasbruch blinkten, strich von Unterach herauf. Zerfranste Wolkenfetzen trieben am Himmel hin und stumpften das Sonnenlicht zu einem weißen, drückenden Scheine ab.

Ich machte mich auf die Schönheiten der Gegend gewissenhaft aufmerksam.

„Da sieh, wie die Ufer sich im Lenzgrün strecken! Eins, zwei, drei, vier verschiedene Grün; eine ganze Klaviatur von Grün!"

„Nicht übel; aber denkst du noch des Tages, als wir von Nago herab, in schläfriger Mittagsglut, mit Ölzweigen geschmückt . . ."

Ich ließ mich nicht ausreden: „Und dort die narbige Bergwand, wie sie steil und düster aus der gewölbten Flut aufsteigt!"

„Gewiß, gewiß! Oder jenes andern Tages, da wir hoch von der Bergstraße aus mit verschwimmenden Augen . . ."

„Da! Wie das schmucke Kirchlein herüberlugt, in dessen Schatten sie den armen Reusche gebettet! Und dort ganz unten das Häuslein, in dem die große Tragödin rastet!"

„Und weißt du noch, wie wir nachts in den See sprangen und uns mit dem funkelnden Sternenhimmel zudeckten?"

Ich wandte mich unwillig ab und ließ mich stehen. Mit Leuten, die auf alles einen Einwand haben, streite ich nicht . . .

Im großen Saale des „Hotel Kammer" fand nach der Rückkehr das übliche Festessen statt.

„Komm," sagte ich zu mir, „nur zwei Schritte sind es in den Wald. Pst! Hör einmal, wie die Finken schlagen!"

„Ach, Unsinn," erwiderte ich mit rohem Lachen, „laß sie nur schlagen; erst kommt der Magen an die Reihe!"

Der Klügere gibt nach. Ich setzte mich resigniert zu Tische. Während mein Busenfreund mit Messer und Gabel Wunder der Tapferkeit verrichtete, brummte ich allerlei vor mich hin.

Der Magen! Natürlich, er ist unser Höchstes und Edelstes. Was ist gegen dieses vornehmste Organ selbst der Geist? Klagt nicht alle Welt über Magenschmerzen und Magendrücken? Hat schon jemals einer über Geistesschmerzen und Geistesdrücken geklagt? . . .

Der Strom der Toaste, endlos wie die Eimerrolle einer Baggermaschine, die einen Teich ausschlemmt . . . Ist die Sprache wirklich bloß da, um die Gedanken zu verbergen? Es lebe der Magen! Es lebe die gute Verdauung!

Endlich ein Funken! Das neue Unternehmen sei keine strategische, keine kommerzielle, sondern eine poetische Bahn. So ist es! Ihr waderer Erbauer ist wahrhaftig ein Dichter, denn eine gute Tat ist von jeher poetischer gewesen als das beste Gedicht.

Eine helle Stimme vibriert durch den Saal. Die Châtelaine von Kammer, diese interessante Frau, die weit über die Landesgrenzen hinaus bezeugt, daß wahre Vornehmheit sich vortrefflich mit einer ernsthaften bürgerlichen Tüchtigkeit vertrage, begrüßt ihre Gäste. Während ich den sympathischen Worten achtsam lausche, haftet mein Auge an zwei kleinen goldenen Kringeln, die über das blanke Tischtuch springen. Woher mögen sie kommen? Sind es vielleicht die Brillengläser eines unruhigen Nachbars, die einige Tropfen Sonne versprühen? Ist es der gefüllte Glaskelch in der Hand eines hohen Funktionärs, der diese Strahlen ausströmt? Wie die zitternden Flecken durch den Raum hüpfen! Ich folge ihnen, ich lauere ihnen auf — und jetzt hab ich sie. Von der dunklen Holztäfelung des Saales hebt sich ein kleiner goldblonder Kopf ab, an dem zwei blitzende Ohrringe hin und her schaukeln. Die zierliche Dame, die dazu gehört, ist so reizend, daß alles künstliche Bemühen, schöner zu scheinen, sie nicht entstellen kann.

Ein Ruck, ein Stoß — der Zauber ist gebrochen, der Nebel verschwunden; ich bin wieder in mir, ich bin erwacht. Ich stand auf, ließ den unbeschreiblich nüchternen Trinkspruch auf die Frauen, der eben vorgeschlagen wurde, unberücksichtigt und war in zwei Sätzen unten in dem kleinen Nachen, der rasch in den See hinaustrieb.

Auf den schwermütigen Nachmittag war ein wundervoller Abend gefolgt. Die Sonne war im Untergehen und spülte eine Flut von Farben über den Kamm der Berge. Und kaum war sie entschwunden, so zeigte sich die klare, schimmernde Mondscheibe und goß ihr Licht über die Wellen aus. Diesmal lagen die kleinen, hellen Kringel still auf der Fläche.

O, dieses flüssige Mondsilber! Wer es fassen könnte und schlürfen, schlürfen, schlürfen, bis alles in uns satt wird, was nach dem Leben lechzt; bis alles in uns stumm wird, was zu den Gütern des Daseins emporschreit; bis alles schläft, was in uns pocht und wühlt und nagt und frißt! Komm, du leuchtendes Element, du klare, gütige Flut, und kühle das Auge, das so lange vergeblich nach dem Lichte gespäht hat, und hier das heiße, verstaubte Herz, das so lange gewacht und gewünscht hat!

Durch den Finger rinnt die Welle in blinkenden Tropfen in den See zurück ...

Ich ließ den Nachen treiben. Eine tote Frühlingsschwalbe mit schlaffen, geknickten Flügeln schwamm langsam vorüber, mitten hinein in die silberne Welle, die sie sanft an sich zu schmiegen schien. Ein milder, bläulicher Hauch hing zwischen den Ufern. Vom fernen Strande drangen die Töne einer heitern Weise.

Bei der Venus Apaturia! Was sehe ich? Tanzen sie jetzt nicht da drüben? Zieht nicht Paar um Paar in anmutiger Verschlingung am Ufer hin? Heil allen, die den Tag genießen und die flüchtige Stunde bis hoch zum Rande mit Freude füllen! Wer kann halten, was gegangen ist, wer wenden, was kommen wird? Was ist unser? Der Atem? Ein einziger ermüdender Muskel macht ihn stocken. Das Licht? Ein schwacher Windzug verlöscht unsere Fackel.

Ich schickte einen neidischen Seufzer hinüber, lauschte noch eine Weile — und besann mich langsam auf die Heimfahrt.

Von Idria zur Adria

Idria, 21. Juni.

Als ich in der von reichem Lindenlaub beschatteten Südbahn-Station Loitsch zum erstenmale den Fuß auf slowenisches Gebiet setzte, tönte mir von allen Seiten der Ruf „Hai!“ entgegen. Anfangs glaubte ich, die Leute unterhielten sich von dem großen Haifische, der jüngst im Hafen von Triest gesehen worden. Aber ein mitleidiger Reisefreund belehrte mich eines Bessern. Wenn sich die Slowenen zu den kleinen Heldentaten des täglichen Lebens, unter die auch die Gründung eines Königreichs Slowenien zu rechnen ist, begeistern wollen, pflegen sie „Hej“ zu sagen. Sie meinen es damit indes nicht böse, und als ich beispielsweise einen dienstfertigen Sohn der großen, freien und unteilbaren Nation durch die Verleihung eines silbernen Verdienstkreuzers auszeichnete, erlebte ich die Genugtuung, daß der Wackere vor Aufregung erbleichte und in ein freudiges „Hej“ ausbrach.

Der biedere Deutsche, der im Vollbewußtsein des großen Grimmschen Wörterbuches von ungefähr in diesen Landesteil gerät, muß sich in der ersten Zeit ein wenig wie der Heiland vorkommen: nämlich verraten, und auch ein wenig wie der biblische Josef: nämlich verkauft. Die deutsche Frage begegnet fast überall einem ausdrucksvollen Kopfschütteln, und nur wer in dem Besitze einer bedeutenden Mimik ist, kann darauf rechnen, daß seine Wünsche verstanden werden. Aber die slowenische Antwort kann er dann allerdings gleich heftig kopfschüttelnd quittieren, so

daß eine derartige Unterhaltung lebhaft an das Gebaren der wohllöblichen Prüfungskommission erinnert, vor der mein Freund, der Kandidat Jobs, seinerzeit sein Examen abgelegt hat.

Auf der Fahrt von Loitsch nach Idria gelangt man in ein Dorf, dessen Name so konsonantenreich ist, daß er genau so klingt wie das Räuspern eines heiser gewordenen Bassisten. Dessenungeachtet wird hier der nach einer deutschen Ansprache dürstende Reisende angenehm erquickt und gestärkt. Die Wirtin, eine sehr korpulente Dame, die man sich bloß oben und unten zugebunden und mit zwei Hölzchen versehen zu denken braucht, um die sprechend ähnliche Gestalt einer Leberwurst in Menschengröße vor sich zu sehen — diese brave Wirtin begrüßt uns als deutsche Kärntnerin mit einem verständlichen Lächeln und mit verständlichen Worten. Als ich sie hörte, rief ich überrascht „Hej“ aus, und ich wäre ihr vor Freude vielleicht um den Hals gefallen; aber bei ihrem Körperumfange wäre dieses Turnstück auf einmal nicht möglich und gewiß zu zeitraubend gewesen, weshalb ich wieder in den Wagen kletterte und wieder erfrischt in die Nacht hineinfuhr.

Der Weg von Loitsch nach Idria, der sich durch schön geformtes und reich bewaldetes Gebirge zieht, bringt den Reisenden in etwa vier Stunden nach dem berühmten Bergorte. Wer wie ich diese Fahrt in der langen Dämmerung des vorletzten Frühlingstages angetreten und in der ersten Mitternachtsstunde beendet hat, wer, von dem kühlen Hauche des Bergwaldes umfangen, die schweigenden Gipfel und die einsamen Schluchten im scharfen Scheine des Mondsilbers prangen sah, wer sich eines Himmels freute, an dessen stahlblauer Brust tausend feine, zitternde Demanten blinkten, und wer im Dunkel der Gebüsche den grünlichen Glanz zahlloser Leuchtkäfer erblickte — wird diese von allen Reizen der Romantik beglänzte Nachtreise nicht so bald vergessen.

Von der Station aus steigt der Weg allmählich in die Höhe, um eine Stunde vor Idria in einen Kessel hinab-

zugleiten, der sich lange durch die Berge windet und sich immer mehr vertieft. In weit ausgezogenen Kurven gelangt man endlich in das schmale Tal, in dem die blanken, weißen Häuser von Idria aufleuchten und ein gutes deutsches Wirtshaus gastfrei seine Türen öffnet. Hej! hej! hej! . . .

Idria im Schimmer des Morgens, von den aufsteigenden Nebeln umwallt und von den hohen Kuppen grüner Berge überragt, bietet einen Anblick von immer neuer Schönheit und Beredsamkeit. Wer das freundliche Cortina des Ampezzotales kennt, wird, wenn er sich die dürren südlichen Dolomiten durch frischfarbiges Waldgebirge ersetzt denkt, Lage und Charakter der Stadt am besten erfassen können. Wo dort die „Croce bianca" steht, befindet sich hier das ärarische Gasthaus „Zum schwarzen Adler", und genau dort, wo in Cortina der schlanke Campanile sich erhebt, steht hier die im italienischen Stile aufgeführte Kirche. Große, hübsch ornamentierte Häuser mit weißen und braunen Jalousien reihen sich, zumeist isoliert stehend, zu freundlichen Straßenzügen. Es bedarf dann nur der Kenntnis der Tatsache, daß einer der ersten Gewerken von Idria der Pfleger von Toblach, Christof Herbst, gewesen ist, um die leicht entzündliche Phantasie eines empfindsamen Reisenden mit allerlei historisch-architektonischen Vermutungen zu erfüllen. Die bilden den natürlichen Übergang zu einem flüchtigen Orientierungsblick über die Entstehung und die Entwicklung der deutschen Bergstadt Idria.

Die älteste Geschichte ist mit ihren Mitteilungen über Ort und Gegend höchst sparsam. Die früheste Urkunde, die sich auf die Umgebung von Idria bezieht, ist, wie Pfarrer Hitzinger in seiner Beschreibung des Bergwerks angibt, eine Schrift aus dem Jahre 1319, mittelst welcher der Patriarch Paganus einem gewissen Odarlicus von Cividale die Fischerei im Isonzoflusse und dessen Nebengewässern, namentlich in der Idria und der Idersca, verliehen hat. Daraus ergibt sich, daß der Bezirk Idria ehemals unter die Oberhoheit der Patriarchen von

Aquileja gehörte. Licht wird es in der Vergangenheit des Ortes erst mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, mit der Auffindung des Quecksilber-Erzlagers. Sie erfolgte nach Valvassor im Jahre 1497, nach andern Quellen schon 1490. Dieses letztere Datum wird für das richtige gehalten. Hacqut führt zwar in seiner Beschreibung von Krain an, daß nach auswärtigen Schriften das Bergwerk Idria schon im Jahre 1407 nach Holland 300 Zentner Quecksilber versendet habe; allein die Unrichtigkeit dieser Angabe ist offenbar.

Wie das reiche Lager von Idria aufgefunden worden, darüber wird folgendes erzählt: Ein Bauer stieß einst an einer Quelle am Fuße des Rosenberges auf gediegenes Quecksilber in einem Holzgefäß, dessen Wasserdichtigkeit er untersuchen wollte. Da er das glänzende Metall nicht kannte, so wies er es einem Goldschmied in Lack vor, dem er jedoch den Fundort nicht anzeigen wollte. Einem Landsknecht, dessen Name gewöhnlich als Canzian Anderlein angegeben wird, gelang es, dem glücklichen Finder das Geheimnis zu entlocken. Dieser Mann brachte sodann auch die erste Gewerkschaft zusammen, die das Bergwerk in Betrieb setzte und allseitig Arbeiter oder Bergknappen herbeizog. Diese Angaben werden durch Schriften des Bergwerksarchivs teilweise vervollständigt. Ein Vergleich zwischen den alten und den neuen Gewerken vom Achazibau, datiert vom 1. Mai 1536, gibt den wahren Namen des ersten Bergwerksunternehmers an; er hieß André Perger, den man genannt hat Katzanderle den Griffner, wonach sein Heimatsort Griffen in Kärnten gewesen sein dürfte. Mangel an Betriebsmitteln und die Schwierigkeit des Baues veranlaßten die erste Gewerkschaft, die den heute noch bestehenden Antonistollen im Jahre 1500 in Angriff genommen hatte, ihre Gerechtsame an eine zweite Gewerkschaft abzutreten; der gehörten an: Valentin Kuttler von Salzburg, Wilhelm Neumann von Wasserneuburg, Lukas Grenzdorfer, Ulrich Wutsch und Stefan Kaserer von Salzburg, Paul Rasp, Pfleger zu Lack, Christof Herbst, Pfleger zu Toblach, und Blas Hölzel,

Pfleger zu Weltenberg. Aus diesen Angaben geht zunächst der unbedingt deutsche Ursprung dieser alten Kulturstätte hervor, sodann die Tatsache, daß für die deutsche Betriebsamkeit auch in jener dunklen Zeit der Weg von Salzburg bis hart an die Gestade der Adria kein zu weiter gewesen ist.

Nach vielen Mühseligkeiten erreichte man endlich am Achatiustage, den 22. Juni 1508, im Silberschiefer die Tiefe, in der das Erzlager seinen Anfang nimmt. Zur dankbaren Erinnerung wurde der aufgeschlossene Schacht St. Achazischacht und der neu eröffnete Stollen St. Achazistollen genannt. Dieser Tag ist seither der Feiertag von Idria geblieben, der alljährlich mit einem kirchlichen Feste begangen wird.

Kaiser Maximilian I. verlieh den Gewerken die Gerechtsame auf den neuen Grubenbau und die Benennung: die Herren und Gewerken der neuen Gab zu St. Achazen. Der Landesfürst behielt sich hierbei das Recht zu einem eigenen Grubenbaue vor. Angelockt durch die rasche Entwicklung des Bergwerks, bemächtigten sich die Venetianer, nachdem sie bereits zur Osterzeit 1508 Görz in Besitz genommen, im Juni 1509 auch des Idrianer Bergwerks. Der Kaiser befahl alsbald, am 22. Juni desselben Jahres, dem Feldhauptmann Herzog Erich von Braunschweig und dem Bischof Christof von Laibach, das Bergwerk wieder einzuziehen und Wilhelm Neumann zum Bergrichter daselbst zu ernennen. Beides geschah — ob gütlich oder mit Waffengewalt, ist nicht bekannt. Nun sorgte auch Kaiser Max dafür, daß der vorbehaltene Grubenbau auf seine Rechnung tätig betrieben wurde. Doch fand er sich 1516 geneigt, diesen Bau, der „Fürstenbau“ hieß, an die Gewerkschaft von St. Achazen behufs Abzahlung einer Schuld zu überlassen. Die Gewerkschaft ging indes weder auf diese noch auf eine spätere Offerte des Erzherzogs Ferdinand I. ein. Dafür bildete sich eine dritte Gewerkschaft, der von Kaiser Max ein Anteil am Fürstenbaue und am St. Kathreinschachte überlassen wurde. Sie führte den Namen: die Herren und Gewerken von der kaiserlichen Gab zu

St. Kathrein. Auf diese Weise war das Bergwerk zu Idria in drei Hauptteile geschieden; in den landesfürstlichen Bau und in die Baue zweier Privatgewerkschaften. Jede Gewerkschaft hatte ihren eigenen Verweser.

Angaben über den Gewinn an Quecksilber und Zinnober fehlen aus den ersten Jahren des Betriebes. Eine Rechnung von 1519 gibt zuerst ein Quantum von 361 Zentnern Zinnober an, das die Gewerken von St. Achazen verkauft hatten. Ein Vertrag vom Jahre 1525 betraf die Lieferung von 15000 Zentnern Quecksilber und Zinnober. Das Ganze war in vier Jahren zu liefern. Für die Versendung wurde das Quecksilber schon in der ersten Zeit wie gegenwärtig in Felle gebunden. Eine Bestellung von 1700 Stück Fellen um den Betrag von 101 fl. findet man in einer Schrift vom Jahre 1531. Der Zinnober wurde gewöhnlich in Broten versendet. Der Handel mit Quecksilber und Zinnober ging teils nach Venedig, teils nach Salzburg und Augsburg. Niederlagen gab es in Laibach, Lack, Krainburg und auch in Venedig. Der Preis stand für beides sehr niedrig. In Venedig wurde der Zinnober 1519 mit 12⅓ Silberdukaten (à 1 fl. 75 kr.) per Zentner abgesetzt. Nach Augsburg wurden 1525 das Quecksilber und der Zinnober zu je 20 fl. per Zentner verhandelt.

Das Aufblühen des Bergwerks trug natürlich zur Vergrößerung von Idria bei. Die Aussicht auf Verdienst zog viele Deutsche aus Kärnten und Salzburg heran. Der Ort dehnte sich allmählich aus. An der erhabensten Stelle des Talgrundes wurde ein festes Schloß gebaut, das Gewerkenegg genannt und stark befestigt wurde. Es diente zur Aufbewahrung der Grubenprodukte, ganz besonders aber zum Schutze gegen feindliche Überfälle, deren man sich einerseits von den kriegerischen Venetianern, anderseits von den Türken, die häufig über Loitsch und Adelsberg Streifzüge unternahmen, zu versehen hatte.

Im Jahre 1566 war der Preis des Quecksilbers bereits auf 70 fl. per Zentner gestiegen. Ein in diesem Jahre

mit der Firma „Haug und Langenauer“ in Augsburg abgeschlossener Vertrag lautete auf die Lieferung von 5000 Zentnern.

Mit dem Jahre 1580 beginnt in der Geschichte des Bergwerks ein neuer Abschnitt. Erzherzog Karl, seit 1564 Landesfürst von Innerösterreich, erkannte die Wichtigkeit des Quecksilberbergwerks, dessen größern Anteil er besaß, und sah zugleich die Unmöglichkeit ein, es rationell zu betreiben, so lange sich mehrere Gewerkschaften in den Besitz teilten. Er beschloß daher, das Bergwerk ganz an sich zu bringen, und sandte in dieser Absicht 1578 den Bergrichter von Ober-Vellach, Franz Khisel oder Kißling, nach Idria. Im Jahre 1580 erfolgte dann die Übergabe der Gewerkschaften an die erzherzogliche Kammer. Die Modalitäten dieser Transaktion sind, da viele Urkunden aus dieser Zeit fehlen, nicht bekannt. Am 6. April 1580 erließ Erzherzog Karl eine eigene Bergordnung für Idria, das mittelst Erlasses des Kaisers Leopold I. hundert Jahre später auch ein eigenes Bergamt erhielt.

Der Quecksilberhandel nahm im siebzehnten Jahrhundert einen großen Aufschwung. Das Produkt wurde einerseits über Triest nach Venedig, anderseits über Wien und Salzburg nach Stadt Steyr, Augsburg und Nürnberg und selbst nach Hamburg und Amsterdam versendet. Im Jahre 1612 notiert der Zentner Quecksilber 65 fl., der Zentner Zinnober 91 fl.; 1634 war der Preis beider auf je 50 fl. gesunken. Hundert Jahre später, 1740, kostete der Zentner Quecksilber bereits 182 fl. Die Löhne betrugen im Jahre 1627 je nach der Art der Arbeit 10, 12 und 18 kr. täglich; die Kunststeiger und Werkmeister erhielten 25 kr. Nach einem Verzeichnisse vom Jahre 1747 erhielten die Kunstmeister 22 kr., die Maurer- und Zimmermeister 20 kr., die Kunststeiger, Maurer und Holzmeister 16¾ und 17 kr., die Zimmerleute und Knechte 13½ bis 15½ kr., die Hauer 10 bis 12 kr., die Klauber 3 bis 8 kr. Man ersieht daraus, daß im Verlaufe dieser hundert Jahre die Arbeitslöhne eher eine Verminderung als eine

Erhöhung erfahren haben. Im Jahre 1627 waren 200, 1747 schon 450 Mann in Idria beschäftigt.

Von den kriegerischen Wirren jener Zeit blieb Idria verschont. Während des spanischen Erbfolgekrieges hatten sich französische Truppen bei Tolmein sehen lassen, doch kam es zu keinem Einfall. Als in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Krain die Reformation Fortschritte machte, gewann sie auch in Idria zahlreiche Anhänger. Man besaß hier selbst eine protestantische Schule. Die Gegenreformation verrichtete auch hier ihr Werk. Idria wurde wieder ein ganz katholischer Ort, und zwar dergestalt, daß man schon im Jahre 1614 in dem Bergorte keinen Protestanten mehr antraf.

Die Neuzeit brachte für Idria einschneidende Veränderungen und Neugestaltungen. Maria Theresia reorganisierte die Verwaltung von Grund aus und errichtete 1747 zu Idria ein Oberbergamt. Während der Franzosenkriege kam das Bergwerk zu wiederholten Malen in die Gewalt der Gegner. Zum ersten Male kamen die Franzosen unter Bernadotte am 23. März 1797 nach Idria und führten 15912 Zentner Quecksilber und 420 Zentner Zinnober hinweg; zum zweiten Male kamen sie im November 1805, zum dritten Male am 20. Mai 1809. Sie behielten es auch im Frieden von Wien am 14. Oktober 1809. Napoleon gab das Bergwerk dem dreifachen Orden des Goldenen Vließes (l'ordre de trois toisons d'or), den er am 15. August 1809 zu Schönbrunn gestiftet hatte. Am 1. Oktober 1813 nahmen die Österreicher Idria wieder ein.

In der Geschichte des Quecksilberhandels ist der Umstand von Interesse, daß im Jahre 1785 die Verwaltung von Idria einen Vertrag abgeschlossen hatte, in sechs Jahren 8000 Zentner nach Spanien zu liefern. Der Absatz steigerte sich in der Folgezeit, als während des spanischen Thronfolgekrieges im Jahre 1836 die reichen Quecksilberbergwerke zu Almaden ertränkt worden waren. Seither gereicht die Wiederaufnahme der spanischen Bergwerke dem Quecksilberhandel von Idria zum Nachteil, und die Preise sind sehr schnell gesunken. Das Bergwerk Idria, das heute

zirka 1000 Arbeiter beschäftigt und etwa 7000 Zentner Quecksilber sowie 1000 Zentner Stück-Zinnober und ebensoviel Vermillon produziert, besitzt an 40 Manipulationsgebäude, neben dem Schlosse Gewerkenegg 21 Verwaltungs- und Wohngebäude und außerdem ausgedehnte Schmieden, Zimmerwerkstätten, Ziegeleien und Ställe. . . .

Man schlägt aufatmend die Chroniken zu und flüchtet aus den verwirrenden Ziffern hinunter auf die Straße, auf der fröhliche Bewegung herrscht. Idria schmückt sich, Idria macht Toilette für seine Festtage. Von den Häusern wehen Flaggen in den österreichischen und in den Habsburger Hausfarben. An vielen Giebeln prangen bunte Trikoloren, über deren Nationalität man lange nicht ins Reine kommt. Der Tausend, sind wir denn in Frankreich? Nein, die Farben der Republik sind blau-weiß-rot. Oder am Ende in Holland? Nein, auf den Schiffen von Amsterdam flattert die rot-weiß-blaue Flagge. Endlich löst sich das Rätsel: Rot-blau-weiß sind die Farben von Krain, und unter diesem Banner sammelt sich hier alles, was der nationalen Idee anhängt. Man wird stutzig. Wie steht es in Wirklichkeit um den deutschen Charakter der Stadt Idria?

Man schlendert durch die Straßen und findet, daß die Inschriften der meisten Ladenschilder in slowenischer Sprache abgefaßt sind. Man gelangt vor das Weichbild der Stadt und entdeckt, daß der erste Gruß, der von einer Tannenpforte aus den Fremden empfängt, ein slowenischer ist. Auf den Schildern der Handwerker imponiert uns besonders das Wort „mojstr“, dem offenbar das deutsche Wort „Meister“ nachgebildet worden ist. In den Straßen klingt mein liebes „Hej“, und über die gebräunten Stirnen der Leute fällt zumeist das pechschwarze Haar des slawischen Südens.

Man muß sich besinnen. Ist dies wirklich Idria, das deutsche Kultur und deutscher Fleiß durch den Lauf der Jahrhunderte zu hoher Blüte emporgeführt haben? Wo in aller Welt sind die betriebsamen Kärntener und Salzburger hingeraten, die einstmals um diese Grubenschächte

ihr Heim begründet hatten? Welche unselige Macht hat es zuwege gebracht, daß das deutsche Wort dem slawischen gewichen ist? Alles Fragen, auf die man keine Antwort erhält, auch wenn man in diesem ängstlichen Umherwandern vor das Haus gelangt ist, das sonst über ähnliche Zweifel zu belehren pflegt. Die Schule von Idria ist ein neues, höchst stattliches Gebäude, in dem sechshundert Kinder unterrichtet werden; anfangs ausschließlich in slowenischer, in spätern Klassen auch in deutscher Sprache. Da kann der Blick gar bange an den rot-blau-weißen Trikoloren entlang gleiten, die rings in der Runde in der milden Abendluft schwimmen: Wem in dieser ehrwürdigen Stätte deutscher Tatkraft wird die Zukunft gehören?

Idria, 21. Juni.

Wenn sich jemand einer besonders entwickelten Fähigkeit, einzuregnen, rühmen sollte, so sei er hiermit auf das feierlichste herausgefordert. In dieser seltenen Gabe glaube ich es nämlich unbedingt mit jedem aufnehmen zu können. In Wien habe ich infolgedessen viele hervorragende Einfahrten und Torwege mit allen möglichen schönen Aussichten auf verwahrloste Höfe und Pferdeställe mit großer Gründlichkeit kennen gelernt, und wenn ich mich einmal anschicke, auf Reisen zu gehen, das will besagen: außerhalb Wiens einzuregnen, so können sämtliche Meteorologen der Welt schlechtes Wetter vorausgesagt haben — es regnet dennoch, und der melancholische Rest ist für mich: das schweigende Aufspannen des Schirmes. Mein persönlicher Einfluß auf die Erzeugung feuchter Niederschläge ist jetzt ein so großer, daß jene Gegenden, die im Interesse ihrer Ernten Regen brauchen, gar nichts Besseres tun könnten, als mich zu einem Besuche einzuladen. Ich bin in der Lage, im Großverschleiße sehr billige Preise zu stellen und möchte mich bei vorkommenden Trockenheiten bestens empfohlen halten.

Indes, wenn es nach meinen persönlichen Neigungen ginge, regnete ich immer noch in Wien in der Kärtenerstraße

lieber ein als in einer noch so reizend gelegenen Bergstadt. Denn während daheim wenigstens zahlreiche vorübereilende, kurzgeschürzte Lichtpunkte die Einsamkeit des Festgebannten erhellen, sieht er sich hier aus Mangel an ähnlicher Zerstreuung genötigt, aus Verzweiflung Fliegen zu fangen oder — Gott behüte! — gar nachzudenken. Übrigens bin ich noch sehr im Zweifel darüber, ob anderwärts der Regen auch nur halb so naß ist wie hier in Idria. Es ist dies kein Wasser mehr, sondern eine Art von feuchter Guttapercha, die sich in schläfrigem Zuge vom Himmel zur Erde dehnt und zwischen diesen beiden angenehmen Aufenthaltsorten mitunter auch ganz stillzuhängen scheint.

Die Wolken haben sich tief in den engen Talkessel von Idria hineingebettet, und so sehr sich auch viele kleine weiße Häuser bemühen, an den Geländen in die Höhe zu klettern, so entrinnen sie doch weder den Regenfluten noch den langsam hin und her ziehenden Nebelmassen. Wo ist das freundliche Bild, das diese würdig-schöne Stadt noch vor einigen Stunden geboten hat, hingeraten? Venus höchstselbst, die Kaltwasserkur gebrauchend und in nasse Leintücher eingeschlagen, verliert, nicht sowohl wegen der Verhüllung — denn diese reizt — als wegen der Feuchtigkeit, die damit verbunden, gewiß viel von ihrer Schönheit. Bekümmert blickt man in das triefende Idria. Die Wolken senken sich immer tiefer, der Abend naht, und der Regen regnet.

Diese kürzeste erste Sommernacht, in deren Verlaufe der Widerschein des Sonnenrots gar nie den Horizont verlassen soll, spinnt sich im Schatten der qualmigen Nebel zu einer förmlichen Dezembernacht aus. Um 6 Uhr war es düster, um 7 Uhr dunkel geworden, und als dann später an den Häusern die ersten Lichter und auf den Bergen die ersten Feuer erglommen, konnte man die Abscheulichkeit dieses Sommeranfangs erst recht deutlich wahrnehmen. Die Idrianer, die dreihundert Jahre auf ihr Fest gewartet haben und es jetzt von den himmlischen Fluten hinweggeschwemmt sehen, schicken sich mit bester Manier in das Unvermeidliche. Sie schmücken ihre Fenster mit Bildern und

Transparenten, mit Tannengrün und bunten Lämpchen, und hätte sich in der zehnten Stunde die Vorsehung ein Loch in den Wolkenzug gebohrt, durch das sie auf das in Licht schwimmende Idria hätte herabblinzeln können — sie würde sich durch so viel festfreudige Unverdrossenheit gewiß erweicht gefühlt haben.

Auf dem Hauptplatze standen die Bergleute in dichten Gruppen, junge und alte Männer, denen man den schweren Beruf gleichmäßig von den bleichen Gesichtern abliest. Mitunter wankte durch die Einfahrt des Wirtshauses und an der Wand mit den Händen sich fortschiebend der eine oder der andere, der sich in der Feststimmung ein wenig übernommen hatte. Im Branntwein enthüllt sich die Wahrheit. Es ist ein stiller, sanfter und gedrückt erscheinender Menschenschlag. Die nächtliche Einsamkeit der Grubenarbeit mag auch das heißeste Blut abkühlen. Der Kontrast war gleich zur Stelle. Im Hausflur des „schwarzen Adlers" hatte sich eine kleine italienische Kolonie angesiedelt. Sie bestand aus einem venetianischen Lumpensammler, einem udinesischen Scherenschleifer und einer etwas übertragenen Vertreterin des Ewig-Weiblichen. Mimi, die hübsche Kellnerin, erzählte mir zornig, daß die beiden Galantuomini die Frau gestern noch mit Liebkosungen überhäuft und heute geprügelt hätten. Ich erlaubte mir, daraus auf eine sehr große Versiertheit der beiden Männer im Umgange mit dem schönen Geschlecht zu schließen, eine Auffassung, mit der Mimi keineswegs einverstanden schien. Auch das geeinigte Italien, das unter den breitkrempigen Hüten mit gar hell blitzenden Augen in die slowenische Welt blickte, hatte mehr Wein konsumiert, als es im Interesse der öffentlichen Ruhe vertragen konnte. Die geräuschvollen Konsequenzen ließen nicht lange auf sich warten. Ein italienischer Werkelknabe leierte von seinem Instrumente seit einer halben Stunde immer das nämliche Lied herab, so daß es niemand, der auf die menschenwürdige Behandlung seiner Ohren hält, dem Wirte verdenken konnte, als er das junge Italien endlich beim Arme faßte und auf die Straße geleitete. Dies gab Giovanni, dem Scherenschleifer, Veranlassung, zugunsten

seines tief verletzten Landsmannes in die Aktion zu treten. Ich bin nun überzeugt, Rossi selbst könnte die Rolle eines berauschten Italieners nicht besser und wirksamer geben als dieser berufsmäßig alles Stumpfe hassende Fremdling. Das Haus erdröhnte von dem Pathos seiner Proteste, und wenn er die Hand, die eben erst polternd auf den Tisch niedergefahren war, wie beschwörend gegen den gleichmütig lächelnden Wirt ausstreckte, lag in dieser Bewegung eine Beredtsamkeit und eine Noblesse, von der man sicher sein konnte, daß sie auch in der größten Leidenschaftlichkeit zu keiner prosaischen Ohrfeige verrohen würde. Die slowenischen Männer standen schweigend in der Runde und lächelten. Wie so manche andere große Kongreßaufregung löste sich endlich auch diese kleine Disharmonie in allseitiges Wohlgefallen auf. . . .

Es ist spät in der Nacht; in der Stadt ist es still geworden. Die Feuer auf den Bergen sind erloschen, bis auf ein einziges, dessen rötlich gefärbter Rauch langsam in die Wolken hineinqualmt. Der arme Bergmann, der da oben auf dem höchsten Gipfel den Holzstoß bewachen und sehnsüchtigen Auges auf Idria niedersehen mag! Man schickt sich an, den Schlaf aufzusuchen. Aber dies ist heute kein leichtes Werk. Von allen Teilen des Hauses tönen lebhafte Wechselreden herauf, und eine Gesellschaft im Nebenzimmer entpuppt sich gar als ambulanter Gesangverein. Lange nach Mitternacht fühlt sich ein Tenor verpflichtet, seine Nebenmenschen darüber aufzuklären, was er beginnt „All Abend, wenn ich zur Ruhe geh.“ Nun, wenn die Herren allabendlich so zur Ruhe gehen wie heute, beneide ich ihre Nachbarschaft um dieses Vergnügen ganz und gar nicht. Man tritt schlafsüchtig und verdrossen ans Fenster. Wahrhaftig, noch immer leuchtet das Feuer dort auf dem Berge. Mir wollte der einsame Bergmann da droben lange nicht aus den Gedanken gehen. . . .

Idria, 22. Juni.

Gurgelnde Dachtraufen, Trommelwirbel der Regentropfen an den Fenstern — das arme Idria! Es hat

kein Glück mit seinem Feste. Wie Stricke so schlapp hängen die stolzen nationalen Trikoloren an den Häusern nieder. Auf dem Hauptplatze wogt wieder ein Meer von Regenschirmen durcheinander, denn zu den unveräußerlichen Besitztümern des Krainers gehört außer seinen patriotischen Gefühlen und seiner angestammten Liebe zur Kirche unbedingt ein Schirm. An diesen Festtagen feiert das Werk, und die Knappen im Sonntagszivil, die Steiger und Beamten im kleidsamen Grubengewande warten mit unverhohlener Spannung auf die Ereignisse des heutigen Tages. Ja, die Kirche hat es gar gut in diesen Landen. Alle Herzen gehören ihr, und in den Köpfen ist es so dunkel wie unten in den Gängen des Bergwerks. Die Frömmigkeit ist fast militärisch diszipliniert. Zeigt sich ein Geistlicher in den Straßen, so fliegen sofort auch die entferntesten Mützen herab, und kaum ertönte jetzt eben der erste Klang des Frühläutens, so marschierte die gesamte Männerschar unter meinem Fenster eilfertig in die Kirche hinein.

Hand in Hand mit der Arbeit der Kirche geht das Werk der Nationalisierung. Heute, da die Lebenden mit ihren Antworten zurückhielten, habe ich mir bei den Toten die Wahrheit geholt. Ich bin zum Gottesacker gewandert und habe den Gräbern ihre Meinung in diesen schwerwiegenden Dingen abgefragt. Was fand ich da? Fast alle Idrianer, die sich bis vor etwa zehn Jahren hier zur Ruhe gebettet haben, sind unter deutschen Aufschriften schlafen gegangen. Seither erst, und mit jedem Jahre ersichtlich umfassender, hat die slowenische Sprache von den Grabsteinen Besitz genommen. Ein merkwürdig berührendes Symptom für die Veränderlichkeit der Zeiten bot ein Monument, auf dem alte gotische Buchstaben an den Rändern noch ganz deutlich zu lesen waren und auf dem eine kleinere Tafel mit slowenischer Aufschrift befestigt war. Offenbar hat sich ein altes Grab geöffnet, um einen Sprossen dieser bewegten Neuzeit aufzunehmen. Da breitete sich denn die slowenische Sprache über die deutsche, und so möchte man auch an dieser traurigen Stätte, wo alle

Schmerzen enden und alle Leidenschaften sich ausgleichen, den alten Kampfruf erheben: „Ghibellinen heraus! Feinde ringsum!“

Neuer, dröhnender Donner von den Bergen! Er paßt ganz gut in die Kampfstimmung, in die man geraten. Die Vertreter der Regierung sind in Idria angekommen und rüsten sich zur kirchlichen Feier. Wer bisher noch nicht begreifen wollte, was in aller Welt das Ackerbauministerium mit dem Bergwesen zu tun habe, wird heute hoffentlich zu der einzig richtigen Erkenntnis bekehrt worden sein. Zunächst marschierte der Herr Ackerbauminister nach der Kirche, woselbst ein feierliches Hochamt abgehalten wurde; sodann setzte er sich an die Spitze des Umzuges, der unter Vorantritt der gesamten Geistlichkeit die Einsegnung der zahlreichen Werksanlagen bezweckte. Wiewohl diese Zeremonie fast drei Stunden in Anspruch nahm und der Herr Minister sich trotz des Regens und seiner nagelneuen Geheimratsuniform nicht des geringsten Schirmes bediente, kam er doch anscheinend genau so frisch und wohlgemut von der Feierlichkeit zurück, wie er sie eröffnet hatte. Nach dieser körperlichen Leistung hat Graf Falkenhayn für mich die Frage der Abhängigkeit des Montanwesens vom Ressort des Ackerbaues anstatt von jenem des Handels ein für allemal entschieden. . . .

Der wachgerufene Klang läßt sich nicht zur Ruhe zwingen: Feinde ringsum! In einem Laden ist mir ein netter, anstelliger Bursche aufgefallen, der sich recht gewandt deutsch auszudrücken weiß.

„Haben Sie das Deutsche hier gelernt?“

„Nein, in Laibach und Cilli.“

„Und wo waren Sie auf der Schule?“

„Hier in Idria.“

„Ich denke, man unterrichtet im Deutschen?“

Ein Achselzucken mit einem unbeschreiblichen Gesichtsausdrucke war die Antwort. . . .

„Ghibellinen heraus!“ Das mühsam begründete Werk der Väter ist im Untergehen. Die Söhne haben ihr kostbares Erbe mißachtet. Die nationale Flut nagt an den

letzten Pfeilern. Hier heraus, wo die äußersten Vorposten des deutschen Gedankens ängstlich wachen, wo die erdrückende Übermacht der Gegner das alte deutsche Kulturwerk auf das schwerste gefährdet, wo sich die Geister immer ungebärdiger regen, die der nationale Ehrgeiz und Unverstand heraufbeschworen hat, hier heraus muß der Deutsch-Österreicher kommen — er, der daheim in seinem bequemen Leben wenig von den Kämpfen seiner bedrängten Stammesgenossen spürt —, hier heraus, um den Wert und die Gefährdung seines eigenen Deutschtums recht zu würdigen. . . .

Wissen diese Massen, die die Straßen füllen, etwas davon, daß das heutige Fest die deutsche Tat feiert, sie, die ihnen Arbeit, Verdienst, kurzum Leben gewährt in diesem armen, finstern Lande? Dem Feste merkt man wenig davon an. So ist man denn in diesem nationalen Kreislaufe bei der Chronistenpflicht wieder angelangt und gewahrt aufblickend, daß in der Stunde, da das Programm ein Volksfest auf der Zemlja verheißt, der Regen noch immer rinnt — wie vor und eh' . . .

Idria, 23. Juni.

Nun wir uns anschicken, in das Dunkel des Bergwerks hinabzusteigen, ist über Idria voll und glänzend wieder die Sonne aufgegangen. Tiefblau spannt sich der Himmel von der einen Talseite zur andern. Die Wälder an den Geländen prangen im üppigsten Grün, und die schöngeschweiften Gipfel der Berge, deren eigentümliche Gestaltung erst jetzt zur Geltung gelangt, fließen in der ruhig-majestätischen Bewegung einer einzigen Riesenwelle um die liebe Stadt Idria. Wären die zahlreichen Rundungen, welche die Abhänge bedecken und in ihrer Neigung aufhalten, konkav, so würde die Gegend einen scharf ausgeprägten vulkanischen Charakter tragen. Nun heben sich aber diese übermäßigen Linien in sanften Kuppeln aus den Konturen des Gebirges heraus und erklären sich als die Abstumpfungen einstiger Kalkspitzen. Die reiche Bestockung deutet auf eine vernünftige Waldwirtschaft hin. Wenn man in den Chroniken

die Klage verzeichnet findet, daß das Holz zum Werkbetriebe aus weiter Ferne herbeigeholt werden müsse, so wird man den früheren Zustand begreifen und das Verdienst der seitherigen Verwaltung um die Förderung der Waldkultur gern anerkennen.

Der Wetterwechsel, der sich gestern abend einstellte, gestattete es dem gefangen gehaltenen Fremden, den Fuß, wohin es ihn schon lange gelockt, endlich nach aufwärts zu lenken. Der Weg führt an den Werkstätten der Grube vorüber in mäßiger Ansteigung nach dem Prater der Bergstadt, auf die Zemlja. Mit jedem Schritte sieht man das Tal sich erweitern und die Bergeswände rings um diesen schönen Kessel sich erhöhen und übereinander bauen. Bald erkennt man auch, daß sich der Schluchtraum zwischen den Bergen etwa in Gestalt eines Dreifußes in drei getrennte Täler teilt. In dem südlichen, das durch das düstere Mauerwerk des Burgschlosses Gewerkenegg abgeschlossen wird, liegt die Stadt Idria mit den Gruben und Manipulationsanstalten; in dem westlichen erheben sich die Gebäude der Quecksilber- und der Zinnoberhütte, und durch das östliche, steil aufsteigende, windet sich der Weg nach der Station Loitsch zurück. In der mittlern Schlucht blinkt das Wasser der Idrizza. Die Luft ist von einer unbeschreiblichen Milde und Klarheit. Ich möchte glauben, daß an Idria ein klimatischer Kurort verloren gegangen ist. Die Berge halten jeden Zugwind ab, und die Sonne wischt selbst nach einem so anhaltenden Gußregen wie der gestrige mit ihren Strahlen rasch jede Spur von Feuchtigkeit aus dem Kessel heraus.

Während unten der Glockenschlag ertönt, der die für die Einfahrt in den Berg festgesetzte Stunde verkündigt, bleibt der letzte bewundernde Blick, mit dem man dieses schöne Stück Erde umfaßt, an dem schwarzen Obelisken hängen, der düster aus dem Grün des Friedhofes aufsteigt. Er erinnert an ein trauriges Ereignis in der Geschichte des Werkes: an den Grubenbrand vom Jahre 1846, dem vier Beamte und dreizehn Knappen in treuer Pflichterfüllung zum Opfer gefallen sind. Ein ähnliches Unglück

hatte sich im Jahre 1766 zugetragen. Damals wurden im Mariä-Empfängnis-Stollen fünfzehn Mann durch ein „Grubenwetter beschädigt". Die sonstigen Unfälle, mit denen die Grube zu kämpfen hatte, gingen ohne Opfer an Menschenleben vonstatten. Das Jahr 1803 brachte einen Grubenbrand im Clementi-Felde, das infolgedessen ersäuft und erst nach drei Jahren wieder trocken gelegt wurde, und 1837 brach im Theresien-Schachte Tagwasser ein. Indem man den Weg von der Zemlja zurückschreitet, wird man einiger freundlicher, neu gebauter Häuser ansichtig, deren dicht verschlossene Fensterläden vermuten lassen, daß sie nicht bewohnt seien. In der Tat gemahnen diese Häuser an die Geister, die im Bereiche dieser lieblichsten Natur unten in der Berge Nacht hausen. Kaum waren nämlich diese Baulichkeiten aufgeführt, so stellten sich bedrohliche Risse und Senkungen ein. Der Erdboden wankte; Die Unterwelt hatte an ihre grollenden Tiefen erinnert. ...

Nun hinein in das unheimliche Dunkel! Fahr' wohl, du sanftes Himmelsblau und du berückende Sonnenfreude und du ganze liebe Welt mit deinem blitzenden Morgenlichte und deinem warmen, reichen Leben! Aber ist es nicht ein tröstliches Gefühl, daß man in diesem Erzbau nicht das Eisen gewinnt, aus dem man Schwerter schmiedet und Schreibfedern erzeugt, und nicht das kalte Blei, aus dem man Kugeln gießt, auch nicht das verfluchte Metall, aus dem man das Geld prägt, sondern jenen reinen, glänzenden Silberfluß, der als nützliches Wettermaß in so viele freundliche Stuben dieser großen Erde hineinblickt?

Gruppenweise fuhren wir durch den 230 Meter tiefen Barbara-Schacht ein. Ich war in eine Schar angesehener Montanisten geraten, und es muß im Interesse der öffentlichen Belehrung tief bedauert werden, daß es mir nicht möglich gewesen ist, viel von der ungemein großen Gründlichkeit der Besichtigung zu profitieren. Aber ich hatte die dummen Gedanken ganz wo anders als bei den Horizonten, Profilen und Stempeln. Wahrhaftig, es ist eine mutige Kunst, die Kunst des Bergbaues, und dem Andenken des Unbekannten, der es zuerst gewagt hat, sich dem unheim-

lichen Dunkel des Erdinnern anzuvertrauen, sollte die Menschheit eine gar stolze Ehrensäule errichten.

Man wandelt durch die mannshohen Gänge. Der flackernde Schein der Grubenlichter irrt über das dunkle Kalkgestein, und schwarze phantastische Schatten huschen den Weg voraus. Von fernher tönt mitunter das dumpfe Pochen des Spitzhammers, und einzelne Strecken erklingen von dem Fall der Tropfen in den wasserführenden Schichten. So geht es stundenweit in den Berg hinein, und wer ein nervöses Empfinden hat, kann das Gewicht einer Gesteinsmasse von 230 Meter Durchmesser auf seinem Herzen lasten fühlen.

Wiederholt kreuzte sich unser Zug mit dem Zuge der Gruppe, der Graf Falkenhayn angehörte. Ein politischer Kopf hätte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in dieser unausweichlichen Enge den Herrn Minister vielleicht über seinen Standpunkt zur Frage der achtjährigen Schulpflicht zu interpellieren. Da ich aber glücklicherweise bloß gerade genug von der Politik verstehe, um schweigen zu können, wenn sich erfahrene Leute davon unterhalten, so drückte ich mich ehrerbietig an die Wand, um Se. Exzellenz vorbeizulassen. Dann tauschte man wechselseitig wieder den schönen demokratischen Bergmannsgruß aus, und jede Gruppe verlor sich in der dunklen Ferne. Immer schwächer wurde der Lichtschein, immer leiser der Schall der Tritte, und nun wanderte man vorsichtig gesenkten Hauptes wieder dem eigenen Ziele zu.

In einigen der Gänge herrschte eine geradezu beklemmende Hitze. Hier pochten die Knappen mit weit entblößter Brust in das weiche Gestein, und wenn sie sich zum Gruße erhoben, lag auf ihren bleichen Gesichtern ein Abglanz jener nachdenklichen und erhabenen Ruhe, die sich aus dieser nächtlichen Einsamkeit unfehlbar der Seele mitteilt. Im Hauptmannsfelde gelangten wir in jenen Unglücksgang, in dem bei dem Grubenbrande von 1846 die siebzehn Menschen ihren Tod gefunden. Eine Steintafel mit Inschrift bezeichnet die Stelle. Hofrat Friese von Wien, an der Spitze des Zuges, lüftet den Hut und weiht

den in treuer Pflichterfüllung Geschiedenen ein paar herzliche Worte. Dann braust ein lautes „Glückauf!“ durch den Raum, und die Wanderung beginnt aufs neue.

Stunde um Stunde verrann. Wir kletterten Leitern hinan und Leitern herab, durchstrichen den tiefsten, den elften Horizont, und als endlich das Programm erschöpft war und die Bergfahrt sich ihrem Ende näherte, meinte ich, daß selbst das eifrigste Mitglied unserer Gruppe, das nicht müde wurde, dem Zinnobererz in seinen entlegensten Gängen nachzuspüren, der Erlösung ganz froh war. Wieder betritt die kleine Schar die Schale. Der Wärter zieht an dem Glockenzuge, der das Signal für das Maschinenpersonal gibt. Einige Augenblicke verstreichen in sehnsüchtiger Erwartung. Von oben ertönt ein dumpfes, mehr und mehr sich verstärkendes Brausen. Das Drahtseil faßt den eisernen Käfig, in dem die müden Männer stehen. Die Zimmerung des Schachtes beginnt sich vor unsern Blicken zu bewegen. Volle fünf Minuten dauert die Fahrt zur Oberwelt.

Dreimal rufe ich es aus, und dreimal schreibe ich es nieder: „Licht! Licht! Licht!“ Unwillkürlich breiten sich die Arme aus, als wollten sie das Wiedergewonnene umklammern. Hier ist meine Brust und hier ist mein Herz. Ich fasse und halte und halse dich, Sonne, Freiheit, Glück! Das Auge ist fast erstickt im Mangel an Licht. Sei gegrüßt, Erde, Atem, Leben! Sei gegrüßt, du helles Tagewerk mit all deinen kleinen und großen Sorgen, die so oft das Gemüt bedrücken!

Oben auf der Zemlja findet man sich wieder. Wie? — Ist die Erde schöner geworden, seit diese letzten Stunden verstrichen sind. Wie zart, wie duftig, wie durchsichtig grüßt uns das Himmelszelt, und wie durstig schlürfen wir das Meer von Farben und die sanfte, süße, erquickende Waldesluft! Ach, es ist schwerlich ein freudenreicher Beruf, der Beruf des Journalisten, und da soll einer einmal leicht Atem holen, wenn er melden muß, daß der General Kantschukoff auf der Durchreise angekommen und im „Hotel Impérial“ abgestiegen ist, oder daß die beliebte Tänzerin Fräulein X. sich die linke große Zehe verstaucht hat, oder

daß die sterblichen Überreste eines verdienstvollen Mitbürgers auf den bereitstehenden Leichenwagen gehoben wurden! Ich stehe auf dem Gipfel des Berges, unter mir das volle Leben und die glänzende Schönheit der Welt, hinter mir die Nacht, die Einsamkeit, die gefahrvolle Arbeit. Ich werfe den Hut in die Luft: „Heil der tapfern Kunst des Bergbaues!“

Der Tag geht zur Rüste, und das Fest von Idria nähert sich seinem Ende. Wir haben noch den Weg des geförderten Erzes verfolgt, wie es gestampft und gepocht, geschlämmt und gewaschen, gebrannt und zersetzt wird, bis endlich das quicke Metall in klaren, glänzenden Tropfen zusammenfließt. Wir haben die Größe dieser Anlage bestaunt und Kraft wie Feinheit des menschlichen Geistes bewundert. Nun steht man wieder, ein wenig müde, aber bereichert an innerer Erleuchtung und Freudigkeit auf dem hübschen Platze von Idria, in dessen Schatten schwarzäugige Kinder spielen, und von ferne steigt eine häßliche Wolke auf, die sich über die Freuden dieser eindrucksreichen Tage zu breiten droht: der Abschied! Ich weiß wirklich nicht genau, wen die Wiener Zeitungen nach abermals dreihundert Jahren zum Feste von Idria entsenden werden; aber es regt sich nach allen Freuden des Herzens, die wir der großen Natur und den kleinen Menschen verdanken, das begreifliche Sehnen: wie Chider, der Ewigjunge, einst desselbigen Weges zu fahren — wenn das Heute längst vergessen und das Gestirn, das unserm Geschlechte leuchtet, längst erloschen ist.

Ein letzter fragender Blick streift düstere Stuben und fleißige Hände. Die Hausindustrie von Idria ist weithin bekannt, und ein zierlicher weißer Faden führt den Wiener Gast, der erst jüngsthin in der belgischen Hauptstadt das mühselige Werk der Spitzenarbeit beobachtet hat, auf weitem Wege in das entlegene Krain hinab. Die Spitzenklöppelei wird hier seit langem betrieben; nicht in dem Umfange wie im Erzgebirge und besonders in dem industriereichen Graslitz, aber dennoch mit Fleiß und Geschicklichkeit. Die Methode der Arbeit ist hinter den Neuerungen des Tages etwas zurückgeblieben, und da war es denn eine

glückliche Tat, daß der Staat in Idria eine Industrieschule ins Leben rief, in der die Alten ihre Arbeit verbessern und die Jungen lernen können.

Nun sammelt man sich zum Abschiedstrunk in dem reich mit Blumen geschmückten Turnsaal der neuen Volksschule. An langen Tischen sitzen die Männer vom Hammer und Schlägel beieinander, und der Strom der Reden verbindet das Vergangene mit dem Künftigen. Man blickt in klare Augen und in manches würdige Mannesantlitz, in dem die Arbeit und der Gedanke ihre scharfen Linien gezogen. Die Becher klingen, und alles Geliebte soll leben. Kein fremdes Wort wird hörbar. Sind wir wieder nach Deutsch-Österreich heimgekehrt? Wer doch die Menschen aus ihren Kämpfen und Leidenschaften erlösen und zu dem Glücke der Erkenntnis heraufführen könnte, daß die Zukunft immer nur bei jenem Volke ist, das im Dienste der Kultur das meiste geleistet hat! Wer doch uns alle aus dem wüsten Rausche des Tages erlösen und uns immer wieder den versöhnlichen Gedanken predigen wollte, daß allein die Arbeit es ist, die alle Menschen verbindet und alle Wunden heilt!

Eine zaubervolle Nacht ist wieder in das Tal gesunken. Draußen tappen die Pferdehufe und knirschen die Räder. Ein letzter Gruß, ein letzter Händedruck: Auf, auf zur Adria!

Pariser Briefe

I.

Eine neue Sparkasse. — Der „Firnistag" des „Salon". — Die Statistik des „Salon". — Der Grundfehler der Gemäldeausstellungen. — Ein Vorschlag zur Güte. — Kunst und Mode. — Der Schützling des „Figaro". — Wem geben wir den Grand prix?

Da hat irgend ein englischer Lazzaroni einmal das Wort gefunden: „Zeit ist Geld!" und seither betet es ihm die liebe Gedankenlosigkeit gläubig nach. Wir verwahren uns gegen die Richtigkeit dieses Ausspruchs, und zwar aus dem allereinfachsten Grunde. Besitzen wir nämlich das Talent, weniger Geld zu brauchen als zu erwerben, so können wir bekanntlich den Überschuß gehobenen Gemütes in einen eisernen Geldschrank schließen und für sein Wachstum auf mannigfache Weise liebreich Sorge tragen. Von unserem Leben jedoch läßt sich kein Kupon abschneiden; von den vielen leeren Stunden und Tagen, die man „verraucht, verspielt, vergeigt", läßt sich nichts erübrigen; nirgends gibt es eine Sparkasse, die unsere Einlagen an Zeit, die wir uns in weiser Enthaltsamkeit vom Munde abgespart, aufnähme und verzinste. Und wie herrlich wäre es doch, wenn wir in gewissen Augenblicken nur nötig hätten, die Stunden, die wir uns zurückgelegt, wieder einzufordern, wenn wir mit diesem idealen Institute etwa auf folgende Weise verkehren könnten:

„Guten Tag, Herr Kassier, ich mache einen Sprung nach Paris und möchte gern mein Guthaben beheben!"

Das große Hauptbuch wird aufgeschlagen.

„Auf Ihren Teil kommen 11 Monate, 17 Tage und 3/4 Stunden; da sind die aufgelaufenen Zinsen schon dabei!“

„Schön! Ich bitte darum: Das reicht gerade für eine oberflächliche Besichtigung des ‚Salon‘.“

„Wollen Sie Ihre Zeit in Vierteljahren oder in kleineren Noten?“

„In kleineren, wenn ich bitten darf, da hat man das ewige Wechseln nicht nötig!“ ...

Leider jedoch ist diese wunderbare Sparkunst bisher nicht erfunden worden, und man hat selten einen begründeteren Anlaß, diesen Mangel zu beklagen, als wenn man auf der Freitreppe des Industriepalastes steht und die heißhungrigen Blicke durch die endlose Flucht der Säle gleiten läßt. Nein, Zeit ist nicht Geld, aber gerechterweise ist Geld auch nicht Zeit. Selbst derjenige, der mit Millionen in der Tasche klimpert, wird an einem einzigen Tage nicht mehr Farbe und Schönheit in sich aufnehmen können, als seine ermüdenden Augen zu fassen vermögen. ...

Der „jour du Vernissage“. Der Himmel bleigrau. Regen vom frühesten Morgen an, und zwar ein Regen, der seiner nicht spotten läßt, beharrlich, freigebig und auf allen Seiten gleich emsig; es scheint sogar manchmal in die Höhe zu regnen. Über den Sälen liegt ein leichter Schatten, der nachmittags, da ein starkes Gewitter über Paris hinwegzog, eine Stunde lang in wirkliche Finsternis ausartete. Es ist eine alte Geschichte: wir haben eigentlich gar kein Licht; wir haben etwas, das in der Regel dunkel ist, und ist es nicht dunkel, so blendet es. Dieser Umstand erklärt vielleicht die tiefere Wirkung des Clair obscure, wie er, ebenso bedingungsweise, die Hellmalerei richten könnte, die die künstlerische Modeströmung des Tages geworden ist.

Nach den Verhältnissen des diesjährigen „Salon“ möge zunächst die Statistik ihre Fühlhörner ausstrecken. Ein Pariser Blatt berechnet heute allen Ernstes, daß die 22357 Maler, die das Land nach den Listen der Volkszählung besitzt, jahraus, jahrein nicht weniger als 15 Quadratkilometer Leinwand mit Farben bedecken. Hieraus ergebe sich ganz von selbst die bare Unmöglichkeit, allen diesen

Künstlern in den beschränkten Räumen des „Salon“ Aufnahme zu gewähren.

Die diesmalige Ausstellung umfaßt 2771 Gemälde und übertrifft die Ziffer des Vorjahres um rund zweihundert. Bei diesen Orgien der Kunst erstickt das Mittelmäßige das Bedeutende. Jede Massenausstellung solcher Art fügt sich dem Gebote der Notwendigkeit, aber das Prinzip, auf dem sie beruht, ist falsch. Wenn sie nicht zur Inhaltslosigkeit der Tapete herabsinken sollen, brauchen auch die Bilder Luft. Jedes einzelne Kunstwerk für sich bedarf einer genau berechneten und erdachten Umgebung. Selbst die minder wertvollen Gemälde können daraus Vorteil ziehen — wie aber würden erst die großen durch die sinnvoll ausgeklügelte Dekoration eines abgeschlossenen Raumes zur Geltung gelangen! Wäre es hiernach möglich, aus den dritthalbtausend Bildern des „Salon“ die hundert prämiierten auszuwählen und zu einer zweckmäßig arrangierten Separatausstellung zu vereinigen, so würde dadurch der Kunst und denen, die sie lieben, ein wirklich großer Dienst erwiesen werden. In seiner jetzigen Gestalt ist der „Salon“ wie jede umfangreichere Exposition dieser Art ein wahres Massakre von Farben, bei dem, wie bei einem wirklichen Handgemenge, die rohe Kraft stets den Sieg über das feinere Können und Empfinden davonträgt. Berücksichtigt man nun noch das Publikum, mit dem man sich in die Besichtigung von 2771 Gemälden zu teilen hat, jene vieltausendköpfige Menge, die sich in allen Sälen zusammendrängt und wie die Infusorien in einem Wassertropfen durcheinanderwogt, so wird man leicht ermessen können, wie viel Genuß und Erbauung der einzelne aus dem Chaos des „Firnistages“ mit nach Hause trägt. Und ein letzter, wichtiger Übelstand macht sich gerade in diesem Jahre auf das störendste bemerkbar. Die Modefarbe des Frühlings ist heuer das Knallgrüne. Die Kleider sind grün, die Hüte sind grün, die Handschuhe sind grün, die Schirme sind grün, — kurzum, wenn man eine dieser grünen Damen sieht, blickt man sich unwillkürlich nach der Essig- und Ölflasche um, um einen schmackhaften Salat anmachen zu

können. Die Farben der Schneider schlagen die Farben der Künstler vollends tot, und diese Grelle auf allen Seiten verbrennt dem Beschauer so sehr die Augen, daß ihm schließlich alles bleich und grau erscheint.

Halb geschoben von der Menge, halb getragen und erdrosselt von ihr, betäubt durch die verschiedenartigen Parfüms, die sich bei den Damen leider wieder mehr und mehr einbürgern, beginnen wir die Rundreise durch die neunundzwanzig Säle. Wir folgen dabei keiner Schule, keiner Richtung, keiner Stilart; wir fragen niemanden nach seiner Herkunft oder seinem künstlerischen Glaubensbekenntnis; niemand braucht uns zu sagen, was er will, sondern nur zu zeigen, was er kann; die Schönheit hat eines mit dem Glücke gemein: sie ist nicht das, was wir suchen, sondern das, was uns findet.

Der Haupteindruck dieser kritischen Wanderung ist die Enttäuschung. Der neue Salon enthält eine große Anzahl guter, ja, vortrefflicher Arbeiten, aber es ist kaum eine einzige darunter, deren Ruf über die Grenzen Frankreichs verdientermaßen hinausdringen wird. Und gerade die Werke, die zu flüchtiger Popularität gelangen werden, dürften diesen Vorzug nicht der Kunst verdanken, die sie geschaffen hat, sondern der Idee, dem Einfalle, der Tendenz, die sie verdeutlichen.

II.

Das Vergnügen nach der Arbeit. — Zwei Besuche und zwei Gespräche. — Der Fremdenverkehr. — Die Vorbereitungen zur Weltausstellung.

Paris, den 2. Mai 1889.

Wer sich durch die zweiunddreißig Säle des „Salon“ gewissenhaft durchgearbeitet hat, kann nur noch einen einzigen Wunsch empfinden: entweder guillotiniert zu werden oder auf sonst eine ebenso gründliche Weise von den Freuden dieses Daseins ausruhen zu können. Man steht auf dem Boulevard, verwirrt, betäubt, halb schlaftrunken, halb er-

schlagen. Der Strom der Menschen und Gefährte umbrandet den Vereinsamten; alle Sinne haben die müden Augen geschlossen, und der gelähmte Körper lebt nur noch in den Nerven, die mit einem geradezu rührenden Eifer nach dem Gehirn hinaufstechen. Nach einer solchen Strapaze, die uns das Recht gibt, die armseligen zwölf Arbeiten des Herkules geringschätzig zu belächeln, hat auch der bescheidenste Tourist den Anspruch darauf, sich ein Vergnügen zu bereiten. Lange erwägt man, sinnt man, prüft man. Fahren wir ins Bois? — Nein, dort gibt es Menschen. — Fahren wir zu den Rennen? — Nein, dort gibt es auch noch Pferde. — Wäre die Wüste Sahara mit einem Fiaker zu erreichen, so wüßten wir genau, was wir täten. Leider kann man auch in der Maison d'or, wo sonst alle Genüsse dieser Erde zu entsprechenden Preisen zu haben sind, nicht den Auftrag erteilen: „Kellner, geben Sie mir eine Portion ungarischer Puszta!" . . .

Da fährt ein Omnibus vorüber: Madeleine-Bastille, und nun schlägt man mit der Faust gegen die Stirn: was wir gesucht, wir haben es gefunden. Alle Lüste Capuas verblassen vor dem Vergnügen, das unser wartet. Die gequälte Seele hastet dem Laufe des Wagens voraus, und das Herz schlägt hoch auf vor Verlangen. Das Ziel ist erreicht; wir schreiten durch das Tor des Père Lachaise, und der Frieden der Ewigkeit umfängt uns. Ach, wie das wohltut! Man nimmt den Hut ab und gibt die heiße Stirn aufatmend der Frühlingsluft preis. Das junge Grün leuchtet über den Gräberstraßen; Lerchen und Amseln hüpfen zwitschernd von Hügel zu Hügel; in süßen Wellen fließt der Duft der Hyazinthen durch die herrliche Einsamkeit, und von fernher kündet ein dumpf-verworrenes Brausen das Atmen, das Leben, das Kämpfen der Riesenstadt. Nicht planlos wandert man durch die neidenswerte Schlummerstätte der großen und der namenlosen Toten. O nein, man weiß, was man will, und man braucht in der Avenue Casimir Périer nach dem „poète allemand" nur ein wenig zu fragen, um dem teuren Manne bald in das versteinerte Antlitz zu sehen.

„Grüß Gott, Herr Börne, ich bringe Grüße aus dem lieben Frankfurt, von der Zeil und vom Eschenheimer Turm und von dem und jenem, und von einer schönen Frau, die Sie liebt, — sie hat es mir selbst gesagt! — und aus dem einigen und großen Deutschland, das Ihnen manches zu danken hätte, wenn die Dankbarkeit nicht eine gar so lästige Verpflichtung wäre."

„Lassen Sie mich in Ruh," erwiderte er brummig, und dabei kniff er, wie er das im Leben zu tun gewöhnt, das rechte Auge ärgerlich zusammen; „alles, was ich erstrebt und erlitten, ist verweht und vergessen; die neue Zeit ist wie mit einem feuchten Schwamme über mein Leben hinweggefahren, und meine Liebe, die so zornig sein konnte, und mein Haß, der so gütig gewesen, — alles hat das Fieber eurer Zeit verzehrt, als ob ich niemals gelebt hätte!"

„Oho, Herr Börne," bemerkte ich eifrig, „da wissen Sie also noch gar nicht, daß Ihre Vaterstadt Ihnen ein schönes Denkmal gesetzt hat, mitten auf der Promenade, das im Lenz der Flieder umblüht, wo am Sonntag geputzte Frauen vorüberspazieren, — ein würdiges Denkmal, das man schon zweimal mit Tinte begossen hat!"

Diese Mitteilung schien Eindruck auf ihn zu machen, denn seine Stirn erhellte sich.

„Mit Tinte begossen? Wirklich?" wiederholte er nachdenklich; „also hat man mich daheim doch noch nicht ganz vergessen! . . . Aber hier . . . sehen Sie bloß, wie man mich hier liegen läßt! . . . eine Steinplatte, leer und kahl und so schwer, ich kann kaum atmen. . . . Die letzten, die sich um mich kümmerten, — ein junges Ehepaar war es, das seine Hochzeitsreise machte . . . die guten Leutchen klemmten mir einen Lorbeerkranz in mein Relief hinein . . . es war gewiß gut gemeint, aber die welken Blätter kitzeln mich. . . . Möchten Sie nicht die Güte haben, dieses Gemüse wegzunehmen? . . ."

Ich brach zwei Blätter ab, die ihm direkt in die Augen stachen, und er nickte mir dankend zu.

„Leben Sie wohl", sagte er freundlich, „und grüßen Sie mir Frankfurt und mein liebes Deutschland, aber merken

Sie sich eins: ich weiß nicht, wer Sie sind, aber ich halte Sie für einen guten Kerl, weil Sie sich die Mühe genommen haben, mich aufzusuchen. Lassen Sie sich nie verleiten, sich um Sachen zu kümmern, die Sie nichts angehen! Gehen Sie der Freiheit aus dem Wege, so rasch Ihre Füße Sie tragen. Der vernünftige Mensch kann auf Erden nur ein Ziel kennen: in Ruhe korpulent zu werden; und wenn ich noch einmal auf die Welt komme, halte ich den Mund wie ein Trappist, gehe auf die Börse, fixe Kreditaktien und wähle den Kandidaten der Nationalliberalen!" ...

Ganz verdutzt über diese Bitterkeit wanderte ich weiter. „Seltsam," dachte ich bei mir, „wie verschiedenartig doch die Wünsche der Menschen sind! Schlafen können, solange man will, vergessen können alles und jedes und für immer und ewig: seine Sehnsucht und sein Elend, sein Heimweh und seine Liebe, noch im Tode geehrt werden durch den Schimpf des blinden Pöbels, nicht mehr wissen, daß es einen „Salon" und einen „Jour de Vernissage" gibt, und bei alledem sich nicht zufrieden fühlen, — Pah, ein solcher Mann verdient gar nicht, tot zu sein!" ...

Ich stand vor einem zweiten Grabmal. Da sah es ganz anders aus. Das Gitter war mit frischen Kränzen behängt, Myrte und Lorbeer wetteiferten miteinander, um den Stein zu liebkosen, und hinten kletterten die Maiglöckchen und Stiefmütterchen in bunten Scharen über den blühenden Hügel. Ich klopfte leise an die Säule.

„Herein!" sagte eine schwache Stimme.

„Guten Tag, Herr Chopin, weil ich gerade in der Nähe bin und weil ich über Ihre lustige A-dur-Polonaise so oft geweint habe ..."

„Schon gut, schon gut," unterbrach er mich hastig, „nur keine Komplimente; wenn Sie wüßten, was schwärmerische Konversatoristinnen und reisende Polinnen mir hier zusetzen ... sagen Sie mir lieber, wie spät es ist: mein Kalender ist stehen geblieben."

„Ein Viertel auf Mai," erwiderte ich.

„Wie?“ fragte er erstaunt, „schon wieder ist ein Frühling da? ... Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

„O, mit Vergnügen, Herr Chopin!“

„So bestellen Sie mir eine andere Nachtigall; die letzte, die im vorigen Jahre jede Nacht über meinem Grabe sang, hat immer einen halben Ton zu tief eingesetzt ... Ich vertrage das nicht; Sie werden das begreifen!“ ...

Ich wandte mich enttäuscht ab. Wieder ein Empfindlicher und Unzufriedener! Da ich nicht die Ehre habe, eine Nachtigall persönlich zu kennen, lade ich Bewerberinnen um den vakanten Posten auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ein, ihre Zeugnisse direkt an den verehrten Tondichter zu senden. Adresse: Mr. Frédéric Chopin, Rond-Point, Avenue Dernier.

Nach den Erfahrungen, die man auf dem Père-Lachaise gemacht, wird man sich wieder etwas leichter zum Leben zurücktasten. Und wenn man die Temperatur dieses Lebens, das hier schon in gewöhnlichen Zeitläuften ein Fieber ist, in den Achselhöhlen messen könnte, würde man sich versucht fühlen, unverzüglich ein Konsilium einzuberufen. Paris rüstet sich zur Eröffnung der Ausstellung, und man glaube ja nicht, daß die Sonderbewegung, die dieser Anlaß hervorruft, in dem chaotischen Verkehr der großen Stadt verschwinde. Der Fremdenzufluß ist schon jetzt ein so bedeutender, daß er sich dort, wo sich das internationale Leben konzentriert, auf den Boulevards, auf den Champs-Elysées, im Bois de Boulogne, allenthalben bemerkbar macht. An der festlichen Ausschmückung der öffentlichen Gebäude, der Hauptplätze und der Seinebrücken wird eifrig gearbeitet, und es ist nur bedauerlich, daß die Vorbereitungen für die elektrische Beleuchtung der großen Boulevards gerade jetzt diese Straßenzüge stellenweise schwer passierbar machen. Große Plakate an den Ecken laden die Bevölkerung namens der Stadtvertretung ein, an dem bevorstehenden Ereignisse durch Dekorierung der Häuser teilzunehmen und die Fremden aller Länder in einer des Andenkens der großen Revolution würdigen Weise zu empfangen.

III.

Ueber den Widerspruch unserer Empfindungen. — Die historische Ausstellung der großen Revolution. — Die Tragödie des Kindes. — Eine lettre de cachet. — Ein jugendlicher Held. — Die Erfindung Guillotins. — Eine Proklamation an die Straßburger Frauen.

Paris, den 4. Mai 1889.

Zu den Geheimnissen der Seele gehört die Unberechenbarkeit dessen, was sie bewegt und ergreift. Wir können ein großes Mißgeschick lächelnd ertragen und werden zorniger als Roland, weil eine Zigarre keine Luft hat. Wir nehmen den Anblick eines Sonnenuntergangs gleichmütig hin, wie wenn er als „bougies“ verzeichnet auf einer schweizer Hotelrechnung stünde, und werden ganz poetisch gestimmt, wenn der junge Mai den ersten Spargel auf unseren Tisch stellt. Wir gehen an der gefeiertsten Schönheit vorüber, ohne uns umzusehen, und können uns von dem Bilde eines schmutzigen Gassenbuben, wie ihn Murillo gemalt hat, nicht trennen. Wir lesen das Werk eines großen Gelehrten, ohne warm zu werden, und geraten in Ekstase, wenn ein sogenannter Schlangenmensch sich mit der rechten Fußspitze hinter dem linken Ohre kratzt. Hamlet hat es leider verabsäumt, über diesen Widerspruch einen längeren Monolog zu halten.

Und in dieser großen und glanzvollen Stadt, die wie mit tausend Armen nach der Empfänglichkeit des Fremden greift, gibt es für uns seit gestern nur noch einen einzigen Eindruck, der jeden andern verwischt. Er stammt nicht aus dem Reichtum der Boulevards, nicht aus dem verwirrenden Nachmittagsverkehr der Champs-Elysées, nicht aus der aufleuchtenden Pracht des Pariser Frühlings — ein paar Knabenhöschen und eine Knabenjacke haben ihn hervorgebracht. Beide Gegenstände befinden sich im Florapavillon des Louvre, in einer Vitrine der Ausstellung der großen Revolution, und ein beigelegter Zettel besagt, daß Louis Capet es war — derselbe, der nach seinem Tode als Ludwig XVII. den Thron der Bourbonen bestieg —, der diese Kleider im Temple getragen hat. Man sieht in dem-

selben Kasten das vergilbte und zerfranste Hemd, mit dem Ludwig XVI. am Morgen des 21. Januar bekleidet gewesen, — pah, er war ein Mann, den das Schicksal erst mannhaft fand, als es ihn vernichtete. Man sieht das Nachthäubchen Marie Antoinettes, überfliegt die zitternden Zeilen, die sie kurz vor ihrem Ende an Madame Elisabeth gerichtet hat, — pah, sie war eine Frau, die nach einem Leben voller Glanz von ihrer Zeit gerichtet wurde, weil sie nicht reif genug war, ihre Zeit zu verstehen. Und gar vieles, das in diesem Saale sich zusammengefunden, trägt dazu bei, selbst die rein menschliche Anteilnahme an den Geschicken des Königspaares herabzustimmen. Aber es gibt ein Unglück auf dieser Welt, das tragischer ist als alles Leid der Großen: das ist das Unglück eines Kindes. Schuldlos und hilflos sein und sterben müssen, bevor das Leben noch begonnen, büßen sollen für die Fehler, die die andern begangen, — hier, wahrlich, erfüllt sich das alte Wort der Klage: Sunt lacrimae rerum! Vielleicht gibt es auch in der ganzen Kunst Shakespeares nichts Ergreifenderes als den Moment, da die Mörder zu den Kindern Eduards schleichen. Man wird in dieser Empfindung einen Augenblick lang irre, wenn man auf den Bildern der zerlumpten und halb verhungerten Kinder ansichtig wird, die den Zug der Frauen nach Versailles begleiten. Gewiß ist es wahr: Leben ist Leben! Gleichviel, ob es einem Mächtigen dieser Erde gehört, oder ob Dunkelheit und Not es decken, — so lange er atmet, hat ein jeglicher den gleichen Anspruch auf Licht und Wärme und Mitgefühl und Liebe. Allein keines jener unzähligen namenlosen Kinder hat den Weg aus den goldenen Sälen der Tuilerien in die Schusterwerkstatt des Meisters Simon zurückgelegt, und deshalb — mag spotten darüber wer will —, der Anblick dieser dürftigen Kleider hat mir den ganzen Tag verdorben. Nicht jeder darf die Terrasse von Helsingör betreten, ohne fürchten zu müssen, daselbst einem Schatten zu begegnen.

Paris, diese Stadt, die mit den Reliquien aller gewesenen Zeitalter angefüllt ist, hat aus den Tagen der großen Revolution sonst nicht allzuviel übrig behalten. Die

historische Ausstellung weist empfindliche Lücken auf, doch gibt sie im großen und ganzen immerhin ein Bild von dem Gange des Ungeheuren und von dem Geiste derer, die ihn beschleunigt haben. Das erste, das in dem kleinen Vorraum dem Besucher in die Augen fällt, ist ein Quartblatt Papier mit vorgedrucktem Texte, in dem nur die Namen und Unterschriften handschriftlich eingefügt sind. Das Dokument hat folgenden Wortlaut:

Mons. le Marqu. de Launay.

Je vous fais cette lettre pour vous dire de recevoir dans mon chateau de la bastille la nommée Madelaine Briffaut, dite Rosalie et de l'y retenir jusqu'à nouvel ordre de ma part, sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait Mons. le Marqu. de Launay en sa sainte garde.

Ecrit à Versailles, le 27. Nov. 1785.

Louis.

Le Baron de Breteuil.

Wer diese nommée Madeleine Briffaut mit dem Spitznamen Rosalie gewesen ist, welches Skandälchen, welche Intrige oder welchen Roman diese lettre de cachet zum Abschluß brachte, — wer wüßte es heute zu sagen? Aber die ganze Furchtbarkeit königlicher Willkür, die ohne Gesetz und Richter über Freiheit und Leben entscheidet, stellt sich in diesem Blättchen Papier sehr anschaulich dar. Die höflichen Gebete für den Marquis de Launay, mit denen Ludwig seine Befehle zu begleiten pflegte, gingen übrigens nur unvollkommen in Erfüllung. Bei der Erstürmung der Bastille wurde dem Gouverneur zwar Pardon zugesichert, aber kaum war er in der Gewalt des Volkes, als er der Wut zum Opfer fiel.

In derselben Abteilung befinden sich zahlreiche Autographen jener Männer, deren Rufe der großen Erhebung vorausgingen. Man blickt auf Briefe und Manuskripte

von Voltaire, Rousseau, Diderot und D'Alembert. Die Schriftzüge Voltaires klar und fest, jene Rousseaus zart und hastig. Die Büste des jungen Bara grüßt von der Wand herab. Wer war dieser Knabe? Die Royalisten hatten ihn aufgefordert: „Vive le roi!" zu rufen; er schwenkte, ohne sich zu besinnen, die Mütze und rief: „Vive la république!", worauf die Soldaten ebenso prompt die Gewehre anlegten und ihn niederschossen.

Steigt man in den Saal hinauf, so gelangt man in einem Rundgange von jenen Erinnerungszeichen, die sich auf den König und seine Familie beziehen, durch alle Jahre und Entwickelungsschichten der Revolution bis zu den Tagen des ersten Konsulats. Flugschriften aller Art, Münzen, Dokumente, Abbildungen vergegenwärtigen die Ereignisse. Porträts und Andenken von Mirabeau, Target, Rouget de l'Isle, Madame Roland, Vergniaud, Marat, Charlotte Corday, Danton, Camille und Lucile Desmoulins, Robespierre, Saint-Just fesseln das Interesse. Die Erfindung Guillotins wird durch ein Modell aus dem Jahre 1793 anschaulich erläutert. Daneben hängt ein Spottlied aus jener Zeit, das nach der Melodie des „Menuet d'Exaudet" zu singen ist und wie folgt beginnt:

Guillotin,
Médécin
Politique
Imagine un beau matin,
Que pendre est inhumain
Et peu pratique.
Aussitôt
Il lui faut
Un supplice
Qui sans corde, poteau
Supprime du bourreau
L'office.

Auch von den kleinen Guillotinen, welche die Modedamen der Revolution als Ohrgehänge trugen, ist ein Paar ausgestellt. Ein Ölbild stellt Robespierre als jungen Mann dar; er hat sanfte, graue Augen, ein feingeschnittenes, sympathisches Gesicht. Auf einem Gemälde aus späterer Zeit sind seine Züge härter geworden; die Nase tritt scharf

heraus, und bittere Falten umspielen den Mund. Die Totenmaske zeigt ihn völlig verändert; das Gesicht ist voll und rund, und der Mund scheint zu lächeln. Eleonore Duplay, Robespierres Braut, ist eine unschöne, anämische Erscheinung. Den Eindruck äußerster Gutmütigkeit bringt Danton hervor, der mit allen Mitgliedern seiner Familie — darunter auch seine schöne Frau — abgebildet ist. Lucile Desmoulins ist eine anmutige Blondine; ihr Trauring, ein paar Strümpfe von ihr, ein Gilet, das sie ihrem Mann gestickt hat, ein Cicero mit Notizen von der Hand Camilles sind die Überbleibsel dieses merkwürdigen Lebens, das Lamartine mit seiner ergreifendsten Beredsamkeit geschildert hat.

Von den vielen Proklamationen wird jenseits der Vogesen die folgende ein besonderes Interesse erregen; sie ist französisch und deutsch abgefaßt und lautet in letzterer Sprache:

> Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen, die teutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind.
>
> Straßburg, den 25. Nebelmonat im zweiten Jahre der einen und unzertrennlichen Franken-Republik.
>
> Die Volksrepräsentanten bei der Rhein-Armee:
>
> St. Just. Lebus.

Die Bilder und Autographien Bonapartes beschließen die Ausstellung. Das blutige Intermezzo ist vorüber; die große Revolution hebt den großen Eroberer auf ihren Schultern empor. Die puritanische Grußformel der Republik: „Je te salue, citoyen“ ist vergessen, und ebenso wie Ludwig XVI. seinem lettre de cachet, fügt Napoleon einem Briefe, datiert: Cologne, le 29. Fructidor an XII den frommen Wunsch bei: „Sur ce que je prie Dieu, qu'il vous ai en sa sainte garde!“

Mit beklommenem Herzen tritt man wieder in die Sonne des Louvrehofes, in das brandende Leben der großen Stadt. Eine Wolke von Blut, ein Meer von Tränen, eine unermeßbare Fülle von Kampf und Not, von Niedrigkeit und Größe, von Verzweiflung und Herzeleid, — und was blieb von allem? Man sucht die Antwort auf diese Frage, indem man unter dem Drucke dumpfer Traurigkeit planlos durch die Straßen irrt. Und immer ist es das grüne Tuch der Knabenjacke Louis Capets, das alles Licht dieses Frühlings zu verdunkeln scheint. Da, plötzlich steht der Grübler auf dem Bastillenplatze. Von der Höhe der Julisäule grüßt der Genius der Freiheit hernieder. Die Brust weitet sich, wie von einem Alp erlöst, und durch die Seele klingen die trostreichen Verse des deutschen Dichters:

Es bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit!

IV.

Zur Warnung für die Erde. — Unsere Beziehungen zur milonischen Venus. — Vom Louvre zum Eiffelturm. — Praktische Ratschläge und Winke. — Das Volk von Paris. — Wie steht es mit dem Deutschenhaß? — Die Zugänge zum Marsfelde. — Erste Orientierung. — Die Maschinenhalle. — Der Grundgedanke der Ausstellung.

Paris, den 8. Mai 1889.

Für den Fremden, den vornehmlich die Ausstellung nach Paris führt, ist die Ruhe eigentlich nichts weiter als eine andere Art der Arbeit. Hat er sich auf dem Marsfelde müde und stumpf geschaut, so folgt er dem natürlichen Hang zum Müßiggange, indem er die unfaßbaren Schätze der Louvregalerie besichtigt oder die Säle des Luxembourg abwandert oder zu einer der zahllosen anderen Merkwürdigkeiten dieser Stadt hinpilgert. Und sonderbar —, selbst wenn man abends vor einem der Cafés der Boulevards oder der Champs-Elysées sitzt, findet man so vielerlei zu tun, hat man so vieles zu sehen und in sich zu verarbeiten, daß man

sich von dieser Erholung erst immer wieder erholen muß. Die Ruhelosigkeit unseres Planeten, der durch den Weltenraum dahinstürmt und etwas zu erhaschen trachtet — man weiß nur nicht was —, scheint sich in dem Getriebe dieses großen Uhrwerks, das den Namen Paris führt, wiederzuspiegeln. Der Unmut über dieses urewige Gesetz der großen und kleinen Bewegungen hat einen schrecklichen Entschluß in uns zur Reife gebracht: Wenn wir der Erde das nächste Mal begegnen, nehmen wir einen großen Nagel und nageln sie ans Himmelstor wie eine alte Eule zum abschreckenden Beispiel für alle Zigeuner. Da soll sie schon zur Ruhe kommen!

Denen, die nach der Schönheit dürsten, — und es gibt in unserer Welt der Tatsachen und Zahlen noch immer vereinzelte Schwärmer dieser Art, — können wir auf Grund eigener Anschauung mitteilen, daß unsere liebe Frau von Milo sich gottlob recht wohl befindet. Sie verbirgt noch immer nichts von ihren Reizen, denn das Schamgefühl besteht nur für die Häßlichen; es ist eine moderne Erfindung; die Tochter der christlichen Verachtung von Form und Materie. Das Rätsel dieses verstümmelten Frauenleibes ficht uns längst nicht mehr an, und wir entgehen dadurch allen traurigen Folgen der Wißbegierde. Wir haben einen Mann gekannt, der durchaus erfahren wollte, warum die Krebse, wenn man sie siedet, ihre schwarzgrüne Farbe verlieren und rot werden; er ist gestorben, ohne dieses Geheimnis entschleiert zu haben, und man versicherte, der Kummer über die Fruchtlosigkeit seiner Forschungen habe seinen Tod beschleunigt. Seither treten wir Damen, die keine Arme besitzen, ohne jede zudringliche Neugier gegenüber. Die Rätsel einer Frau ergründen wollen, — nein, da ziehen wir eher noch vor, eine Schar Maikäfer zu hüten, oder ein Bataillon Wanzen an einer himmelblauen Leine spazieren zu führen. An der Schönheit der milonischen Göttin geht die Zeit, die schon so manches tausendjährige Reich hinweggegähnt hat, vorüber, ohne sie zu berühren. Dennoch würden wir nicht den Wunsch hegen, der Gemahl dieser Frau zu sein. Sie gehört zu jenen kalten Geschöpfen,

die Gefühle einflößen, ohne sie zu teilen. Als wir von ihr Abschied nahmen, küßten wir sie zwar zärtlich mit den Augen, aber alle elftausend Jungfrauen hätten diese Liebkosung mit ansehen können, ohne das Gesicht verhüllen zu müssen. Wie die Göttin diese Huldigung aufnahm? Da Madame Récamier eingestandenermaßen vor Vergnügen errötete, wenn die kleinen Rauchfangkehrer auf der Straße die Augen aufrissen, um sie besser sehen zu können, wird sich eine so dürftig bekleidete Frau gewiß geschmeichelt gefühlt haben, wenn ein interessanter Fremder, der nicht die Angewohnheit hat, Rauchfänge zu kehren, ihr seine Bewunderung bezeigte. Was hätte sie übrigens auch tun sollen? Was läßt sich auf einen Kuß antworten? Sokrates, Plato, Spinoza, Kant und Schopenhauer — alle hervor! Was läßt sich auf einen Kuß antworten? . . .

Der Weg vom Louvre zum Eiffelturm ist beinahe wie der Übertritt von einer Religion zur andern. Aber es ist dies ein Glaubenswechsel ohne Gläubigkeit, nicht von der Überzeugung veranlaßt, sondern durch Berechnung oder Klugheit oder den Trieb der Selbsterhaltung bedingt. Die spanischen Juden des Mittelalters schworen auf solche Weise ihrem Gotte ab. Hat man jedoch vor dem Wunderwerke des Jahrhunderts verehrungsvoll das Knie gebeugt, so hat man das Recht, insgeheim immer wieder zu den Gebetsriemen und der Schönheit der alten Götter zurückzukehren.

Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit den praktischen Fragen, welche die Ausstellung anregt. Ohne Zweifel gibt es sehr viele deutsche Landsleute, die bereits seit längerer Zeit mit den Knöpfen ihres Gilets zu Rate gehen, ob sie heuer nach Paris reisen sollen oder nicht. Bedeutet die gerade Ziffer „nein“ und die ungerade „ja“, so können wir nicht dringend genug wünschen, daß das Orakel sich für die erstere entscheide, denn bei dem Drange nach Rechthaberei, der der menschlichen Natur innewohnt, wird jeder sich dann aus Trotz vornehmen, „justament“ nach Paris zu gehen. Und diesen Eigensinn wird niemand zu bereuen haben. Die Kapitale Frankreichs besteht heute aus zwei Teilen: aus einer Stadt, die mindestens so viel

wert ist wie eine ganze Ausstellung, und aus einer Ausstellung, die mindestens so viel wert ist wie eine ganze Stadt. Und diese Stadt hat bisher jeden entzückt, der dort gewesen, selbst die, welche in gewissen ausländischen Blättern heute mit einer geringschätzigen Protektormiene von ihr sprechen, — nur einen nicht: Jean Jacques Rousseau; er allerdings hatte das Privilegium der Undankbarkeit, denn er war nicht einmal gegen jene freundlich, die ihm Gutes taten, und konnte seiner Meinung nach auf alles Anspruch erheben, ohne anderen etwas schuldig zu sein. Und was die Ausstellung anbelangt, so gibt es da offenbar eine Unsumme von wichtigen Sachen zu sehen und zu studieren, die der Industrie und dem Handel den größten Vorteil bringen werden. Leider weiß Ihr Berichterstatter in den nützlichen Dingen dieser Welt nicht Bescheid genug, um in dieser Hinsicht eine persönliche Garantie übernehmen zu können. Allein für eines haftet er mit einem Einlagekapital von mindestens zehn Millionen Mark: des Schönen, des Erhabenen und Unvergeßbaren wird der Gast hier mehr empfangen, als auch die erprobteste Genußfähigkeit zu verdauen vermag.

Und nun zu den Franzosen und speziell zu den Parisern. Wer die Gutmütigkeit und Wohlerzogenheit dieses Volkes von Grund aus kennen lernen wollte, brauchte hier nur den Eröffnungstag der Ausstellung zu verleben. Auf dem Marsfelde verkehrten 330000 Menschen; für die Größe der Volksmenge, die am Abend während des Feuerwerks die Place de la Concorde, die Seineufer und die Zugangsstraßen dahin bedeckte, gibt es auch nicht einmal eine annäherungsweise Schätzung. Aber keine Überschwenglichkeit des Lobes könnte der Haltung dieser ungeheuren Massen gerecht werden. Lebensfroh, liebenswürdig und menschlich im besten Sinne, beging das Volk von Paris das Fest der nationalen Arbeit. Heitere Scherzworte halfen allenthalben über die kleinen Unbequemlichkeiten des Verkehrs hinweg. Nirgends war ein Ausarten wahrzunehmen; nirgends eine rohe oder herausfordernde Äußerung zu hören. Und von all diesen Hunderttausenden gehörte vermutlich nur

eine geringe Anzahl dem Jockeyklub und der Akademie der Wissenschaften an. Die meisten waren von der Höhe des Montmartre herabgestiegen oder aus den Arbeiterquartieren der Ban-lieue hereingeströmt, — lauter gesittete Leute, die das Maß von Zuvorkommenheit, das sie für sich selbst beanspruchen, ihrerseits niemandem vorenthalten, — kein wilder und lärmsüchtiger Pöbel, wie andere Hauptstädte ihn bei solchen Gelegenheiten ausspeien. Und was den Deutschenhaß anbelangt, so mag der theoretisch noch so sehr in Blüte stehen — es gibt allerwärts Parteien und Zeitungen, die mit der Verunglimpfung eines fremden Volkes ihre Geschäfte machen —, persönlich verspüren wird ihn in Paris niemand, der nicht auf dem Mont Valérien die Schönheiten der Landschaft in sein Skizzenbuch zeichnet oder der nicht mit dem provokanten Lächeln von Sedan geflissentlich die Empfindlichkeit der Leute zu wecken trachtet. Auch hier gilt die Verallgemeinerung des alten Erfahrungssatzes, wonach es immer leichter ist, mit seinen Feinden zu leben als mit seinen Freunden. Das ist die Wahrheit über den Deutschenhaß, und zwar diejenige Wahrheit, die die Franzosen la vérité vraie nennen. Es sind übrigens jetzt schon genug Landsleute in Paris, wenngleich sie sich an Zahl nicht mit den Scharen der Gäste messen können, die von jenseits des Kanals, aus dem durch die Überlegenheit seines Adels, seiner Pferde und seines Rindfleisches bekannten Lande, fortdauernd herüberströmen.

Von den vielen Zugängen zur Ausstellung sind es vornehmlich zwei, die für den Fremden empfehlenswert erscheinen. Entweder begibt er sich über den Pont de l'Alma zur Porte Rapp, um sogleich in den Mittelpunkt der Anlage zu gelangen; oder er geht über den Quai d'Orsay zur Porte S. Hier befindet er sich am Bahnhof der Ausstellungsbahn, die in den nächsten Tagen in Betrieb gesetzt wird und die ihn auf einer Strecke von vier Kilometer Länge in wenigen Minuten nach der Maschinenhalle befördert. Auf dieser Fahrt lernt er mit dem Plan in der Hand die Einteilung des großen Werkes am besten kennen. Dank dem Eiffelturm, der aus den übrigen Bau-

werken wie eine Pappel aus einem Radieschenbeet hervorragt, orientiert man sich überall mit Leichtigkeit. Wer kein bestimmtes Ziel im Auge hat, wen nicht spezielle geschäftliche oder gelehrte Zwecke herführen, wird gut tun, sich zunächst mit dem Notwendigen abzufinden, den Gesamteindruck des Werkes in sich zu befestigen und sich sodann mit der ganzen Kraft seiner Empfänglichkeit dem Pavillon der schönen Künste zuzuwenden. Dies ist der Dom der Ausstellung, der Ort der Andacht und der Erbauung, die Stätte der Offenbarung. Hier gibt Frankreich Rechenschaft über das, was es auf dem Gebiete der Kunst seit 1878, und in kompendiöser Gedrängtheit, was es auf diesem Felde seit der großen Revolution geleistet hat. Und hier, umflossen von einem wahren Golfstrom des Lichts, empfängt man eine der größten und nachhaltigsten Erschütterungen, deren die menschliche Seele überhaupt fähig sein kann.

Was die Ausstellung vor allen früheren Veranstaltungen dieser Art auszeichnet, ist, ganz abgesehen von der Großartigkeit ihrer Anlage, der Reiz ihrer Physiognomie. Überall hat man es verstanden, die innere Zweckmäßigkeit mit der äußeren Anmut in Übereinstimmung zu bringen. Die großen Baulichkeiten, die diesen Sommer zu überdauern bestimmt sind, wetteifern mit den vielen kleinen Pavillons und Châtelets an Reichtum und Geschmack der Ausstattung. Die Gartenkunst hat ihr bestes geleistet, den heiteren Eindruck des Ganzen zu verstärken. Dazu tritt noch die malerisch-fremdartige Wirkung, welche die zahlreichen Sonderausstellungen der exotischen Völkerschaften in ihrem Äußern hervorbringen. Und alle Augenblicke begegnet man einem buntkostümierten, dunkelhäutigen Menschenkinde, bei dessen Anblick man lachend des Wortes gedenken muß, das Marschall Mac Mahon gesprochen haben soll, als ihm bei Inspizierung der Kriegsschule von Saint-Cyr ein algierischer Zögling vorgestellt wurde: „Sie sind, wie ich sehe, Neger. Schön! Fahren Sie so fort!“ . . .

Wie alle mit der Besichtigungsarbeit im einzelnen zu beginnen haben, — dies ist eine Frage, die zwölf öster-

reichische Landtage beschäftigen könnte. Jedenfalls wird der Besucher der Ausstellung gut tun, ein paar Reserveaugen und etwa ein Dutzend Beine, mit denen er nach Bedarf wechseln kann, mitzubringen. Nach einer mehrstündigen Wanderung durch die Hallen des weiten Planes bemerkt man nur noch durch ein fortwährendes Aufwachen, daß man fortwährend im Begriff steht, einzuschlafen.

Neben dem Eiffelturm, über den zu schreiben hoffentlich bald als ein Zeichen böser Gemütsart gelten wird, ist es in erster Reihe die Maschinenhalle, die als ein Meisterwerk der Konstruktionskunst die verstummende Bewunderung des Beschauers auf sich lenkt. Man denke sich die Perronhalle des Frankfurter Zentralbahnhofs (186 Meter) um mehr als das Doppelte, bis auf 421 Meter, verlängert, und man wird sich eine Vorstellung von der Ausdehnung dieses Gebäudes machen können. Ein einziges Schiff, das von zwanzig stählernen Trägern mit einer Spannweite von 111 Metern gehalten wird, bildet diesen Riesenraum. Nun ist ihm zwar der Frankfurter Bahnhof an Gesamtbreite (168 Meter) um 57 Meter überlegen, aber diese Dimension verteilt sich auf drei Hallen, auf deren jede eine Spannweite von 56 Metern entfällt. Das Palais des machines überspannt also in einem einzigen Bogen fast genau den Raum von zwei der Frankfurter Bahnhallen. Dafür haben auch die Stahl- und Eisenkonstruktionen des Pariser Baus an 5½ Millionen Franken erfordert, während die 3700 Tonnen Schmiedeeisen, die außer dem Wellblech in dem heimischen Bahnhof aufgingen, bekanntlich nicht viel mehr als anderthalb Millionen Mark kosteten. Und dieses gigantische Haus ist mit den eisernen Ungetümen, deren Gelenke vorläufig noch rasten, bis der Dampf und die elektrische Kraft sie beleben wird, dicht gefüllt. Ein hervorragender Platz darin ist der Ausstellung Edisons eingeräumt, dessen Porträt von den Objekten, an denen Monteure noch geheimnisvoll hantieren, vielsagend herabgrüßt.

Mit dem Stolze der gebildeten Unwissenheit, der den Großstädter auszeichnet, wandelt man durch diese Eisenalleen, um mit einem Seufzer der Erleichterung draußen

vor dem Zentralpalast auf einen Stuhl zu sinken. Der Wind hat von den Bergen von St. Cloud aus die Wolken fortgeblasen, und ein leuchtender Mainachmittag ist über die Welt gekommen. Mit einem einzigen Blick umfängt man das bunte Vielerlei der Bauten, das Blau des Himmels, das Grün der Rasenflächen, das Aufblinken der Fontänen, das Durcheinanderwogen der fröhlichen Menge, die bei den Klängen einer Militärkapelle auf und ab spaziert. Dieses unvergleichliche Bild heißt den Berichterstatter die Feder beiseite legen. Aber eines hat er noch auf dem Herzen, und das muß gesagt werden: Mit diesem gewaltigen Werke hat Frankreich dartun wollen, daß die Republik der Friede sei, und man wird den Männern, die jetzt über die Geschicke des Landes entscheiden, die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß sie ihre Politik im Stile des großen Vauban führen: sparsam mit Menschenleben umgehen und verschwenderisch mit Spatenstichen.

V.

Hochzeiten en masse. — Im Bois. — Eheglück in allen Sorten. — Bei der großen Kaskade. — Zwei Liebende. — Die Kollektion Haaß. — Zur Geschichte der menschlichen Wohnstätten. — Ein Stück Afrika. — Ein neues Panorama. — Die wahre Lebensweisheit. — Paris im Regen.

— im Mai.

Was in diesem Paris an manchen Tagen zusammengeheiratet und an göttlichem Segen aufgebraucht wird, übersteigt selbst die verwegenste Vorstellung. Wie anderwärts ist es auch hier vorzugsweise der Frühling, der mit seinem schüchternen Augenaufschlag und seinem zarten Erröten so vielen wackeren Junggesellen, die vielleicht ein besseres Los verdient hätten, verhängnisvoll wird. So lange die Gönner des Menschengeschlechtes sich nicht entschließen, den Monat Mai abzuschaffen, ist ein allzu rasches Aussterben der Rasse und ein rapides Sinken der Wohnungsmieten nicht zu erwarten. Wir stellen diese Anregung

dem Nachdenken des Berliner Männerbundes zur Verfügung. Einen noch weiter gehenden Antrag hat bereits der Hippolyt des Euripides eingebracht, der es aufs tiefste beklagt, daß die Götter das weibliche Geschlecht überhaupt erschaffen, und der die Olympier zur Rechenschaft zieht, daß sie nicht lieber versucht, durch andere zweckmäßigere Mittel den Fortbestand der Welt zu sichern.

Wer am letzten Samstag aus dem Lärm der Millionenstadt ins Bois entfloh, um in den junggrünen Laubgängen dieses wunderbaren Waldparkes den verwirrten Gedanken freundlich Mut zuzusprechen, wird sich der mühsam gewonnenen Sammlung nicht lange erfreut haben. Von 2 Uhr ab quollen ihm aus jeder Allee und aus jedem Wege die Hochzeitszüge entgegen. Eheglück in allen Gestalten, in allen Abstufungen der Stimmung, des Einkommens, der Erwartung, der Toiletten, der Verschämtheit und der Mitgift. Junge Bräute und alte Bräutigams, junge Bräutigams und alte Bräute, — noch brannte das „Ja“, das sie eben gesprochen, in ihren Augen, aber hinter ihnen allen schlich bereits das wirkliche Leben einher und streckte kichernd seine Krallen nach ihnen aus: hofft nur, ihr Toren, und glaubt euren Lügen und erwartet immerhin, daß das Glück und die Orangenblüten länger frisch bleiben als einen Tag! Wißt ihr, was ich euch in euer neues Haus beschere? Lauter schöne Gaben! Die Sorge, den Kummer, das Herzeleid, die Verzweiflung. Freut euch, freut euch, daß euer Dasein so kurz ist und eure Schönheit so flüchtig und euer Eid so zerbrechlich, denn unerschöpflich ist meine Liebe, und meiner Freigebigkeit ist kein Ende! . . .

Bald in langen Reihen eleganter Wagen, bald in weitbauchigen Omnibussen fahren die Hochzeitsgesellschaften durch den Wald. Die größere Fröhlichkeit hängt offenbar nicht von der beträchtlicheren Vornehmheit ab, denn gerade aus den Omnibussen ertönt zumeist lustiger Gesang oder jenes unmelodische Kreischen von Frauenstimmen, das darauf deutet, daß die Laune der festlichen Schar unter dem eben absolvierten Frühstück nicht gelitten habe. Viele von den Hochzeitern gehen ihrem Glück bescheiden zu Fuß ent-

gegen. Voran schreitet das Brautpaar, Arm in Arm; ihm folgen paarweise die Gäste. Begegnen zwei solcher Züge einander, so messen sich die Bräute mit kritischen Blicken, während die minder stark beteiligten Genossen in der Regel ein lustiges Witzwort austauschen. Dann klingt das Gelächter lustig zu den Baumkronen empor und erschreckt die Lerchen und Finken, die unruhig zwitschernd zwischen den Blütendolden umherhüpfen.

Vor der großen Kaskade, von deren Felsenhöhe man über den Plan von Longchamps zum Grat des Mont Valérien emporblickt, hält ein Omnibus, und die Hochzeitsgäste entklettern dem Ungetüm unter hundert fröhlichen Scherzen; die Mädchen haben die Zylinder der Herren aufgesetzt, und die Herren haben sich mit den bunten Strohhüten der Damen geschmückt, ein Einfall, der bei allen Völkerschaften aller Jahrhunderte jederzeit als die Kundgebung eines ganz außerordentlichen Humors angesehen wurde. Bloß das Brautpaar bleibt im Wagen sitzen: sie stumm, blaß, die Arme verschränkt, mit leeren Blicken ins Weite starrend; er beredt, aufgebracht, lebhaft gestikulierend, den Hut im Nacken. Als er wahrnimmt, daß sein Zuspruch fruchtlos bleibt, zuckt er die Achseln, steigt ebenfalls aus dem Wagen und schließt sich der fortwandernden Gesellschaft an.

O, über die arme, arme Braut! Wie müde und hilflos sie das Leid ihrer siebzehn blonden Jahre trägt. Wie es um ihren Mund zuckt und wie ihre Hände zittern! Ach, du kleines Mädchen, hast auch du dir eingebildet, die Ehe sei eine große Schachtel, mit Atlas schön gepolstert, auf deren Grunde die weiße Amsel, die man das Glück nennt, in echten Perlen gestickt zu sehen sei?

Keine Hochzeit ohne Braut, — da hilft kein Zaudern und kein Erblassen! Einer aus der Gesellschaft ist umgekehrt und wieder in den Wagen gestiegen, und mit der Energie des Bruderrechts ermahnt er die Kleine, nicht albern und unartig zu sein, sondern verständig, nachgiebig und folgsam. Sein eifrig zusprechendes „Voyons! voyons!“ hallt weithin über die Straße, und die Frühlingsvögel flattern eilig

herbei und betrachten neugierig das Glück der Menschen. Und plötzlich ergreift der Mann die Hand des Mädchens, und mit einer Kraft, die an gewöhnlichen Tagen vermutlich den Hammer schwingt, zerrt er die Kleine aus dem Wagen, und dann trägt er die sich Sträubende dem heiteren Zuge nach. Die Schleppe des Brautkleides schleift über den Weg dahin. Noch leuchtet es zwischen den Bäumen auf — einen Augenblick, und nun ist es verschwunden . . .

Bedrückt und verstimmt irrt man von den breiten Pfaden in das Schweigen des Waldes zurück, immer weiter und weiter, bis der Lärm des Lebens völlig verklungen ist. O, wie wohl das tut! Wie die Brust sich weitet und die Sinne schweigen! Wie kann man Ruhe doch so gut hören! Auch in der Musik gibt es Pausen von wunderbarem Klang, und solche Pausen zu komponieren, verstand niemand so meisterhaft wie Beethoven . . . Goldig grüne Lichter zwängen sich durch das dichte Laub und flackern, sich jagend und haschend, über den dunklen Moosboden. Der Atem des Lenzes haucht durch die duftende Einsamkeit und schwingt sich durch die zitternden Blätter. Zwischen den Baumstämmen werden zwei Gestalten sichtbar, die, bald nach rechts, bald nach links sich wendend, ziellos einherschreiten. Ein Liebespaar, das sich eng umschlungen hält und so angelegentlich mit sich beschäftigt ist, daß es von dem Wanderer, der ihm begegnet, kaum Notiz nimmt. Er streicht ihr zärtlich über das schimmernde Haar, und wenn sie stehen bleiben, geschieht dies nur, damit sie sich bequemer küssen können. Und sie bleiben weit öfter stehen als sie vorwärts schreiten, und dann flüstern sie wieder so eifrig miteinander, — die Liebe der Jungen hat sich so viel zu sagen, die Liebe der Alten hat sich so viel zu verschweigen! Und erst als der einsame Mann an ihnen vorbeigelangt ist, schauen sich beide neugierig nach dem Fremden um, den die Gunst des Schicksals auserkoren hat, Zeuge ihres Glückes zu sein. Und der übermütige Liebhaber legt seinen Arm um die schlanke Gestalt des Mädchens, und halb wie Spott, halb wie Mitleid tönt es durch den Wald:

Ah, si l'amour prenait racine,
J'en planterais dans mon jardin
J'en planterais, j'en semerais
Aux quatre coins,
J'en donnerais aux amoureux
Qui n'en ont point! . . .

* * *

Den Heimgang aus dem Bois kann man sehr zweckmäßig ausnützen, indem man ein halbes Stündlein in dem Hause Nr. 40 Avenue des Champs-Elysées rastet. Hier hat Frau Henry Haaß, eine Dame der großen Welt, die Gattin eines aus Frankfurt stammenden Kunstfreundes, ihre wertvolle Sammlung von Gemälden und anderen Kunstwerken zum besten eines wohltätigen Zweckes zur Ausstellung gebracht. Bildhauerarbeiten, Fayencen, Terrakotten, Gobelins, Bronzen, Möbel, Gläser, Gegenstände aus Kupfer und Schmiedeeisen sind mit den Bildern, geschmackvoll arrangiert, zu einer sehenswerten Galerie vereinigt. Die hervorragendsten Gegenstände der Sammlung sind zwei Skizzen von Michel Angelo, die der Meister entworfen hat, als er den großen Traum seines Lebens, die künstlerische Ausschmückung des Grabmals Guilio II., auszuführen plante. Die eine stellt die Beschaulichkeit in Gestalt einer Sybille dar, die andere den Moses fast in derselben Haltung, wie das berühmte Monument in San Pietro in Vincoli sie zur Schau trägt. Die Herrin des Hauses macht den Besuchern in liebenswürdigster Weise selber die Honneurs und beweist durch die kunstverständigen und geistvollen Erläuterungen, die sie zum besten gibt, daß sie diese Schätze zu besitzen nicht unwert ist.

Neugestärkt für die mühevolle Arbeit des Anschauens kehrt man auf das Marsfeld zurück in den Schatten des Eiffelturms. Lassen wir die inneren Räume für heute unbesucht und schlendern wir lieber durch die Wunderwerke der Ausstellung, insofern sie im Freien aufgerichtet wurden. Zu beiden Ufern der Seine hat der Erbauer der Pariser Oper, M. Charles Garnier, die historische Fortentwicklung der menschlichen Wohnstätten darzustellen ver-

sucht. Etwa dreißig Bauwerke vergegenwärtigen den Gang der Kultur vom Troglodytenzeitalter an bis hinauf in die Tage der Renaissance. Die alten Ägypter, Assyrer, Hebräer, Pelasger, Etrusker, Perser, Hindus, die Griechen und Römer, die Germanen und Gallier laden uns ebenso wie neuere exotische Völker ein, ihre Wohnhäuser in Augenschein zu nehmen. Jede dieser Baulichkeiten, mit Ausnahme leider der Höhlen und Pfahlbauhütten, ist mit einem Geschmack aufgeführt, der dem Zeitalter, dem sie angeblich entstammen, alle Ehre macht. Ernest Renan hat die Idee dieses Anschauungsunterrichts sehr geistreich gefunden, aber gleichzeitig seinen Zweifeln über den archäologischen Wert Ausdruck gegeben. Wir unserseits sind nicht so streng wie der berühmte Gelehrte. Wir teilen die menschlichen Wohnstätten, die hier aufgeführt sind, ein in solche, wo der durstige Gast ein „Bock“ für 30 Centimes bekommt, und in solche, wo ein fluchwürdiges Verschulden des Architekten die Spendung von Erfrischungen unterlassen hat. Im übrigen ist diese Schaustellung eine nette Spielerei, die keinen Schaden anrichtet und die neugierigen Besucher, die scharenweise durch die engen Räume der Häuschen kriechen, mit einem enormen Respekt vor den Errungenschaften unseres Zeitalters erfüllt.

Ungleich wertvoller, schöner, malerischer und vor allem echter ist das Stück Afrika, das hinter dem Pavillon des arts libéraux längs der Avenue de Suffren aus der Erde gewachsen ist. Es ist dies die Straße von Kairo, die schon jetzt, da die Beschaffenheit der Zugänge noch manches zu wünschen übrig läßt, die größte Anziehungskraft auf das Publikum ausübt. Die Feinheit und Grazie des arabischen Baustils kommt hier in geradezu vollendeter Weise zur Geltung, denn M. Delors, dem die Idee dieser Anlage zu danken ist, hat in Gemeinschaft mit einem jungen Architekten, M. Gillet, fünfundzwanzig der schönsten Häuser Kairos ausgewählt und mit Hilfe der modernen Papier-Maché-baukunst auf das genaueste kopiert. Die Einteilung dieser Häuser ist immer die nämliche: ein Erdgeschoß, in das man durch eine niedrige Tür gelangt, ein vorspringendes

erstes Stockwerk, dessen Fenster mit Muscharabies verkleidet sind — jenem durchbrochenen Gitterwerk, das den Frauen den Ausblick auf die Straße gestattet, aber sie selbst vor neugierigen Augen schützt —, endlich ein flaches Dach mit aufspringenden, gezackten Kanten. Aber welche Vielseitigkeit in der Linienführung, welche Abwechslung in der Ausstattung, welche Anmut und welche Zierlichkeit! Überragt wird die Straße von dem schlanken Minaret der Moschee Kaid-Bey, des Grabmals des 19. Tscherkessenhäuptlings Abel Nusr Kaid-Bey, das — ein wahres Kleinod der arabischen Baukunst — aus dem Jahre 1496 stammt. In den Kaufläden der Häuser halten ägyptische Händler ihre Waren feil; aus den Kaffeehäusern klingeln die einförmigen nationalen Melodien, die von türkischen Musikanten aus ihren primitiven Instrumenten hervorgezupft werden, — kurzum, dieser Straßenzug mit seinem vielgestaltigen, buntscheckigen, internationalen Verkehr bildet eine so verblüffend lebenswahre Wiedergabe des neuen Pharaonenlandes, daß zur Vollendung der Illusion Se. Hoheit der Khedive jeden Augenblick aus einem der Häuser treten und die Vorübergehenden einladen könnte, eine mehrprozentige Anleihe mit ihm abzuschließen.

Durchquert man das Marsfeld in der Richtung nach der Avenue de Labourdonnais, so gelangt man zu dem Panorama des Société Générale Transatlantique. Dies ist eine ganz merkwürdige Schaustellung. Man steht auf der Kommandobrücke eines großen Ozeandampfers, den man von diesem erhöhten Punkte aus seiner ganzen Ausdehnung nach übersieht. Zu unsern Füßen hantieren Matrosen und lungern Passagiere in kunstvollster Ausgestopftheit umher. Die Plastik geht so unmerklich in das Bild über, und der festlich uniformierte Kapitän, der uns führt, ist in seinen Erklärungen so seemännisch unverständlich, daß man wirklich ohne viel Aufwand von Phantasie die ersten Anzeichen der Seekrankheit verspüren kann. Wer dieses Vergnügen noch nicht genossen hat, sollte nicht verabsäumen, einen Franken zu opfern und für diesen bescheidenen Betrag reichlich unwohl zu werden. Das von M. Politot gemalte

Bild stellt die Reede von Havre mit einer landschaftlich schönen Ansicht der Stadt und allen Dampfern der großen Schiffahrtsgesellschaft dar. Im Erdgeschoß sind die Innenräume des Schiffes, auf dem man fährt, die Unterdecke und Heizanlagen durch große Bilder veranschaulicht. Da die Farben noch frisch zu sein scheinen, riecht es da unten ziemlich stark nach Zahnschmerzen. Es gibt nämlich ein ausgezeichnetes Mittel dagegen, das nichts hilft, wenn man es auf einen hohlen Zahn bringt; es führt den Namen Creosot und scheint mit dem Firnis in irgend einer weitläufigen Weise verschwägert zu sein. Man kann den Realismus nicht weiter treiben; höchstens daß man nächstens ein Panorama baut, das eine Prügelei so täuschend darstellt, daß der entzückte Beschauer das Haus mit einem Rücken voll blauer Flecke verläßt.

Ist man von der Reede von Havre wieder glücklich ans Land gelangt, so überlegt man lange und gründlich, welcher der zahllosen Sehenswürdigkeiten des Marsfeldes man sich nunmehr zuwenden solle. Das Ergebnis dieses angestrengten Nachdenkens kann bei einem Mann von bescheidener Selbstachtung keinen Augenblick zweifelhaft sein: er wird hingehen, sich für zwei Sous einen Stuhl kaufen, sich darauf niederlassen und die Beine so weit als möglich von sich strecken. Satt sein von den Freuden dieser Welt, nichts mehr wünschen und erstreben, die Gedanken schlaff herabhängen lassen, sich nur mehr leben fühlen durch den Atem, der die Luft dieses milden Maiabends einschlürft, — wahrlich, es gibt wenig Freuden auf der Welt, die dieser gleichen. Machen, schaffen, arbeiten — meinetwegen, es ist dies der einzige Weg nach Küßnacht. Aber eine hohle Gasse ist es, und wer sie nicht passieren muß, mag sie meiden. Denn nichts machen, nichts schaffen, nichts arbeiten, nichts denken, und schlafen, schlafen auch mit offenen Augen — das ist der einzige Weg zur himmlischen Herrlichkeit . . .

Die Sonne ist im Untergehen; der Himmel — nein, was diese Natur sich alles erlauben darf. An einer Zusammenstimmung von Gelb, Blau und rötlichem Violett würde ein Kattundrucker zugrunde gehen. Sie dagegen

mischt diesen Farbenunsinn ruhig zusammen und erzielt damit noch ganz seltsam-große Wirkungen. Meiner Treu, es gibt wirklich nichts Affektierteres auf der Welt als die Natur!

O weh, die Freude ist von kurzer Dauer. Die grellbeleuchteten Wolken haben sich zu einem dichten Knäuel zusammengeballt, und nun tropft plötzlich die ganze Schönheit in nüchternem Regenwasser zur Erde nieder. Wie eine Schar aufgeregter Ameisen, deren Bau man mit einem Spazierstock durchstoßen, stieben die Besucher der Ausstellung auseinander. Die meisten hasten nach der Stadt zurück, und die Place de la Concorde ist eine Zeitlang wie mit einer Schicht krabbelnder Menschen und Gefährte bedeckt.

Paris im Regen! Die Kaffeehäuser auf den Boulevards haben die Leinwandplachen weit in die Straße hinausgespannt, und unter ihrem Schutze sammeln sich Hunderte von Gästen, um den gewohnten Absinth zu trinken und sich von dem Treiben ringsum unterhalten zu lassen. Und man sieht viel an solch einem Abende! Was alles? ... Hm, es ist nicht leicht, halbwüchsigen Komtessen darüber Auskunft zu erteilen. Aber in den Blicken aller dieser Müßiggänger, zu denen Ihr Berichterstatter sich mit teuflischem Behagen rechnet, ist während dieses anmutigen Schauspiels ziemlich übereinstimmend nur der eine Wunsch zu lesen: „... mehr Strumpf zu sehn von dieser schönen Sünde!“ ...

VI.

Die Seele der Stadt Paris. — Was Renau und Taine über Paris sagen.

— im Mai.

Wer Paris zum ersten Male sieht, dem ist leicht zumute wie einem Karpfen, der seine Jugend in polnischer Sauce verbracht hat und der nun auf seine alten Tage einen

Teich entdeckt. Im Grunde genommen ist jede Stadt nichts anderes als ein Kompositum von mehr oder minder schönen Gebäuden, von mehr oder minder satten Menschen, von mehr oder minder bestaubten Bäumen. Ohne daß man einen bestimmten Grund dafür anzugeben wüßte, führt diese Mischung bald den Namen Hannover oder Dresden, bald heißt sie Köln, bald Danzig, bald München, — das Unterscheidende für den Touristen ist in der Regel nur der Titel des Hotels, wo er absteigt, und die größere oder geringere Zuvorkommenheit der Schutzleute, die man nach einem Wege fragt; doch bringen immerhin auch die Achselklappen des Militärs eine angenehme Abwechslung in die sonstige Übereinstimmung aller Einzelheiten und aller Eindrücke. Gewiß setzt sich auch Paris aus keinen anderen Elementen zusammen als alle diese Orte, aber ebenso gewiß ist es nicht bloß die Größe dieser Stadt, die ihr ein Gepräge aufdrückt, so scharf, so selbständig, so erfassend, daß man vergebens nach einem Vergleiche sucht, der ihre Eigentümlichkeiten zu ergründen gestattete. Als Ernst Renan seine Heimat Tréguier verließ, schrieb er einem Freunde: „Meine Reise nach Paris war für mich der Übertritt von einer Religion zur andern.“ Dieser Ausspruch sagt viel, aber er beweist wenig; denn es ist möglichenfalls nur der ungeheure Gegensatz zwischen der Provinz und der Kapitale, den er zum Ausdruck bringt. Das klarste und erschöpfendste Bild von dem besonderen Innenleben der Riesenstadt hat jedoch Taine entworfen, der große Chemiker der Literatur; es möge Ihrem Korrespondenten gestattet sein, einige Worte aus dieser Schilderung wie eine Brillantagraffe an seinen Bericht zu stecken. In seiner herrlichen Erläuterung der beiden Dichternaturen Alfred de Musset und Tennyson vergleicht Taine London und Paris miteinander, und dabei schildert er die Seinestadt wie folgt:

Es gibt zwei Völker in Frankreich: die Provinz und Paris; das eine, das diniert, schläft, gähnt, zuhört; das andere, das denkt, wacht, wagt und redet; das erste fortgezogen von dem zweiten: wie die Schnecke von einem Schmetterlinge, abwechselnd belästigt und beunruhigt durch die Laune und die Kühnheit seines Führers. Diesen Führer müssen wir uns ansehen. Wir betreten Paris. Welch seltsames Schauspiel! Es ist Abend;

die Straßen sind hell erleuchtet: ein lichtstrahlender Staub hüllt die geschäftige, lärmende Menge ein, die sich drängt und stößt, die sich in buntem Gewimmel an den Eingängen der Theater, hinter den Fenstern der Cafés versammelt. Habt ihr bemerkt, wie alle diese Gesichter bleich und mit Runzeln und Falten bedeckt, wie ihre Blicke unruhig und ihre Bewegungen fieberhaft erregt sind? Ein grelles Licht fällt auf die Köpfe; die meisten Männer sind kahl vor dem dreißigsten Jahre. Um Vergnügen zu finden, haben sie viel Aufregung nötig; der Staub des Boulevards durchdringt das Eis, das sie verzehren; der Geruch des Gases, die Ausdünstungen des Pflasters, der Schweiß, den das Hasten eines Pariser Tages an den Wänden zurückgelassen hat, die mit unreinen Dünsten gesättigte Menschenluft, — das ist es, was sie fröhlichen Herzens atmen. . . . Alle ihre Genüsse sind künstlich und gleichsam nur im Fluge gekostet. Sie wollen sie zu rasch, zu eilig und zu vielfältig. Sie haben sie nicht mit Geduld gepflegt, nicht mit Mäßigung ausgesucht. Sie haben jeden Tag einen Vorrat farbenreicher Worte, derber Anekdoten, beißender Scherze, neuer Wahrheiten, bunter Ideen nötig. Sie übertreiben ihre Arbeit und ihren Aufwand, ihre Bedürfnisse und ihre Anstrengungen. Die Anhäufung der Sinneseindrücke, die aufreibende Tätigkeit spannt ihren Nervenorganismus bis zur Erschöpfung an, und die Tünche ihrer Weltlust bröckelt zwanzigmal des Tages ab, um dahinter eine Fülle des Leidens und der Glut zu zeigen . . .

Das ist die Seele dieses viel gelobten und viel geschmähten Paris, wie sie sich auch dem Fremden offenbart, der hier in einsamer Nachdenklichkeit den Tag an sich vorübereilen läßt. Wie mit hastigen, heißen Atemzügen weht diese Stadt uns an; wie von einem beständigen Fieber geschürt, jagt das Blut durch ihre Adern; wie ein Vampir saugt sie an allem Dasein, bis es welkt und hinsinkt und erstirbt und modert. Das brausende und kreischende Durcheinander eines aus tausend Rädern und Rädchen zusammengesetzten Uhrwerks; das Branden eines Meeres, dessen züngelnde Wellen gierig den Strand zerwühlen; eine ewige Schlacht, die der Hunger, der Ehrgeiz und die Liebe schlagen; ein schleichendes Gift, das Hirn und Herzen zerfrißt, — das ist Paris und ist es auch wieder nicht. Denn diese Stadt tötet nicht nur, sie belebt auch das Leben. Sie weckt, schürt und entflammt es. Man lebt rascher, jäher, intensiver, — und vor allem, man fühlt sich leben. Nicht hindämmern in jenem dumpfen Halbschlummer, aus dem die

meisten nur auf wenige Augenblicke erwachen; empfinden, daß man ist und warum man ist; mit vollen Zügen aus dem Becher des Lebens trinken, mit steigender Daseinslust, durstig und berauscht zugleich, und zahle man dafür auch den letzten Preis; mit sich selber und all seinen schweren und kleinen Schmerzen in den Leiden, Kämpfen und Siegen der Vielheit aufgehen, — kann es ein besseres und größeres Schicksal geben? Und diese Schlacht, die Paris heißt, hat ihre Siege. Leuchtend erheben sich die Schönheit und der Gedanke über den Gräbern der Wahlstatt. Und nicht sie allein bezeichnen den Weg der Zeit. Die enge Gebundenheit der Geister — hier wird sie gelockert; die dürftige Freiheit, die wir besitzen, — hier wird sie gestärkt; das Licht des Jahrhunderts — hier flackert es so unruhig wie nirgends, aber auch so hell wie nirgends ... Schade nur, daß ich all das niemandem sagen kann, dem es neu wäre. Der letzte, der Paris noch nicht kannte, war ich. Nun ist auch das vorüber! ...

Luzern

Reise-Eindrücke eines Mißvergnügten.

24. Juli.

Es wird wenig Menschen geben, die in der Kunst, sich selbst zu belügen, mit mir wetteifern dürften. So lange ich nun schon mit mir zusammenlebe, bin ich doch noch immer nicht müde geworden, mir Glauben zu schenken. Ertappe ich mich — was nicht selten der Fall ist — auf einer frischen Unwahrheit, mit der ich mich zu hintergehen versuche, so bin ich im ersten Augenblick allerdings sehr aufgebracht und stelle mir in eindringlichen Worten vor, wie abscheulich es sei, einen Mann, den ich wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften hochschätzen müsse, in so plumper Weise zu hintergehen. Aber die Wirkung solcher Ermahnungen ist leider so fragwürdig wie die aller andern Moralpredigten. Kaum bin ich mir wieder ein wenig gut geworden, kaum verkehre ich mit mir wieder auf dem Fuße der früheren Intimität, — gleich beginne ich das alte Spiel von neuem. Man kann die Nachsicht, die ein Mensch von Herz den anderen versagt, um sie sich selber zuzuwenden, schwerlich gröblicher mißbrauchen.

Hören Sie gefälligst, was ich erst vor einigen Tagen wieder angestellt habe. Mitten in der Arbeit, umringt von den malerischen Hügelketten unerledigter Manuskripte und tief versunken in den stärkenden Schlaf des gewohnheitsmäßigen Redigierens, höre ich mich plötzlich ohne jede

äußere Veranlassung seufzen: „O Gott, wie schön muß es jetzt in der Schweiz sein!“ Erstaunt maß ich mich mit einem mißtrauischen Blicke, aber als ich die einfältig-treuherzige Miene sah, mit der ich die majestätische Feuermauer betrachtete, die ein genialer Architekt dicht vor meinem Fenster aufgeführt, war ich natürlich gleich wieder voller Teilnahme und ließ mich mit mir in ein leutseliges Gespräch ein.

„Ei, ei, nach der Schweiz möchtest du! Warum denn, wenn man fragen darf?“

Erfreut durch dieses bereitwillige Eingehen auf meine Wünsche, erwiderte ich eifrig: „Schau, Liebster, tausende gehen jahraus, jahrein nach der Schweiz, ohne zu wissen warum. Du solltest also von mir nicht mehr verlangen, als von all den Leuten, die dich nichts angehen. Aber weil du es bist, will ich ein übriges tun und es dir sagen. Mit der Schweiz, siehst du, ist es ein ganz eigen Ding. Grüne Matten und eisige Gletscher, Morgenröte und Alpenleuchten, Honig zum Frühstück und Freiheit zu allen Mahlzeiten, schimmernde Seespiegel und brausende Wasserfälle, herrliche Aussichten und . . .“

Ich zuckte zusammen, und viel hätte nicht gefehlt, so wäre ich mir nach der Gurgel gefahren, denn ich wußte von früheren vertraulichen Eröffnungen her, daß ich die Aussicht auf eine schöne Frau und in ein gefülltes Portemonnaie jedem andern Fernblick bei weitem vorziehe. Auch mit meiner ganzen Naturschwärmerei hat es gute Wege. Wer die Natur preist, macht seinem Henker Komplimente, weil dieser sich eines prächtigen Richtschwerts bedient. Sie bleibt, und wir gehen; sie schmückt sich, und wir leiden; ihre Größe ist unsere Demütigung. Herren der Welt von der Natur Gnaden! Sie wühlt die Meere mit ihren Stürmen auf, und eines Tages versagt sie uns das bißchen Luft, das wir brauchen, um atmen zu können. Die Erde zählt jeden der Fußtritte, die wir ihr versetzen, und wenn das Maß voll ist, stürzt sie sich auf uns und deckt uns zu, und dann kommt der Frühling und setzt sich lächelnd auf unser Grab, und die Vögel singen und die Dichter dichten

und die Menschen lieben und alles ist wieder so, wie es von jeher gewesen und wie es immer sein wird. Nein, wenn ich zu meinem Bedauern auch eingestehen muß, daß ich wirklich in der Schloßfreiheitslotterie gespielt habe, — die Natur ist es gewiß nicht, von der ich mich foppen lasse.

Erbittert über diese neue Unwahrheit, bei der ich mich betroffen, faßte ich insgeheim den Entschluß, mich diesmal empfindlich zu strafen. „Gut," sagte ich zu mir mit erkünstelter Gleichgültigkeit, „geh du ruhig nach der Schweiz, schwärme für die Natur, die du so sehr liebst", und in Gedanken fügte ich schadenfroh hinzu: „Wart nur, du Heuchler! ich will dich schon kriegen. Und je kleiner der Wunsch ist, den du befriedigst, um so größer soll die Sehnsucht sein, die du empfindest. Narr, der du bist; die Schönheiten der Erde genießen wollen, ohne die Hand eines geliebten Wesens in der deinen zu fühlen! Und gerade wenn du dir einbilden wirst, das Fest fange erst an, sollst du mit Schrecken gewahr werden, daß es bereits zu Ende ist. Vierundzwanzig Stunden läßt dein Handwerk dich frei; keine Minute länger . . . Also schön!" beschloß ich laut meine Rede, „packen wir unsere Siebensachen und auf nach der Schweiz!" . . .

Nachdem ich die längste Zeit hindurch so unbeweglich gewesen, daß angesehene Banken bereits mit der Idee umgingen, mich mit pupillarsicheren Hypotheken zu belehnen, bin ich auf solche Weise nach Luzern gekommen, — vorbei an einer größeren Anzahl von Häusern im Villenstil, die aus einem mir noch nicht genügend aufgeklärten Grunde Darmstadt, Karlsruhe, Freiburg, Basel usw. heißen, obzwar sonst kein Unterschied zwischen ihnen wahrzunehmen ist. Als der Zug Frankfurt verließ, herrschte daselbst ein Wetter, daß ein ehrlicher Christenmensch Anstand genommen hätte, ein Telegramm hinaus auf den Draht zu jagen, und als der Zug in Luzern einfuhr, fand er dort einen Morgen vor, der nur durch ein Versehen der Post an den Vierwaldstätter See anstatt nach Florenz gelangt sein konnte. Und auch dies ist seltsam, denn auch dies ist Schicksal. Da warten die Menschen zu Tausenden heißhungrig auf einen

schönen Tag und wissen mit sich nichts anzufangen, weil das Barometer keine Neigung zeigt, auf ihre Pläne Rücksicht zu nehmen — und einer, dem das Wetter absolut gleichgültig ist, weil er weiß, daß die Sonne die Traurigen nicht erheitert und der Regen die Getrösteten nicht bedrückt —, solch einer hat nur nötig, in den Fahrplan zu blicken, und der glänzendste Himmel macht sich eine Ehre daraus, über seinen Pfaden zu leuchten.

Fürchten Sie nicht, daß ich den Versuch machen werde, Luzern für Ihre Leser zu entdecken. Die Reize dieses gut geführten Hotels schildern wollen, hieße — ja, was hieße dies doch gleich? Sie meinen vielleicht: Eulen nach Athen tragen? Gar keine Idee! Ich glaube, es hat zu keiner Zeit in Athen mehr Eulen gegeben als anderwärts; sicherlich trug auch noch niemand Eulen dahin. Das Eulentragen scheint mir überhaupt eine kuriose Beschäftigung, aber von solchen Kleinigkeiten läßt sich ein Sprichwort nicht abhalten, viele tausend Jahre alt zu werden. Einer plappert's dem andern nach; das ist das ganze Geheimnis.

Nein, von Luzern kann in diesen bescheidenen Zeilen nur ganz nebenbei die Rede sein. „Nichts mehr von dieser Materie," sagte schon der melancholische Dänenprinz, als man nicht müde wurde, zu wiederholen, was er längst schon wußte. Allerdings — auch der Weizen kehrt alle Jahre wieder, und gewiß kann es nichts Abgedroscheneres geben, und doch dankt man Gott, daß er immer wiederkommt. Aber wenn man welchen hat, macht man Brot daraus, — ich werde mich in acht nehmen, die naheliegende Parabel des weiteren auszuführen. Eine neubackene Wahrheit jedoch, die sich am Gestade des Sees entdecken ließ, soll den Zeitgenossen nicht vorenthalten bleiben. Wirkliche Lebenskünstler werden einen Ort, der sie erfreute und mit frohen Erinnerungen füllte, nicht leicht zum zweiten Male oder gar öfter aufsuchen. Das Beste, das man bei einem Wiedersehen gewinnen kann, ist des Verlustes nicht wert, dessen man dabei inne wird. Sie sind sehr unbequem, diese Tage, an denen man gezwungen wird, einen Strich unter sein Leben zu ziehen, Soll und Haben

zu summieren und Bilanz zu machen. Im besten Falle wirft das Geschäft gerade noch die Spesen ab. In der Regel aber müßte man bei halbwegs gewissenhafter Buchführung direkt aufs Amtsgericht gehen und sich insolvent melden. Da wandelt man durch die breitkronige Kastanienallee des Quais wie einst und einst. Die Berge, deren ich mich damals freute, sind alle noch da. Ich habe sie zwar nicht nachgezählt und auch nirgends an ihrem Fuß eine Schildwache bemerkt, die mit geladenem Gewehr auf sie acht gegeben hätte, aber ich verlasse mich auf die erprobte Ehrlichkeit des Schweizervolkes. Der See schaukelt noch immer schlaftrunken gegen das Ufer. Noch immer durchfurchen ihn flinke Dampfboote, auf denen noch immer Damen in hellen Sommertoiletten mit der behandschuhten Rechten schwärmerisch zum Rigi hinaufdeuten. Noch immer spielt vor dem Schweizerhofe das Streichorchester, das den Gästen auf die Rechnung gesetzt wird, weil die Musik unter den Verdauungsmitteln einen ähnlichen Rang einzunehmen scheint wie Cognac vieux. Wagen um Wagen fährt vor wie einst, und der artige Chef des Hotels teilt ihren Insassen achselzuckend mit, daß das Haus bis auf das Dach hinauf besetzt sei, was die Frühergekommenen, die bereits versorgt sind und die sich unter der Veranda behaglich auf ihren Stühlen hinlümmeln, ganz unbändig zu ergötzen scheint. Dieselben Menschen wie einst eilen den See entlang, wie wenn sie vor lauter Geschäften nicht wüßten, wo ihnen der Kopf steht, während sie doch nur eifrig beschäftigt sind, müßig zu gehen. Engländer mit den wahnsinnigsten Kopfbedeckungen und in allen möglichen Stadien der Karriertheit; Engländerinnen von so übertriebener Magerkeit, daß einem die Augen wehtun, wenn man sie längere Zeit betrachtet, — die wahren Bretter, welche die Welt bedeuten; Franzosen, die, je weißer ihr Haar ist, um so mehr Schuhwichse brauchen, um ihren Schnurrbart schwarz zu wichsen; Französinnen, die von hinten aussehen, als wären sie eben erst konfirmiert worden, und von vorn, als kämen sie direkt von der Fußwaschung; Russen auf -ow und -ew mit Augenbrauen, stachlig wie abgenützte Zahnbürsten; Russinnen mit ausgefransten Unter-

röcken und faustgroßen Brillanten im den Ohren; Italiener, klein, müde, verbraucht, als hätten sie ihr Licht an beiden Enden zugleich angezündet; Italienerinnen mit Backenbärten, die in Lichterfelde wahre Orgien des Neides hervorrufen würden; endlich unsere lieben Landsleute, mit dem Lächeln von Sedan auf den Lippen, die überall, wo sie hinkommen, das ganze niederschmetternde Gewicht ihrer sozialen Stellung mitbringen und die das erhebende Bewußtsein, daß sie Reserveleutnants und Regierungsassessoren sind, selbst auf die Schneefelder des Montblanc hinauftragen, — kurzum, dieselben Krumen von aller Herren Tische, die alljährlich auf die Schweiz herniederbröckeln. Lauter alte Bekannte und Vertraute, und wollte man um jeden Preis zu beweisen trachten, daß sich seither etwas geändert, so würde man dank der ausgiebigen Straßenbespritzung von Luzern höchstens konstatieren können, daß die Damen im Gegensatz zu früher jetzt allesamt schwarze Strümpfe tragen. Und wenn man auch nicht weiß, weshalb das schwache Geschlecht, das bekanntlich tausendmal stärker ist als das starke, jetzt plötzlich mit den Beinen zu trauern anfängt, so ist man doch sehr zufrieden damit, daß die Sonne öfters so ein hübsch geformtes Geheimnis an den Tag bringt. War man also nicht erst vorgestern in Luzern? Oder gar erst gestern und ganz bestimmt erst heut vormittag? Und war man überhaupt jemals anderswo als hier, — was hat man denn in der Zwischenzeit getrieben, erlebt, errafft, versäumt und erwartet? Diese letzte Frage ist die dümmste von allen, weil sie die berechtigste ist. Die meisten von uns leben nämlich gar nicht, sondern sie warten bloß: auf dies und das, auf Nichtiges und Großes, auf Mögliches und Unmögliches. Und währenddes tropft Stunde um Stunde und Jahr um Jahr von den Pendeln nieder. In einem Irrenhause sah ich einmal einen Greis, der mit erloschenen Augen jedem ins Ohr flüsterte: „Sie wird um 9 Uhr kommen!“ Die einzige Weisheit dieser Welt, mit der man es auf siebzig Jahre und darüber bringt: Erfolg, Ehre, Ruhm, Reichtum, Liebe und Glück, Glück, Glück, — nur hübsch Geduld haben und nicht drängen, — alles, alles wird um 9 Uhr kommen!

Man reibt die Augen und schüttelt sich wie ein Pudel, der aus dem Wasser klettert. Steht man wirklich auf dem Quai von Luzern und schreiben die Menschen heut nicht Juli und Sommer? Ist es nicht ringsum Tag, blanker, funkelnder Tag, in dessen Licht selbst die Blausäure von ihrer Kraft verliert? Und besteht das Positive des Lebens, wie Frau von Varnhagen, meine liebe Freundin, meinte, nicht wirklich darin, das abzuleben, was gerade vor uns steht? Die Sonne leuchtet, die Wellen blitzen, die Berge locken, und gerade vor uns steht der Pilatus in seiner trotzigen Schroffheit, gezackt wie eine Handsäge, aus der eine Menge Zähne herausgebrochen, und rein und klar im fernsten seiner Schrunden und Riffe. Früher war die Besteigung dieses Berges eine Sache der Lunge, jetzt ist sie eine Sache von 16 Franken geworden. Kraft setzt sich immer mehr in Geld um, und wer genug davon besitzt, hat die Muskeln des farnesischen Herkules. Der gesittete Normalmensch überzählt seine Barschaft, und wenn er findet, daß sein Brustkasten es aushält, löst er ein Billett und fährt auf den Pilatus. So und nicht anders fühlte auch ich mich gesittet und kräftig genug, diese schwierige Besteigung zu wagen.

Die Bahn, die auf den Gipfel führt, wurde im vorigen Jahre von berufener Feder an dieser Stelle beschrieben, und niemand in allen fünf Weltteilen kann froher darob sein als Ihr ergebener Diener, der das Bild, das bereits entworfen, jetzt nur mehr durchzupausen braucht. So lange das Blaserohr noch nicht fertig ist, das die Leute dereinst auf die Spitze der Jungfrau hinaufpustet, wird die Pilatusbahn als der glänzendste Sieg menschlicher Frechheit über den zornigen Widerstand der Natur gelten müssen. Alles, was Natur tun konnte, um das Massenaufgebot geputzter Bummler von ihrer erhabenen Einsamkeit fernzuhalten, hat sie hier redlich getan, aber nichts hat ihr genützt, nicht die Felsen, mit denen sie sich gürtete, nicht die Abgründe, mit denen sie sich absperrte, nicht die Wetter, mit denen sie sich wehrte. Wie mag der alte Herr gelacht haben, als eines Tages tief unten im Tal ein paar Zwerge

erschienen, die angelegentlich zu ihm hinaufblinzelten und dann eifrig zu schaufeln, zu karren und zu hämmern begannen. Aber das Lachen verging ihm, als er sah, wie sich Stein an Stein fügte, Nagel an Nagel und Klammer an Klammer, wie ein eisernes Band ihn fest und fester umschloß und immer höher zu ihm hinaufkroch. „Unsinn!“ brummte er vor sich hin und schob dem krabbelnden Gewürm eine unübersteigliche Felswand in den Weg. Als ob das geholfen hätte! Es knallte ein bißchen und nicht lange dauerte es, so war ein Loch da, durch das die Zwerge vergnügt in die Höhe kletterten. Und immer zogen sie das vertrackte eiserne Band hinter sich her, und wo sie einen Absturz fanden, sprangen sie hinüber, und wo ein Steinwall sie aufhielt, fraßen sie sich durch, und wo ein Unwetter sie bedrohte, versteckten sie sich in ihre Ritzen und Fugen, bis wiederum die Sonne schien, und der Alte mochte sich erbosen, so viel er wollte, — sie stiegen unaufhaltsam von Matte zu Matte, von Halde zu Halde, von Felswand zu Felswand, und wieder eines Tages waren sie richtig oben, warfen den Hammer hin, trockneten den Schweiß von der Stirn und lachten ihrerseits höhnisch: „Basta!“ Und das ist die Pilatusbahn, die man noch vor kurzem für ein Hirngespinst hielt und die heute von Tausenden gedankenlos befahren wird. Nichts ist so selbstverständlich wie das, was gelungen ist, und nichts wird so rasch zu altgewohntem Besitz wie jedes neue Werk irdischen Fortschritts. Und über der Strecke, die noch vor uns liegt, vergißt man gewöhnlich des Weges, der bereits begangen wurde. Wäre Descartes nicht überglücklich, wenn er eine in unseren Tagen geschriebene Abhandlung über Physik und Algebra lesen könnte? Kennt der letzte Schulknabe heute nicht Wahrheiten, für die Archimedes sein Leben geopfert hätte? Und was für Augen würde Stephenson machen, wenn er sehen könnte, wie seine „Raquette“ jetzt die Leute zu den Alpengipfeln hinaufschiebt! Man braucht gar nicht so weit zurückzugehen, um die Jähe unserer Entwicklung voll zu empfinden. Man hat nur nötig, an den engen Horizont der eigenen Jugend zu denken, und

gleich wird einem zumute sein, als sei die Welt von oben bis unten geplatzt, und eine Unsumme von Licht und Kraft zwänge sich durch den klaffenden Riß. Und wie man heut auf den Pilatus fährt, wird man in nicht ferner Zeit auch die höchsten Gipfel bezwingen. War dieses eine Werk möglich, so ist das Gelingen der übrigen verbürgt. Erstaunlich ist bloß, was der Mensch alles will, wenn er kann!

Von Pilatuskulm, wo man zu dem alten gemütlichen Hause noch ein neues schönes Hotel erbaut hat, steigt man auf bequemen Promenadewegen in wenigen Minuten zur Höhe des „Esels" empor, wo lyrische Naturen und Leute, die für ihre 16 Franken etwas haben wollen, sich leidenschaftlichen Ausbrüchen des Entzückens zu überlassen pflegen. Besonders an einem Tage wie dem heutigen, da man anscheinend nur die Hand auszustrecken braucht, um den großen Herrschaften des Berner Oberlandes vertraulich auf die Schultern zu klopfen. Ich für meine Person habe von dieser grandiosen Aussicht nur bescheidenen Gebrauch gemacht. Vor allem ist es mir stets und unter allen Umständen höchst gleichgültig, wie die Berge heißen, die sich die Mühe nehmen, mir zu imponieren. Ich suchte die Richtung auf, wo Engelberg liegt, weil dort die paar lieben Menschen weilen, denen ich vor allen Gletschern der Alpen ohne Bedenken den Vorzug gebe. Dann allerdings tat ich etwas, was ich nur eingestehe, wenn Sie mir fest versprechen, mich nicht auszulachen. Ich bellte nämlich! Jawohl, ich bellte! Ich halte etwas auf jenen Anstand des Gefühls, der uns zurückhält, in den seltenen und großen Augenblicken der Erhebung von den bis zur Erschöpfung abgehetzten Adjektiven unserer Sprache Gebrauch zu machen. Während wir für die gemeinsten Dinge die feinst gegliederten Ausdrücke erdacht und gebildet haben, vermögen wir der Natur gegenüber doch nichts anderes, als sie anzukläffen. Andere mögen immerhin zu den Bettelworten „herrlich", „erhaben", „prachtvoll", „göttlich" ihre Zuflucht nehmen, — ich sage bloß, die Aussicht vom Pilatus war einfach „wau-wau", — und jeder, der ein Herz für das Gewaltige hat, wird mein Geheul verstehen. War der Eindruck dieser Stunde

noch einer Erhöhung fähig, so besorgte dies ein Herr, der neben mir stand und der einen veritablen Zylinderhut trug. Ein Zylinder 2123 Meter über dem Meere! Und so fein ausgebügelt, daß die Sonne, der Himmel und die Schneefelder sich in ihm spiegelten. Dieser Hut an solcher Stelle und zu solcher Stunde war für mich der letzte Ausdruck der großen Werkfortsetzung, zu der alles Lebendige sich verbunden hat. Sechs Jahrtausende menschlicher Kulturentwicklung blickten siegreich von ihm in die Täler hinab, und angesichts dieses einfachen Hasenfells, in dem sich alles verkörpert, was hienieden groß und edel und erhaben ist, überlief es mich in meiner tiefen Ergriffenheit wie ein heiliger Schauer: wahrlich, ich habe nicht umsonst gelebt!

Nach solchen Eindrücken kann selbst ein Sonnenuntergang, wie er aller Wahrscheinlichkeit nach heut zu erwarten gewesen, keine rechte Wirkung mehr hervorbringen. Deshalb überließ ich dieses Schauspiel großmütig der übrigen Menschheit und kehrte vergnügt nach Luzern zurück. Und genau so, wie ich es in meinen listigen Anschlägen geplant: gerade in dem Momente, da ich anfing, mich einigermaßen behaglich zu fühlen und ich, nichts Böses ahnend, daheim am Fenster lag und die Blicke unaufhörlich vom See zu den Bergen und von den Bergen zum See wandern ließ und dann wieder hinab zu der kleinen Polin auf dem Balkon unter mir, von der ich mir einbildete, daß sie mit mir kokettiere, — in diesem Moment klopft es an meiner Tür. Ich sage „Herein!“ und wer steht vor mir? Ich selber! „Ja, was willst denn du hier?“ fragte ich betreten. „Dich holen, mein Freund, dich holen!“ erwiderte ich schadenfroh. Und dann setzte ich mir auseinander, daß es die höchste Zeit wäre, fein gehorsam nach Hause zurückzukehren, und daß die Feuermauer daselbst sich schon wundere, wo ich so lange bleibe, und daß kein Bitten und Beschwören mir helfen könne und daß dies die gerechte Strafe sei, weil ich abermals den Versuch gemacht, mich zu belügen. Da ich mich kenne und da ich weiß, daß mit mir nichts auszurichten ist, wenn solche Anfälle von Sittenstrenge über mich kommen, gab ich mir erst weiter keine Mühe, mich milder

zu stimmen. Ich ließ mich reden, schwieg und packte. Aber um mir den Abschied von Luzern leicht zu machen, ging ich zuvor noch zu dem Löwen, den sie unweit der Straße, die nach Zürich führt, in den Sandstein gehauen haben. Da es Abend war, beleuchtete man das Tier bengalisch. Kostete einen Franken. Aber das schadete nichts; ich habe mich für viel mehr Geld schon weit weniger geärgert. Und ich ärgere mich immer, wenn ich dieser Bestie ansichtig werde. Zum Andenken an ein paar hundert schweizer Kinder, die, weil sie zu Hause keinen Herrn hatten, in die Fremde zogen, sich einen zu suchen, hat der dänische Meister das Modell des Löwen gebildet. Nicht auf den Bergen des Vaterlandes, im Ansturm wider die Feinde ihrer Freiheit sind sie in den Tod gegangen, — nein, die Enkel der Männer von Sempach und Murten starben hinter dem vergoldeten Gitter der Tuilerien, als ein mißhandeltes Volk den Arm erhob, um seine Bedrücker und ihre Knechte zu züchtigen. Sie starben, weil sie dafür bezahlt waren, und sie verteidigten sich weil man es niemandem zumuten kann, sich ohne jede Gegenwehr niederschlagen zu lassen. Und dafür bekamen sie ein schönes Denkmal mit einer schönen Aufschrift: „Helvetiorum fidei ac virtuti“, und schöne Frauen und Mädchen in kleidsamen Reisekostümen stehen jetzt davor und widmen ihrem Gedächtnis die teilnahmsvollsten Betrachtungen. Aber gleichviel, ob die Mietlinge des sechzehnten Ludwig dieses Mitleid verdienen oder nicht, — noch kränkender ist die bildende Kunst, die, wenn sie menschliche Tugenden darstellen soll, in das Gebiet der höheren und niederen Tierwelt hinabsteigt. Und wenn sie dabei wenigstens noch ehrlich bliebe! Zugegeben, daß der Löwe tapfer ist, aber ist der Löwe auch treu? Nein, treu ist der Hund. Entweder ist also das Denkmal unwahr, oder die Inschrift darauf. Und wann endlich wird der Tag kommen, da man von einem Menschen, den man rühmen will, mit gutem Gewissen sagen wird: er war tapfer und treu — wie ein Mensch! ...

Juliabend am Ufer der Bucht von Luzern. Ein feiner Dunst liegt über dem See und vermählt sich mit dem

Mondlicht, das von den Bergen herabtrieft. Elegante Manfreds mit eleganten Astartes am Arm schlendern die Allee entlang, und die urewige Frage: „Liebst du mich?" verhallt nicht in der Öde, sondern findet ihre hundertfältige Antwort von Auge zu Auge, von Mund zu Mund. Die Einsamkeit der Nacht saugt einen verhallenden Ton des Lebens nach dem andern ein, und unter ihrem Mantel verstummt nach und nach alles und wird sehr einsam ... Es war einmal ein König, ich glaube Alfons der Weise, der war ein großer Astronom, und als er den Himmel betrachtete, er, der an das System des Ptolemäus glaubte, da war er so überrascht von den Seltsamkeiten und Unregelmäßigkeiten, die er dort gewahrte, daß er ausrief: „Hätte Gott mich über all diese Dinge befragt, welch guten Rat hätte ich ihm geben können!"

Wie der Himmel schimmert! Wie die Sterne leuchten! Wie seltsam diese ganze große Welt ist!

Lebwohl, Luzern!

Bayreuth

30. Juli.

Mühselig und beladen! Aus den Tiefen der Seele steigt das Wort urplötzlich auf, umklammert sie und läßt sie nicht mehr los. Ein Seltsames wird rege, das unruhvoll zitternd wie die Nadel eines Kompasses beständig seinen Pol sucht: schlafen, schlafen! Aber je sehnlicher dieser Wunsch nach Erfüllung ruft, um so eifriger meldet sich die Wirklichkeit. Das Fernste wird wach, das Verborgenste sichtbar, und das Vergessene steigt fordernd aus hundert Grüften zutage. Der Eisenbahnzug stürmt durch das Dunkel dahin, und aus dem Rasseln und Stampfen der Räder klingt es, wie von Hammerschlägen begleitet, fest und bestimmt empor: Mühselig und beladen! Man preßt die Stirn an die Scheibe und blickt in die Nacht hinaus. Alles schwarz, ungefüge und verworren: Wolken, Berge, Täler, Wälder, Auen. Nichts Helles ringsum als ein aufblitzendes Licht mitunter und der schimmernde Flußlauf. Nichts Lebendiges in der Nähe als die schlummernden Genossen und die aufgestörten Gedanken. Nichts Bewegtes in der Runde als wir selbst in der donnernden Hast, die uns fortreißt, und der Reigen der Gespenster, der diese Eile überholt. Eines nach dem andern löst sich aus den gleitenden Schatten aus und klumpt sich zu düsterer Gestalt zusammen. Gute Bekannte von einst, aus einer andern Nacht, aus einem andern Erwachen, aus einem entschwundenen Leben: Tisiphone, Alekto und Megära, und auf dem Untergrunde dessen, was man verloren, vertan und

verpaßt hat, zeichnet sich der staubige Saumpfad ab, auf dem man sich selbst hinanklimmen sieht, Stunde um Stunde, Jahr um Jahr, mit keuchender Brust, mit wankenden Knieen, mit erlöschendem Mute, immer bergauf, bergauf und mühselig und beladen ... Nun ist es Tag, die Fahrt zu Ende, das Ziel erreicht. Schon das Aufdämmern des Morgens hat Schatten, Spuk und Geistertanz mit den ersten Lichtwellen hinweggespült. Da gab es nichts mehr zu betrauern, nichts zu bereuen, nichts zu verwünschen. Weil jedes Empfinden stumpf geworden, war alles Empfundene gut geworden. Dafür aber hatte das einzige Gefühl, das den Besiegten leben hilft, sich in seiner ganzen Kraft erneut: der Spott, der das Große, zu dem er nicht hinaufreicht, gierig zu sich hinabzieht. Klar spannt sich der Tag über das grüne Hügelland und den Talgrund, der die altertümliche Stadt umschließt. Und vieles findet sich darin, worüber man sich wundern kann, wenn man innerlich kalt und unberührt durch ihre Straßen schreitet: fremdartige Menschen, groteske Erscheinungen, unfaßliche Stimmungen. Und schließlich lacht man über sich selbst, weil man nichts Lächerlicheres bei der Hand hat. Man spürt es höhnisch, daß man mit alledem nichts gemein habe und daß man durch nichts verpflichtet und verkettet sei, weil man lachen kann, wo diese gravitätische Menge andächtig an ihre Brust schlägt. Wo sind die Gauklerkünste, die den Nüchternen betören sollten? Haben wir diese Menge nicht auch schon aufjauchzen gehört, wenn der Espada seinen Degen in den Nacken des Stieres tauchte? Und da und dort und überall und jederzeit, wo ein überlegener Wille ihre Instinkte an sich lockte, fand sich nicht stets eine Herde, die sich eifrig um ihren Schäfer drängte? Nein, uns fängt wohl, was uns überrascht, aber uns hält nur, was uns überzeugt. Die Begeisterung der andern ist für uns noch nie ein Grund gewesen, selbst in Ekstase zu geraten, und wer uns erwärmen wollte, müßte ein tüchtiges Feuer in seinem Kamin anzünden ... So folgt man neugieriger als erwartungsvoll dem Zuge der Scharen, der die Stadt verläßt und sich den Abhang hinaufwindet, auf dem weithin

sichtbar ein hochgegliederter Bau aufragt. Wir treten mit den Hunderten in das Haus, in den Gang, in einen Saal, den das dumpfe Brausen einer erregten Menge erfüllt. Und mit einem Male wird alles finster, und mit einem Male wird alles still, — nicht still, wie es in einer Kirche still ist oder in der Einöde oder auf einem Friedhofe, sondern still wie in einem Bergwalde zur Abendzeit, wenn die Sonne erloschen ist und die Vögel sich zum Schlafen bereiten. Und mit einem Male klingen aus weiter, weiter Ferne, vielleicht aus den Tiefen der Erde, die noch kein Sterblicher erschaut, seltsame Töne herauf, die uns wie das Schluchzen eines Kindes ans Herz greifen. Und mit einem Male fühlen wir wieder wie vorher, bloß klarer und deutlicher, wie mühsam und beladen dieses Leben ist. Aber wir fühlen es nicht mehr, wie man einen Schmerz fühlt, gegen den man sich aufbäumt, sondern wie man ein Schicksal leidet, dem man sich hingibt. Die Töne kommen näher, sie steigen, sie schwellen; die Erde öffnet sich, und sie schäumen über. Ein Großes kündigt sich an und durchschauert uns: ein Sabbat der Herzen ist angebrochen!

Parsifal!

* * *

Ach, meine Freunde, ich sehe euch lächeln und mag es nicht wehren, aber ich wünschte, ich könnte, was auf dem Wege nach Damaskus in der Seele des Mannes von Tarsos vorging, euch allen offenbaren. Und ich wollte, ich könnte mir selber entschleiern, wie die freieste Einsicht in die Schwächen einer Kunst, die den Kindern des scheidenden Jahrhunderts die Ammenmärchen eines Buchglaubens vorlügt, über den sie längst hinausgewachsen, — wie diese Erkenntnis sich in Einklang bringen läßt mit dem Wunderbaren, das man zu Monsalvat und an sich selbst erlebt. Sollte den Nachdenklichen nicht alles zurückstoßen: die Litanei der Töne, die Verrenktheit der Sprache, die Pflege des Prunks, die Offenheit der Absichten und vor allem die Rückkehr zu dem Mysteriengeiste des Mittelalters? Aber so gewiß es ist, daß jedes einzelne von Ferne gemessen uns

zornig stimmt, ebenso sicher ist es, daß alles zusammengenommen und vereint empfangen: Ton und Wort und Bild und Rätsel uns bis ins Innerste bewegt. Nicht zu ihren Ursachen läßt sich die Größe dieser Kunst zurücksuchen, aber an ihren Wirkungen ist sie kenntlich. Man blicke den Menschen ins Auge, die aus allen Teilen der bewohnten Erde ihren Weg hierher finden, nicht den geputzten Allerweltsleuten mit dem Vogelgehirn, die überall zu treffen sind, wovon am meisten gesprochen wird, sondern den Wallfahrern unter diesen Scharen, die das Pilgerzeichen des Lebens im Gesicht tragen. Was sonst immer sie trennen mag: Ursprung und Sprache, Persönlichkeit und Besitz, Gefühl und Gedanke, — ein Punkt ist es, in dem sie sich begegnen: in der Gleichheit ihres Geschicks. Sie alle sind Schiffbrüchige, die eine Welle zum rettenden Riff gehoben; sie alle kommen von Golgatha; sie alle können die Wundenmale ihrer Kreuzigung vorweisen; sie alle tragen eine zersprungene Saite in ihrer Seele, und sie alle sind mühselig und beladen. Hier aber, wo sie, losgelöst von ihrer kleinen und großen Welt, von Erinnerung und Erwartung, von Gegenwart und Zukunft in den Bereich einer Schönheit voller Harmonie und Geheimnis treten, die ihre Feierstille über die brennendsten Schmerzen träufelt, hier fließt alles, was sie von Leid und Sehnsucht in sich schließen, mit den Tönen hinweg, die wie aus einem besseren Jenseits vorüberschweben. Wie das Wort einer geliebten Frau, deren Hand über unsere Stirn streicht: „was ist dir?", wie der Zuspruch einer Mutter, die uns an ihr Herz zieht: „hier weine dich aus", so löst diese Kunst das Starre in der Menschenbrust. Den Gebeugten richtet sie auf, den Verzagten ermutigt sie, den Müden erquickt sie, den Zweifler bekehrt sie und den Zerdrückten erhebt sie. Das ist die Kunst Parsifals, des Gamuretsohnes, des reinen Toren, und auf solche Weise ist diese Kunst, deren Seele das Mitleid ist, die Religion aller derer geworden, die vom Leben mehr verlangten, als es ihnen gegeben hat, und die jetzt weniger von ihm erhoffen, als es ihnen gewähren wird.

* * *

Man erfährt größeres an diesem kurzen Tage als der ägyptische Derwisch in den endlosen fünf Sekunden, die er mit dem Kopf im Wassereimer zubrachte. Es gibt Zeiten, von denen man einen ganzen Monat für einen halben Taler hingeben kann, und es gibt eine Zeit, von der eine halbe Stunde mit keinem Gold der Erde zu bezahlen ist. Dies weiß jeder, der glücklich war — war, nicht ist, denn niemand ist glücklich, er war es oder wird es sein —, dies weiß jeder, der nach Verhallen des letzten Tons dort oben im Gralstempel sich wieder im Alltag zurechtzufinden sucht. Da fühlt man auch, daß auch das Schöne bloß eine Erinnerung ist, daß wir alles erst dann erleben, wenn es bereits vorüber glitt ... In „Parsifal" findet Richard Wagners Kunst ihren reinsten Ausdruck. Mensch sein, heißt alles Menschliche empfinden, und wer mit Bewußtsein Mensch ist, heißt Dichter. In keiner seiner Schöpfungen ist der Meister so sehr Dichter gewesen wie in dieser, nicht wegen des Stoffes, sondern trotz seiner, und weil ihm auszuführen gelang, was er zu schaffen beabsichtigte: ein reines menschliches Gefühl in erhabener, künstlerischer Form dem Empfinden anderer zu vermitteln. Klarer und überzeugender als der Sohn der Herzeleide ist aber Kundry der Ausdruck menschlichen Gefühls, und deshalb ist es diese Frauengestalt, die mehr als der im christlichen Eleusis sich verlierende Gralsritter für uns der Inhalt des Festspiels ist. Tausend Jahre könnte der große Eindruck in uns dauern, wenn wir nicht wahrscheinlich vor Ablauf dieser Frist sterben würden, — und ein zweites Wenn: wenn man nicht auf den Einfall gekommen wäre, nach „Parsifal" „Tannhäuser" zu geben. Gleichviel wie Wagner selbst über die Einbürgerung seines Jugendwerkes im Bühnenfestspielhaus gedacht hat, — die Aufführung dieser Oper rüttelt an den Grundfesten des Bayreuther Gebäudes. „Tannhäuser" ist nicht weiter von „Robert der Teufel" entfernt, als „Parsifal" von „Tannhäuser" entfernt ist. Die ganze Entwicklung des Meisters steigt von dem einen Werke zum andern auf. Der Zusammenhang zwischen beiden ist ein historischer, kein geistiger. Die Kunst im

„Tannhäuser“ haftet an der alten Form, die Kunst im „Parsifal“ hat diesen Schmelztiegel zerbrochen. „Tannhäuser“ wird in allen unseren Theatern gespielt, in vielen schlecht, in manchen gut, in einigen trefflich. Um sich seiner zu freuen, bedarf man keiner Vorbereitung. Direkt aus dem Markte, dem Geschäfte, dem Werktag tritt man ins Haus; man folgt ohne inneres Bemühen dem längstbekannten Werke, und dann geht man, die Melodien nachtrállernd, geruhig wieder von dannen. Ob die Wunder des Venusberges, die Jagdaufzüge, die Vorgänge in und unter der Wartburg mehr oder minder glaubhaft zur Anschauung gelangen, — was liegt daran? Und das Publikum, selbst wenn es zu vergleichen in der Lage wäre, hat im Durchschnitt für die Feinheitsgrade des Äußerlichen wenig Sinn. Eine Mustervorstellung des „Tannhäuser“, wie Bayreuth sie veranstaltet, könnte deshalb für Theaterleiter und Regisseure Wert haben, sofern sie den in ihren Kreisen nicht sehr häufigen Ehrgeiz hegten, auf Grund eines besseren Vorbildes den Mängeln der eigenen Aufführung abzuhelfen. Auch das Auge des Künstlers wird aus der Fülle der Gestaltungen, aus der Schönheit der Bilder, aus dem Verstand der Anordnungen genug Erfreuliches mit fortnehmen. Allein wer nach Bayreuth kommt, um sich der Weihe eines Festspiels hinzugeben, wird sich auch durch die ausgesuchteste Hundemeute und das höfischeste Zeremoniell und die echtesten altdeutschen Trachten für die Erhebung, die „Tannhäuser“ ihm schuldig bleibt, nicht entschädigt fühlen. Man spricht davon, im nächsten Jahre solle „Lohengrin“ an die Reihe kommen. Eine Stilwidrigkeit, die kaum geringer wäre als die jetzige. Wagners Opern mögen draußen in der Welt bleiben, wo sie längst heimisch geworden; das Bühnenfestspielhaus gehöre den Festspielen. War es nicht Hamlet, der seiner Mutter riet, den schadhaften Teil ihres Herzens wegzuwerfen?

* * *

Es gibt keine Wagnerianer mehr. Der Kultus der neuen Kunst hat aufgehört, Parteisache zu sein. Man sieht

kaum noch die langhaarigen Schwärmer mit den Apostelblicken und den bis zum Kinn geknöpften Röcken. Was ist aus ihnen geworden? Haben sie sich ganz der Jägerwolle zugewendet? Sammeln sie Geld für Bismarck-Humpen? Sind sie dem Bicyclesport erlegen? Ihren Beruf haben sie redlich erfüllt; sie bahnten dem Einzug ihres Fürsten den Weg, und nun mögen auch die Vereinigungen der ernsten Anhänger sich ruhig auflösen. In diesen Kreisen soll einige Bitterkeit herrschen, weil man jetzt, da das Haus, das man aufführte, vollendet ist, die Gerüste allmählich von dem Bau entfernt. Dank verlangen sie, wie wenn der Sieg der Sache, für die sie stritten, nicht Lohn genug wäre! Und auch klagen hört man sie, weil ein anderer Geist als der frühere in Wahnfried eingezogen sei. Hier habe man jüngst sogar getanzt, — getanzt in Wahnfried, kaum fünfzig Schritte von der Ruhestätte des Meisters entfernt! Und kein Blitz sei herniedergefahren und kein Schwefelregen habe sich über die verruchte Stadt ergossen . . . Du lieber Himmel, weshalb sollte man in Wahnfried nicht tanzen? Ist der Kampf nicht vorüber, und soll man auch bei den Siegesfesten Schwert und Harnisch tragen? Er wäre ein kleiner Mensch gewesen, der Tote, der unter der Erde des Hofgartens schläft, wenn man besorgen müßte, der Frohsinn der Jugend sei nicht nach seinem Sinn. „Kein Brautbett stand um Frankreichs willen öd und leer.“ Noch gab es kein Grab auf Erden, an dessen Hügel das Leben Halt gemacht hätte . . . Ja, der Kampf ist zu Ende, und alle Kulturnationen beeifern sich, den Sieger anzuerkennen. „Klein Bayreuth“ nennt sich die Gemeinde, die zu Paris in seine Schöpfungen sich vertieft, und kaum einen Völkersplitter gibt es, der sich in der Fremdenliste der Feststadt nicht vertreten zeigte. Auch die Widersacher sind kleinlaut geworden, und dies will nicht besagen: klein und laut, sondern klein und still. Diejenigen unter ihnen, die es einstens nicht fassen konnten, daß man ein Unsterblicher sei, wenn man seidene Schlafröcke trage und Wohlgerüche liebe, — als ob nur die Dummköpfe ein Recht auf die Genüsse des Lebens hätten! — sie äußern zwar noch ihr Miß-

vergnügen über den Siegeslauf der neuen Kunst, aber ihr Witz hat keinen rechten Ton mehr. Man muß an Rameaus Neffen denken, der den Hund einer Schönen zum Fenster hinauswirft und entschuldigend beifügt: „Ach, Madame, er bellt falsch!“

* *
*

An dem Grabe unter den alten Bäumen des Hofgartens werden dunkle Erinnerungen munter. Die Tage erneuen sich, jene fernen, klaren Februartage, da man in der Dogenstadt dem Sterblichen des Meisters das letzte Geleit gegeben. Während der Blick an der mit Blumen beladenen Steinplatte haftet, tauchen in der Seele die verblaßten Bilder auf, eines nach dem andern, von jenem Abend angefangen, da man, hingeschreckt durch die Trauerkunde, zum Palazzo Vendramin eilte und da vor diesem edelsten Hause Venedigs der Gondoliere mit einem kurzen „Eccolà“ sein Ruder erhob, von dem klingend das Wasser tropfte. Wieder sieht man die Barken an den blauweißen Pfählen schwanken. Durch die Tür fällt ein schwacher Lichtschein in die Welle. Im Erdgeschoß, hinter den Lorbeersträuchern und Myrtenhecken des kleinen Gartens, ist ein Fenster geöffnet, und der Vorhang schaukelt im Nachtwinde. Das war das Zimmer, wo Richard Wagner, siegreich bis zum letzten Atemzuge, friedlich und schmerzlos entschlafen ist. Und schräg hinter dem Hause stand damals der Abendstern, den der Geschiedene geliebt und besungen, und aus einem der nahe gelegenen Paläste ertönten die Klänge eines Klaviers, in die sich das Lachen einer weiblichen Stimme mischte. Und am andern Tage, wie war doch, was sich damals begab? Man sieht, wie der Sarg die Freitreppe herabgetragen und in der mächtigen Vorhalle niedergestellt wird, — gerade unter den königlichen Lilien, die aus dem Wappen des Grafen Chambord von der Wand leuchten. Die Diener bekränzen ihn mit den schönen Blumen, von der Stadt Venedig gespendet, dann nimmt man ihn wieder auf und hebt ihn in die Gondel, die, von vier Ruderern geleitet, eilfertig im Glanze des Mittags über das Wasser

gleitet. Klanglos schied der Meister der Töne aus der Stadt der Poesie, der Kunst, der Schönheit und der Träume. Kein Klagelied geleitete seine Reste; keiner von denen, die ihn liebten, folgte ihm auf dieser letzten Gondelfahrt. Und dann führten sie ihn dem Norden zu, aus dem Wonnemond Italiens durch die Winterstürme der Heimat nach dieser Ruhestätte, die er sich selber bereitet. Und dann sieht man sich wieder durch die vierzig Gemächer des Palastes wandeln, wo der Meister seine Tage beschlossen, und sieht sich allerlei Andenken vom Boden aufnehmen. Wie klar wieder alles vor uns steht: die blaßblaue Seidenrosette des Fenstervorhangs, mit welcher der Meister seine Feder säuberte, der Passierschein für ihn und neun Personen zum Eintritt in den Papadopuligarten, die Anzeige der Richter-Konzerte in London, die Adreßschleife, die den Namen der Frau Cosima trägt, die Visitenkarte der Fürstin Biron, die den Heimgegangenen noch zuletzt besuchte, — die kleinen Erinnerungszeichen, die fremder Sammeleifer längst erobert, wo mögen sie hingekommen sein in diesen langen acht Jahren? Verweht und verloren wie so viel Lieberes, das die Zeit verschlungen. Nur über das Werk des Meisters, an dessen Hügel man die Gedanken wieder der Gegenwart zulenkt, hat sie keine Gewalt gehabt. Wenn große Männer oft schon tot sind, ehe sie noch sterben, ist dieser Große kaum, da er noch lebte, so lebendig gewesen wie jetzt, da er schon so lange gestorben ist . . . Und noch ein anderes Grab neben diesem und noch ein anderes Haus neben Wahnfried hat man in Bayreuth zu grüßen. An der Straße, die nach der Eremitage führt, liegt das schlichte Häuslein, wo ein reicher Geist gewaltet, wo Jean Paul gedichtet. Und auch diese Stätte ist eine geweihte, denn hier war es, von wo aus der Genius in der Asche so vieler ausgebrannter Herzen den letzten glimmenden Funken gefunden und wieder zu heller Liebesflamme angefacht, wo Karlsson das hohe Lied der bürgerlichen Tugend gesungen und Katzenberger seine Knochen und Mißgeburten gesammelt hat. Auf dem Gottesacker vor dem Erlanger Tore ruht der Dichter unter einem erratischen Granitblocke.

Man findet sein Grab, wenn man an der kleinen Kapelle vorüberschreitet, in der Franz Liszt zur Ruhe bestattet worden. Über den Hügel des Poeten klettert dürftiger Efeu; die Gruft des Künstlers verschwindet unter der Fülle kostbarer Kränze. Und so gehört es sich auch. Jean Paul war bloß ein großer Dichter, Liszt dagegen hat Klavier gespielt, und das wird man den Menschen hoffentlich noch lange nicht nachsagen, daß sie einen Poeten, den sie nicht mehr lesen mögen, höher geschätzt hätten als einen Virtuosen, den sie nicht mehr hören können.

* * *

Nein, nicht bitter werden, so lange man in Bethlehem weilt und so lange das Gralmotiv uns umfängt, dieses einfache Gefüge aufsteigender Töne, deren letzter wie eine Rakete auseinanderspringt und lauteren Wohlklang um sich ausgießt. Streifen wir alles Störende von uns und kehren wir zur Andacht des ersten Abends heim, nicht nachprüfend, sondern nachschauend und nachfühlend, — nur dies, nichts weiter. Was die Musik nicht selbst sagt, wird man nie von ihr sagen können, und vergebens würden wir uns abquälen, Dinge begreiflich zu machen, die gar nicht den Anspruch erheben, begriffen zu werden. Die Thomas Gradgrind, wie Boz sie schildert, die Männer der Tatsachen und Zahlen, werden die Erhebung in „Parsifal“ niemals anerkennen; sie selbst empfinden sie nicht, und keiner kann sie ihnen deuten. An der Grenze der Sprache liegt das Schweigen; es birgt in seiner Stille ein Verständnis, das um so viel feiner ist, als es sich dem Sinne des Gehörs entzieht, — ähnlich etwa dem dunkler werdenden Violett an der Grenze des Farbenspektrums, das nach der erschöpften Sprache des Lichts dessen nie endende Macht durch seine chemische Wirkung verrät. So hat auch unser Denken und Fühlen seine violette Zone, und in diese hinein muß man das Unaussprechliche verlegen, das man in den Stunden, da das Mysterium an uns vorüberzog, erlitten und genossen hat. An der Schwelle des Greisen-

alters ist dieses Werk geschaffen worden, aber nichts in ihm außer dem Grübelnden darin verrät, daß der Tag seines Schöpfers sich neigte. So können Herbstabende eines Meisters wie die der Natur die schönsten seines Genies sein. . . . Und nun ist das Spiel verrauscht, der Sang verklungen, die Lust verkostet. Und nun gilt es Abschied nehmen von dieser Auferstehungszeit und rasch wieder vergessen, was man in ihr erlebt hat. Denn einen Abglanz ihres Lichtes in das Getriebe des Handwerks mit zurückbringen, hieße nichts anderes als einem Mönche Hochzeitsfeste an die Zellenwände malen. Fort mit jeder Erinnerung an ein Glück, das uns nicht gehört, da wir nicht die Kraft haben, es zu halten. Und willig wieder in das große Dunkel hinein, das jenseits dieses Tales des Zögernden wartet. Wenn erst die Essen rauchen und die Räder schwirren, wenn der Wirbelwind des Daseins uns erfaßt und betäubt, dann werden wir auch wieder lachen können wie vorher. Und dann soll unser erster Spott dem Worte gelten, das uns bedrückte, als ein frohes Ungefähr uns für die Dauer einiger Atemzüge wachgerüttelt hatte, dem herben Worte: mühselig und beladen.

Aus den böhmischen Bädern

Karlsbad, 11. Juli.

Der erste Morgenzug, mit dem man noch zum Kurkonzert am Karlsbader Mühlbrunnen zurechtkommt, geht so unwahrscheinlich früh von Eger ab, daß man eigentlich schon am Abend vorher aufstehen könnte, ohne auf allzuviel Schlaf Verzicht zu leisten. Die Fahrt nach Karlsbad weckt einige Erinnerungen, die selbst über einen höheren Grad touristischer Schläfrigkeit obsiegen. Einmal heben sich in der Ferne die phantastischen Linien einer Klosterkirche vom Himmel ab, im Dunst des Morgengrauens den Umrissen einer Kreidezeichnung vergleichbar. Das ist Mariakulm, die historische Stätte des hochberühmten Räuberstückes, das die Wonne unserer Großväter und Großmütter gewesen. Dann mehren sich die Zeichen der entwickelten nordböhmischen Industrietätigkeit; lange Braunkohlenzüge halten in den Stationen, und Rauchwolken lagern über den Schornsteinen von Falkenau, Elbogen und Neusattel. Diese Orte sind mir, und vermutlich nicht bloß mir allein, in gutem Andenken, weil sie vor Jahren unserem Freund Heinrich Reschauer ein Reichsratsmandat übertragen hatten. Er war der erste aktive Wiener Journalist, der zu dieser Auszeichnung gelangte, — nunmehr ist ein Ehrgeiz dieser Art in den Wiener Zeitungsstuben wohl für lange verstummt. Ich sehe ihn noch vor mir, den geschickten Publizisten mit der feinen, nervösen Erscheinung, dem flackernden Temperament

und der ganzen einschmeichelnden Persönlichkeit. Er war ein Mann von den besten Absichten; aber mit den wirtschaftlichen Aufgaben, die sich damals zuerst an die Tagesordnung zu drängen begannen, wußte er nicht viel anzufangen. Er zog sich jedoch stets mit Würde aus der Affäre und wurde nicht müde, die Regierung in besonders verwickelten Fällen nachdrücklich einzuladen, „unverzüglich diejenigen Maßnahmen zu ergreifen, welche geeignet sind, den herrschenden Übelständen mit tunlichster Beschleunigung ein Ende zu bereiten". Wir haben über diesen stereotypen letzten Schluß seiner Weisheit gern gelacht, vielleicht mit Unrecht, denn gar viele und erfolgreiche politische Beredsamkeit gleicht der seinigen. Nun ist er schon lange tot, jung gestorben, im Dunkel erloschen, — schade um ihn! Es ist entschieden unvorteilhaft, morgens um fünf Uhr mit nüchternem Magen an den Tod zu denken.

Wenn man das sanfthügelige Egerland durchmessen hat und im Begriff steht, in Karlsbad einzufahren, wird einem ganz enge ums Herz. Der Bahnhof klebt an einer Berglehne, und aus der Tiefe der Talsohle blinkt die Stadt herauf. Eger und Tepl, die, von der Sonne fast aufgeschlürft, langsam durch das Land kriechen, schielen in die Höhe und scheinen sich an der Ratlosigkeit des Wanderers zu weiden. Aber die Straße läßt sich nicht spotten. In zwei großen Sprüngen eilt sie den Hügel hinab und setzt zunächst der Eger mittels einer Brücke den Fuß auf den Nacken. Dann rennt sie der Klamm zu, drückt sich zwischen den Bergen durch, und wenn ihr die Gesteinsmassen auch mitunter die Brust zusammenpressen, daß sie kaum zu atmen vermag, so gelangt sie doch rüstig und glücklich in freiere Weiten. Wäre ich ein Riese, so möchte ich mich einmal in den Karlsbader Kessel legen, die Ellbogen auseinanderspreizen und die zudringlichen Felsen gehörig beiseite schieben. Ist man unten angelangt, so mutet diese Enge bald ganz heimlich an. Die freundliche Stadt, die mit ihren Häusern jetzt schon bis zum Bahnhof hinaufgeklettert ist — dort oben läßt ihre Toilette allerdings manches zu wünschen übrig —, hat sich von Jahr zu Jahr

mit immer schöneren Anlagen geschmückt, und für den, der jung und reich und gesund ist, kann es gar nichts Angenehmeres und Vergnüglicheres geben, als Kurgast in Karlsbad zu sein.

Nirgends in der ganzen weiten Welt findet man ein Schauspiel wieder wie jenes, das sich alle Morgen zwischen dem Mühlbrunnen mit seiner pompösen Säulenkolonnade und dem Sprudel auftut. Wer eine Nation oder ein Nationchen ausfindig machte, die bei dieser Völkerpromenade nicht vertreten wären, verdiente einen ansehnlichen Preis. Da nun die proletarischen Magenbeschwerden vor den Karlsbader Quellen genau so viel gelten wie ein bürgerlicher Gallenstein und eine hochadlige Diabetes, so finden sich auch alle sozialen Schichten in ihren verschiedenartigsten Abstufungen in diesem Bade und an dieser Stelle zusammen. Das Glas in der Hand oder hirschfängerartig an der linken Seite hängend, auf die strenge Erfüllung der Kurvorschriften ernst bedacht, wandelt hier der Schullehrer aus Ostpreußen neben dem Mitgliede der französischen Akademie, der Bootsführer aus Kopenhagen neben dem Reeder aus Hamburg, der Schankwirt aus Pardubitz neben dem Brauermillionär aus New-Orleans, der Schneidermeister aus Mainz neben dem Botschafter Ihrer großbritannischen Majestät am Wiener Hof, der preußische Invalide neben dem spanischen Marschall, der Zuckerbäcker aus Innsbruck neben dem Bildhauer aus Neapel, der Schriftsteller aus Christiania neben dem Pascha von Rhododendron, der Kardinal aus Rom neben dem Mönch vom Berge Athos, der kleine Geschäftsmann aus Ulm neben dem fürstlichen Krösus aus Tomsk, der Maharadscha von Gwaikowar neben dem langlockigen Schnorrer aus Lodz, — kurzum, Krumen von allen Tischen der Erde sind in dieses Tal herabgefallen, und die Differenzierung der Frauen ist, wenn möglich, noch eine viel größere. Aber wir wollen uns das Beste für zuletzt aufheben und von ihnen erst später sprechen. (Ich bitte den Herrn Setzer, vorläufig einen recht schönen Seufzer hierherzudrucken.)

Wer ein Weltbad wie dieses nach längerer Zeit wieder

einmal besucht, wird leicht zwei Wahrnehmungen machen, die sich direkt zu widersprechen scheinen: in der Hauptsache ist alles geblieben wie es war, und im wesentlichen ist alles von Grund aus anders geworden. Geblieben ist die äußere Form menschlicher Lebenserscheinungen; das Individuelle, das darin steckt, ist in beständigem Wechsel begriffen. Als Chider zum letztenmal am Karlsbader Mühlbrunnen war, kann es daselbst nicht viel anders ausgesehen haben wie heute und wie es in dreißig und fünfzig und hundert Jahren aussehen wird. Und doch, welch grausame Veränderungen wieder bringt selbst eine kurze Spanne Zeit uns eindringlich zum Bewußtsein! Der vorüberflutende Menschenstrom führt eine Menge Leute mit, die man von da- und dorther kennt, viele persönlich, die meisten vom Sehen. Man ist den einen erst unlängst begegnet, die anderen hat man lange nicht erblickt, an die dritten hat man gar nicht mehr gedacht. Und nun, da man sie, oft wohl nach unsicherer Musterung, wieder findet, tauchen die alten Bilder auf, die man von ihnen in der Erinnerung trägt; man vergleicht sie mit den Revenants, die hier im vollen Licht des Julimorgens an uns vorbeiziehen, und mit einem kalten Schauder empfindet man die jammervolle Hinfälligkeit alles Lebenden. Ein paarmal nur ist unsere Erde um die Sonne gerannt, und diese knappe Frist hat hingereicht, die kräftigste Jugend zu brechen, die blühendste Miene mit Furchen zu bedecken, das lachendste Auge für immer zu verschleiern und den trotzigsten Kopf mit Reif und Schnee zu bestreuen. Wir gestehen es offen ein: würden wir diese furchtbaren Verwüstungen des Lebens bloß an den andern bemerken, so wären wir gewiß recht betrübt, aber wir würden uns, wie wir unseren Charakter kennen, mit der Zeit zu trösten wissen. Das eigentlich Empörende, ja geradezu Niederträchtige ist jedoch die Tatsache, daß die andern genau das gleiche, das wir an ihnen wahrnahmen, auch an uns festzustellen die Stirn haben, und daß wir in einer ganzen Anzahl von Augen das folgende Selbstgespräch zu lesen sicher waren: „Himmel! ist das nicht . . .? Unmöglich! . . . Aber nein, ich irre mich nicht, er ist es

wirklich! Mein Gott und Herr, wie hat sich dieser Mensch verändert! Ist der alt geworden und häßlich, das heißt, schön war er nie, aber er war doch wenigstens nicht so abschreckend!“ Wie man zugeben wird, gibt es heiterere Eindrücke als kritische Bemerkungen solcher Art. Bisher haben wir bloß den Grundsatz gehabt, keiner Trauung und keiner Beerdigung beizuwohnen, weil man in einem gewissen Lebensalter gut daran tut, der Macht des bösen Beispiels aus dem Wege zu gehen. Von heute an setzen wir uns noch ein drittes vor: nie wieder nach Karlsbad zu kommen. Die Zeit mag sich noch so angelegentlich um uns bekümmern, — wir nehmen von ihr keine Notiz mehr. So schrieb Kant, als ihm sein treuer Diener Lampe gestorben war, in sein Notizbuch: „Erinnere dich, ihn zu vergessen!“

Von allen Uhren Karlsbads, hell, fein, dumpf und brummig, schlägt es acht. Die Frühkur geht zu Ende, am Mühlbrunnen wird es leer. In dichten Scharen ziehen die Kurgäste durch die Straßen, um sich nach alter Sitte selber ihr Morgengebäck einzukaufen und in einem der vielen Cafégärten in und vor der Stadt das Frühstück zu nehmen. Wir folgen ihrer Wanderung, schlendern an den eleganten Verkaufsläden hin und werfen einen Blick hier auf einen Buchtitel, dort auf ein Sortiment herrlicher Rosen, in deren Zucht Karlsbad so Hervorragendes leistet, dann in die reiche Auslage eines Juweliers, dem wir sogleich einen größeren Auftrag erteilen würden, wenn es einem gebildeten Manne nicht mitunter schwer fiele, der Dame seines Herzens einen Smaragdschmuck zu kaufen. Auch auf diesem Spaziergange treffen wir einen Frankfurter Landsmann: Goethe.

Es ist sicher ein großer Vorzug, wenn eine Quelle neben einer durch Jahrhunderte bewährten Heilkraft und außer den üblichen analytischen Spuren von flußspatsaurem Kalk oder phosphorsaurer Tonerde auch noch Spuren von dem Aufenthalt eines großen Mannes aufzuweisen hat. Allein ich kann mir nicht helfen: auch die Pietät gehört zu jenen Tugenden, die leicht ausarten. Schreitet man

über die Alte Wiese und sieht man an einer ganzen Flucht von Häusern die Respektstafel mit der Inschrift: „Hier wohnte Goethe" und gleich darunter die Anzeige: „Logis zu vermieten", so geraten die Gefühle des Spaziergängers in eine seltsame Zerrissenheit, denn wer in aller Welt wäre mit Andacht so vollgeladen, daß er vor einem Dutzend geweihter Orte mit der gleichen Inbrunst seine geistige Notdurft verrichten könnte! Die Karlsbader Wohnungsvermieter setzen anscheinend einen Ehrgeiz darein, den Dichter beherbergt zu haben, und wenn dieser Kultus nicht eingedämmt wird, dürfte es in der Stadt bald kein Haus geben, auch kein neugebautes, in dem Goethe nicht gewohnt hätte. Vielleicht nimmt sich der Herr Professor, der, wie wir hören, gegenwärtig an einem mehrbändigen Werke arbeitet: „Goethes Gewichtsziffern während der Karlsbader Badekuren und ihr Einfluß auf die Orthographie im zweiten Teil des ‚Faust', auf Grund der polizeilichen Meldungszettel bearbeitet", — vielleicht nimmt sich der Herr Professor die Mühe, die Dreibundsmächte zu einem gemeinsamen Vorgehen wider den Mißbrauch mit den Karlsbader Goethetafeln zu veranlassen. Diese Verschwendung von Ehrfurcht wirkt auf den Beschauer so abstumpfend, daß man bereit wäre Hurra zu rufen, wenn man bloß ein einziges Mal auf schimmerndem Marmor die Tatsache verewigt fände: „Hier wohnte Friederike Kempner". Einen wirklich lebendigen Eindruck dagegen empfängt man, wenn man des Hauses ansichtig wird, in dem Peter der Große geweilt hat, wenn uns persönlich auch sonst vom ganzen Russentum nicht viel mehr sympathisch ist als der Kaviar. Aber hier stellt sich gleich eine stärkere Vorstellung ein. Man sieht den Mächtigen mit den flammenden Blicken am Fenster stehen; man hört die Holztreppe unter den Tritten des muskulösen Mannes krachen; man sieht, wie er, bevor er sich aufs Pferd schwingt, den breiten Kragen seines Reitermantels in die Höhe zieht, daß das ungebändigte Haar dem sich Neigenden in wirren Strähnen über die knochige Stirn fällt; man empfindet einiges von der gewaltigen Kraft, die in diesem Manne gelebt und

das neue Rußland mit dem Schwerte, dem Henkersbeil und der Zimmermannsaxt geschaffen hat.

Verfolgt man etliche Minuten den Lauf der Tepl, so sieht man etwas Weißes durch das Gebüsch leuchten. Ist man ein bißchen kurzsichtig, so hat man das Recht, zu vermuten, daß Karlsbad das Andenken Sir Francis Drakes durch die monumentale Darstellung einer enormen Marmorkartoffel geehrt habe. Erst wenn man am Fuße des Denkmals steht, bemerkt man, daß man es mit jener Büste Goethes zu tun hat, die vor einem Jahrzehnt dem erlauchten Kurgast gewidmet worden ist. Der verschwollene Kopf eines kurzhalsigen Greises starrt mit hervorquellenden Augen (Morbus Basedowii) aus einer winterlichen Wüste von Verhüllungen ins Weite. Das ist nicht Prometheus, der die Götter verlacht, nicht der Goethe unserer Liebe, nicht der Goethe, wie ihn Rietschel erschaut und gestaltet hat. Wenn dies wirklich der Mann ist, dem die Gedenktafeln auf der Alten Wiese gelten, so erklären wir rund heraus, daß Goethe trotz aller Briefe und trotz des berühmten Tagebuchs gar nie in Karlsbad gewesen ist, sondern daß irgend ein Pseudo-Goethe auf Grund einer flüchtigen Ähnlichkeit mit dem Titanen einige Jahre hindurch widerrechtlicherweise die Verehrung der hiesigen Logisvermieter usurpiert hat. Jedenfalls war es ein Fehler, den Dichter zu zeigen, wie er, mit allen unschönen Gebresten des Alters behaftet, nach Karlsbad kommt und sich anschickt, leidvoll die Kur- und Musiktaxe zu erlegen; man hätte ihn darstellen müssen, wie er nach Beendigung der Kur von den Wunderquellen Abschied nimmt: um zwanzig Jahre verjüngt, innerlich gekräftigt, mit einem Riesenappetit gesegnet und das Ziel zärtlich-umflorter Frauenblicke. Oder besser noch in beiden Gestalten, wie die Erfinder von Haarketten und Bartpomaden ihre Kundschaften abzubilden pflegen.

Überhaupt scheint der Boden Karlsbads für monumentale Verewigungen nicht sehr günstig zu sein. Der Wanderer, der dem „Posthofe" zuschreitet, wird auf diesem Wege, dessen Felswände ohnehin mit allerlei Poesie be-

schmiert sind, durch einen düsteren Obelisken aus seinen Frühstücksträumereien aufgescheucht. Um in Erfahrung zu bringen, wer an dieser Stelle begraben liege, tritt man natürlich näher und findet nun mit einiger Verwunderung, daß ungarische Kurgäste ihrer Dankbarkeit für die Heilkraft des Bades durch Errichtung dieses melancholischen Denksteins Ausdruck zu geben wünschten. In magyarischer und deutscher Sprache sowie in schlechtem Französisch werden hier die genugsam bekannten Vorzüge Karlsbads in schwarzem Marmor inseriert. Kann es für die löbliche Empfindung der Dankbarkeit eine irrigere Adresse geben als diese? Ist es nicht töricht, das Leblose zu ehren, da so viel Lebendiges leidet? Bedarf die Naturkraft, die diese Berge zusammengeballt und den dampfenden Wassern aus dem Erdinnern die Wege gebahnt hat, eines Obelisken? Der Dürftigen gedenke man, der armen Kranken, der hundert Ziele öffentlicher Wohlfahrt. Man speise die Hungernden, man begründe oder unterstütze humane Anstalten, man errichte Versorgungshäuser, Spitäler, Bibliotheken, und wenn man auch mit diesem letzten Vorschlage häufig den Eunuchen zumuten würde, einen Serail zu stiften — alles wäre besser als diese prahlerische und sinnlose „Dankbarkeit".

Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs in Karlsbad bildet bekanntlich das Etablissement Pupp, eine kleine Stadt inmitten der Stadt und in beständigem Wachstum begriffen. Man kann hier mit dem größten Behagen sein Leben verbringen, ohne daß man nötig hätte mehr Mühe aufzubieten, als erforderlich ist, um von einem Tische aufzustehen und sich an einem andern niederzulassen. Am Nachmittage, wenn die treffliche Kapelle ihre Weisen ertönen läßt, zieht hier die Flut des Karlsbader Publikums in ihrer ganzen glänzenden Fülle vorüber und bietet unzählige Novellen-, Roman-, Lustspiel- und Tragödienstoffe. Bloß aufheben müßte man sie und abschreiben, und dann braucht man bloß noch ein Dichter zu sein, um ein Dichter zu werden und ungeheure Honorare und Tantiemen einzustreichen. Und natürlich kommen wir jetzt endlich zu den Frauen, und während wir diese Zeilen mit Rücksicht auf die Hitze bisher in Hemdsärmeln geschrieben haben,

ziehen wir nunmehr den Bratenrock an, nehmen einen frischen Kragen um, stecken eine neue Feder ein und überprüfen unsere flüchtigen Notate:

Miß A., die Tochter eines bekannten englischen Staatsmannes, etwas überlebensgroß, aber untadelig gewachsen, Teint pfirsichfarben, Haar makartrot, hinten in einen dicken Knoten zusammengesteckt.

Fräulein B., Heroine des Gerolsteiner Hoftheaters, nicht mehr ganz jung, aber, wie die Franzosen sagen: svelte und potelée. Ebenso wie Herschel aus den Kornpreisen in England die Häufigkeit der Sonnenflecken berechnen konnte, möchten wir aus den koketten Leberfleckchen dieser Dame auf die Zahl der Rollen schließen, die einer Rivalin in der abgelaufenen Saison zugeteilt worden.

Madame C. aus Bukarest, heut nicht mehr allzu gefährlich, außer für Gymnasiasten, aber noch immer elegant und nicht ohne Witz. Als ihre beste Freundin ihr seinerzeit hinterbrachte, ihr Mann, der Senator, betrüge sie, antwortete sie ruhig: „Wie? sollte er mir treu geblieben sein?“

Fräulein D., Chansonettensängerin, pechschwarzer Foulard, kohlschwarze Augen, rabenschwarzes Haar, kann im Notfall ihr Strumpfband als Taillengürtel tragen; ihre Füße würden ein Aschenbrödel vor Neid weinen machen.

Frau E., eine wunderbare Blondine mit den Augen eines Kindes, das zur Konfirmation geführt wird, neunzehn Jahre alt und schon zweimal geschieden. Soll unsagbar unbedeutend sein und hat deshalb einen ganzen Hofstaat von Verehrern um sich; von dem einen ihrer Anbeter läßt sie sich den Fächer, vom zweiten den Sonnenschirm, vom dritten das Zuavenjäckchen, vom vierten das Rosenbukett und vom fünften die Fußbank nachtragen. Neuer Beweis für die Wahrheit, daß die Männer sich seit Jupiter am leichtesten in Kühe verlieben.

Fräulein F., Bankierstochter aus Berlin, anerkannt die größte Schönheit von Karlsbad. Sie ist zwar etwas windschief gebaut, sommersprossig und mit einem Schnurrbart gesegnet, wie ihn nur wenige Husarenoffiziere besitzen, aber sie bekommt verbürgtermaßen eine Mitgift von vier Mil-

lionen Mark und besitzt außerdem zwei steinreiche, schlagflüssige Tanten.

Mistreß G., eine Deutsch-Amerikanerin vom besten Petroleum-Adel mit faustgroßen Brillanten im Ohr, am Arm, an der Brust und Gott weiß, wo sonst noch. In ihrer Heimat war sie Hökerin; jetzt, da sie reich ist, möchte sie auch gebildet sein und nimmt seit mehreren Jahren Schreibunterricht, denn sie hegt den geradezu brennenden Wunsch, ihren Namen unterzeichnen zu können.

Fürstin H., ehemals deutsche Erzieherin in einer englischen Familie, die auf ihrer italienischen Besitzung lebte. Eines schönen Tages oder vielmehr eines schönen Abends — nein, wir wollen lieber gleich sagen: in einer schönen Nacht, denn dies kommt der Wahrheit am nächsten — hatte der Fürst sie kennen und lieben gelernt. Päpstlicher Dispens, denn er war verheiratet, und glänzende Trauung in der Madeleinekirche. Faure hat dabei gesungen.

Frau v. J., eine graziöse, zierliche Erscheinung, an der Seite ihres Gatten, eines Mannes der großen Politik. Man verlangt viel von einem Diplomaten; er soll kalt sein wie Eis, hart wie Stein, glatt wie ein Aal, neugierig wie eine Hebamme, klug wie eine Schlange, beweglich wie ein Wetterhahn, vorsichtig wie ein Fuchs, herzlos wie ein alter Gefängniswärter. Der korpulente Herr mit dem grauen englischen Kapitänsbart mag alle diese Eigenschaften besitzen, aber an die Staatsweisheit, mit der seine kleine Frau ihre verwickelten Herzensgeschäfte lenkt und verdeckt, reicht seine Kunst auch nicht entfernt hinan.

Frau K., die geschiedene Frau eines Dichters, die sich auf Zarathustra berufen darf: „Wohlan, ich habe die Ehe gebrochen, aber zuerst hat die Ehe mich gebrochen.“ Wer ihn kennt, wird sie milde richten. Früher viel gefeiert, jetzt ganz vereinsamt. Der übliche Dekorationswechsel des gesellschaftlichen Lebens.

Fräulein L. — nein, genug der Indiskretionen, zumal wir sehen, daß zur Aufzählung dessen, was Karlsbad an Pikanterien bietet, das Alphabet doch nicht ausreichen würde. Nur noch rasch ein Wort über die Toiletten. Wir

denken nicht daran, sie zu beschreiben, denn für ein Unternehmen solcher Art hätte selbst ein schrift- und sangeskundiger Mann wie König David mehr als hundertfünfzig Psalmen gebraucht. Nur so viel sei gesagt, daß die Eleganz in den ungeheuerlichsten Raffinements zutage tritt, und daß die Mode von gestern hier bereits prähistorisch ist.

Ja, dieses Karlsbad ist zur Saison eine wahre Ausstellung von Frauenschönheiten, und unaufhörlich richtet sich das Wort Napoleons vor unseren Augen auf: „Auf der Wahlstatt der Liebe gibt es nur einen Sieg: die Flucht!" Hier ist der Ort, wo unser lieber Freund Paul de Kock geklagt haben könnte: „O, diese Frauen! Ich studiere sie nun schon an die fünfzig Jahre und bin noch nicht weiter als am ersten Tag. Sie kommen mir vor wie die Hieroglyphen, die jeder Gelehrte erklären will, von denen aber keiner etwas versteht!" Wie die Hieroglyphen, das ist die Wahrheit. Kennt man nicht den lustigen Streit um die punische Inschrift, von dem Denizet in seinen „Mensonges de la science" erzählt? General Duvivier hatte das Epitaph wie folgt entziffert: „Hier ruht Hamilkar, der Vater Hannibals; auch jenen liebte das Vaterland so wie diesen; die Feinde zitterten vor ihm." Da aber kam De Saulcey und wies nach, daß der Text dieser Tafel richtig so zu lauten habe: „Die Priesterin der Isis errichtete dieses Standbild dem Frühlinge, den Grazien, den Rosen, welche die Welt entzücken und fruchtbar machen." Und als die Académie des inscriptions et des belles lettres in ihrer Verlegenheit einen dritten Gelehrten einlud, zwischen den Ansichten seiner beiden Kollegen zu entscheiden, brachte dieser glücklich den Text heraus: „Dieser Altar ist gewidmet, um den Zorn der Göttin aller Winde und Stürme zu besänftigen."

Hieroglyphen, wohin wir auf der Promenade von Karlsbad blicken, kleine und große, blonde und brünette, Hieroglyphen in Samt und Seide, in Mousseline und Surah, bescheiden und stolz, schüchtern und herausfordernd, ernst und fröhlich und lieblich und entzückend, — lauter Zweifel, lauter Rätsel, lauter Fragen, und ein Narr wartet auf Antwort. Wir unserseits nehmen lieber ein kaltes

Douchebad, schnüren unser Bündel und lenken die Gedanken angelegentlichst auf eine schwierige Integralrechnung; allein wenn wir weiter oben auf der Höhe des Bahnhofs stehen und ein letztes Mal in die grüne Schlucht hinabblicken, können wir doch nicht umhin, nochmals tief aufzuseufzen: Lebwohl, Karlsbad!

Marienbad, 10. Juli.

Für gewöhnlich bilde ich mir auf meine Menschenkenntnis nicht viel ein, denn ich bin kein Misanthrop, und wer die Menschen liebt, kennt sie nicht, das heißt also: wer sie kennt, liebt sie nicht. Aber das eine weiß ich genau: hätte mich die Vorsehung für eine höhere Laufbahn ausersehen und wäre ich beispielsweise auf den verantwortungsreichen Posten des Bahnhofsportiers von Eger berufen worden, so würde ich die Passagiere, die hier aus aller Welt zusammenströmen, stets auf einen einzigen Blick und ohne jemals zu irren in die nach den drei böhmischen Hauptbädern abgehenden Züge zu sortieren wissen. Hierfür einige Beispiele:

Man kommt angefahren, das Gesicht in allen Schattierungen, vom Quittengelb bis hinauf ins malerische Gorgonzolagrün, einem eingeschrumpften Apfel gleich, der den Winter über in der Vorratskammer gelegen; die Augenbrauen stachlig wie Zahnbürsten und zwischen ihnen eine tiefe Falte, die bei dem, der sie besitzt, einen sehr geringen Grad von Heiterkeit vermuten läßt; der Mund zusammengezogen wie ein Tabaksbeutel. Kaum hält der Zug, so zankt man mit dem Kondukteur, der die Coupétür zu spät öffnet. Dann zankt man mit dem Träger, der den Koffer etwas unsanft auf den Boden niedersetzt. Dann zankt man mit den Steuerbeamten, die dreist genug sind, zu behaupten, daß dreihundert Stück Zigarren den Tagesbedarf eines Reisenden überschreiten. Man zankt mit dem Kassier, der eine Note der Bank von Marokko anzunehmen sich weigert. Man verlangt das Beschwerdebuch, um wider diese unerhörte Behandlung Verwahrung einzulegen; Schlußschnörkel: „So etwas ist nur in Österreich möglich!" Man rennt ingrimmig auf dem Perron umher, zieht alle fünf Minuten zehnmal die Uhr,

knirscht vor Zorn, weil die Fahrt immer noch nicht weiter geht, mißt die behaglich schmausenden Mitreisenden mit giftigen Blicken, reißt den Hut herunter, weil es unerträglich heiß ist, stülpt ihn wieder auf, weil es unerträglich zieht, — als gebildeter Bahnhofsportier würde ich auf den Fremden ohne weiteres zutreten und ihm höflich bedeuten: „Mein Herr, Ihr Zug steht bereit; Sie gehen natürlich nach Karlsbad . . ."

Sie liegt langausgestreckt in den Polstern und wird aus dem Coupé förmlich herausgehoben, um, ein Bild menschlicher Hinfälligkeit, sogleich wieder in einen Fauteuil des Wartesaales zu sinken. Sie erschrickt, wenn neben ihr sich jemand räuspert; sie verfärbt sich, wenn in der Perronhalle eine Lokomotive pfeift; sie gerät außer sich, wenn der Portier zum ersten Läuten (jawohl, in Österreich läutet man noch!) an die Glocke schlägt. Ihre Blicke sind beschäftigt, entweder den Himmel um Erbarmen anzurufen oder die Reisetoiletten der anderen Damen mittels einer langstieligen Lorgnette zu mustern. Sie ist bereit, jeden Moment in Ohnmacht zu sinken, vorausgesetzt, daß gerade ein distinguierter Herr in der Nähe wäre, sie aufzufangen, und ist dies nicht der Fall, so ist sie fest davon überzeugt, daß nur eine übermenschliche Willenskraft sie inmitten der ärgsten Anfechtungen dieses Lebens aufrechthält. Alle ihre Taschen sind mit englischem Riechsalz und Pralinés gefüllt, und es wäre eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit, anzunehmen, daß sie anderswohin gehe als nach Franzensbad . . .

Behäbige Verkörperungen der Geduld, des Frohsinns und des höchsten Wohlwollens mit munteren, kugelrunden Gesichtern und flinken, lustigen Äuglein. Man wandelt gemächlich durch den Bahnhof und verlangt von der übrigen Menschheit anscheinend nichts weiter, als daß sie so gefällig sei, rechtzeitig auszuweichen. Man bespricht eingehend die Erlebnisse auf der Mittagsstation, lobt den Braten, der dort serviert worden und der beinahe so gut gewesen wie zu Hause, und trinkt ein Bier. Man prüft mit Sachkenntnis die Ausrüstung des Büfetts, trinkt rasch noch ein Bier, prüft die Etiketten der Weinflaschen, scherzt mit der Kas-

siererin, steigt, nachdem man rasch noch ein Bier getrunken, wohlgemut in ein volles Coupé und fährt selbstverständlich nach Marienbad ...

Die Einfahrt in Marienbad ist nicht so erquicklich wie in anderen Jahren. Auch hier, wo es soviel Fülle gibt, hält die Dürre seit Wochen an, und unter den Rädern der Wagen wirbelt der Staub himmelhoch auf. Erst auf der Höhe der Kaiserstraße, im Bereich des eigentlichen Bades, wird man den lästigen Gesellen los, findet man das alte, liebe, tiefgrüne Tal wieder, bei dessen Erschaffung die Natur so viel Erfindung und Geschmack bewiesen hat, dieses Tal mit seinen freundlichen Matten und seinen sanften Höhen, mit seinen friedlichen Gärten und seinen schattigen Laubgängen. Wie man weiß, ist Marienbads Hauptvorzug neben seinen Quellen der Wald. Es ist dies kein gewöhnlicher Bergwald, zu dem man erst mühsam emporklimmen muß, — wo immer man einen Fuß vor den anderen setzt, ist er da, gleich und überall; fast kommt er uns entgegen wie jener berühmte von Birnam; — er zwängt sich zwischen die Häuser der oberen Stadt und scheucht sie schier ins Tal zurück und macht ihnen jeden Zollbreit Bodens streitig. Prächtige Wege führen, unmerklich ansteigend, stundenweit in die Runde. Die hochstämmigen Nadelbäume pressen ihre Wipfel so dicht aneinander, daß selbst diese grausame Julisonne kaum imstande ist, ihr Licht auf den Boden tropfen zu lassen. In den Zweigen flackert es ein wenig, aber die Gelände und Mulden sind in wohliges Dunkel gehüllt, und mit tiefen Atemzügen begrüßt, wer sich zu der Religion des Waldes bekennt, diese schöne Einsamkeit.

Ein Spaziergang zum Mecserytempel oder zur Amalienhöhe oder noch weiter hinaus, wo längst keine weißen Kleider mehr zwischen den Baumstämmen schimmern, ist eine gute Vorbereitung auf den starken Kontrast der nachmittägigen Kurpromenade zwischen Kreuz- und Ferdinandsbrunnen. Marienbad ist nicht gerade überfüllt, aber die Wirte, Vermieter, Händler und Handwerker der Stadt haben keine Ursache, über die Saison zu klagen. Kaum

haben die Herren der Kurkapelle mit den tadellos gebügelten Zylinderhüten ihre Instrumente gestimmt, so wird es auf dem Platze lebendig. Von allen Seiten strömen, schnaufen und schieben sich die Kurgäste herzu und mischen sich zu einer Versammlung von höchst internationalem Charakter. Man könnte allen Völkern der Erde mit einem Heber Proben entnommen und in ein einziges Faß gegossen haben. Alle Zonen, alle Rassen, alle Sprachen, alle Kulturgrade und alle Moden vergegenwärtigen die babylonische Verwirrung unserer Welt. Das rauscht und flattert durcheinander und plaudert und lacht und mustert sich und mokiert sich und liebäugelt und flirtet — o ja, es wird in Marienbad hübsch viel geflirtet — und rangiert sich schließlich in zwei endlose Reihen, jedes mit seinem Glas bewaffnet, um langsam zu der Quelle vorzurücken und das wundertätige Wasser in sich hineinzuschütten. Aber noch weit erstaunlicher als die nationale Vielseitigkeit in dem bewegten Bilde des Kurverkehrs ist der Reichtum an den absonderlichsten Menschenformaten, die man hier gratis, ohne den Eintrittspreis einer Schaubude, zu sehen bekommt. Er, der auf allen Münzen und Denksteinen selber ein Vorbild erhabener Magerkeit ist, der große Cäsar, — nach Marienbad hätte er reisen müssen, als er seinerzeit den Wunsch aussprach, dicke Menschen um sich zu haben. Man erblickt Gestalten, die aus der Alluvialzeit zurückgeblieben sein könnten, wahre erratische Blöcke, mit Rücken- und Brustkurven, die weit über jedes menschliche Maß hinausgehen, mit Sitzgelegenheiten, für die selbst in dem so bequemen Frankfurter Opernhaus kaum zwei Parkettplätze ausreichen würden. Und leider ist es vorwiegend das schwache Geschlecht, welches das Recht, stark zu sein, das dieser Ort ihm gibt, ganz ungebührlich in Anspruch nimmt. Es fehlt nicht an Vertreterinnen des Ewigweiblichen, die man von weitem für verwitterte Pfeiler römischer Wasserleitungen zu halten geneigt wäre, und Gewichtsziffern von hundertzwanzig Kilo aufwärts sind bei ihnen durchaus nichts Seltenes. Wie eine Dame von solcher Schwere jemals unter Umständen eine leichte Person sein könnte, vermag ich beim besten Willen nicht herauszubringen.

Das, was allen diesen verschiedenartigen Bestandteilen des Kurpublikums, dieser wahren Menschenmosaik, gemeinsam ist, ist das angelegentliche und ausschließliche Interesse für die Kur. Jeder Gedanke richtet sich auf die Erfüllung ihrer Vorschriften, und jede Sorge auf die Beobachtung ihrer Wirkung. Was die Sitte sonst streng zerteilt und verbirgt, einigt sie und bringt sie hier mit schöner Offenherzigkeit an den Tag. Zwischen den geistreichsten Menschen und den ausgeprägtesten Schwätzern gibt es keinen Unterschied mehr; ihr Gesichtskreis beschränkt sich auf die intimeren Funktionen des menschlichen Organismus. Nicht umsonst ist Marienbad das europäische „Hier!" Von diesem Orte zu reden und ihn zu schildern, ohne der berechtigtsten Natürlichkeiten des Daseins zu gedenken, wäre eine pure Unmöglichkeit. Leider ist es eine Tatsache, daß unser Zeitalter in demselben Maße an Dezenz der Form zunimmt, in dem es sich in der Dezenz der Dinge von der schlichten Aufrichtigkeit der Vorfahren entfernt. Was für eine gesunde, kernhafte Zeit muß es doch gewesen sein, als die Menschen mit der großen Lehrmeisterin noch auf dem Duzfuß standen und von dem Gifte heuchlerischer Zimperlichkeit noch nicht erfaßt waren! „In ructu crepituve ventris salutare hominis est plus satis urbani", sagt der wackere Erasmus zu Beginn seiner Kolloquien, woraus man beruhigt schließen darf, daß man in solchen Fällen einstmals das Glückwünschen, wie noch jetzt beim Niesen, für ein Erfordernis der guten Lebensart gehalten hat. In Marienbad nähert man sich erfreulicherweise den alten, einfältigen Sitten, läßt der Natur ihr Recht und versteckt nicht, was allen in gleicher Weise am Herzen liegt, unter einer blumigen Sprache. Den Dialog der Kurgäste zu belauschen, der gewöhnlich mit dem Satze abbricht: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!" ist unter solchen Umständen eine sehr fesselnde Beschäftigung.

Aber angesichts der vorüberflutenden Menge beeile ich mich, einem Mißverständnis vorzubeugen: es gibt in Marienbad nicht bloß weibliche Kolli, sondern gottlob auch Damen mit Taille, mit hervorragender Taille, ein ganzes Rudel gutgewachsener Frauen und Mädchen, Schönheiten in allen Abstufungen und Altersgraden, die ganze Klaviatur

der Typen, von dem blauäugigen Gretchen beginnend, das in der vollen Unbefangenheit seiner siebzehn Jahre an der Seite der breithüftigen Mutter umhertrippelt, bis zu der brünetten Juno, die, voll aufgeblüht und ihres Zaubers bewußt, mit königlichem Stolze durch die sich öffnenden Reihen schreitet. Empfängliche Beobachter müßten ein Repetierherz in der Brust tragen und die Fähigkeit besitzen, sich fünfmal in der Sekunde zu verlieben, wenn sie all diesen Reizen gebührend huldigen wollten.

Nicht ohne Vorteil ist es, wenn man von ungefähr auf einen ortskundigen Freund trifft, der zu den Erscheinungen der Promenade die entsprechenden botanischen Bezeichnungen liefert: „Sehen Sie jenen Herrn dort mit dem struppigen Bart und der schwarzen Tellermütze? Ist einer der reichsten Männer Rußlands; hat unermeßliche Zwetschenmusgruben am Ural . . . Und jener junge Mann mit den roten Wangen und den schläfrigen Augen? Sitzt im englischen Oberhause, trägt einen historischen Namen und ist einer der heftigsten Gegner Gladstones; die kleine pikante Dame neben ihm hat mit ihren Zähnchen schon manches niedliche Vermögen zerbissen; sie gehört zum Pariser Gymnasetheater und hat bereits die bedeutendsten Rollen erfolgreich kreiert; zum Beispiel die: „Monsieur est servi!“ . . . Und die Gruppe von Herren und Damen dort? Muster aus den besten Weinjahren des österreichischen und ungarischen Adels, lauter Leute, die, wenn ihnen etwas Menschliches passiert, in den Zeitungen die berüchtigte Spitzmarke erhalten: „Aus dem High-life“ . . . Dort sehen Sie den Marquis Gallifet, noch immer eine elegante Reitergestalt, und der kleine rundliche Herr hinter ihm ist Léon Say, und der Mann, mit dem er spricht, der mit dem Araberkopf, ist einer der Führer der Pariser Haute Banque . . . Und da, die Dame mit den großen Brillantringen auf den etwas zerdrückten weißen Handschuhen ist eine spanische Tänzerin, um die schon eine Königin Tränen vergossen . . . Und jene Matrone, die unter ihren Blumen aussieht wie ein wohlgepflegter Grabhügel, hat die bewegteste Vergangenheit hinter sich, die man sich denken kann; um ihretwillen

haben sich die Männer dutzendweise erschossen, erhenkt, vergiftet, ins Wasser geworfen, „Caetera quis nescit“, wie Ovid sagt; sie wird täglich um dreißig Jahre jünger, morgens bei der Frühkur gibt man ihr gern und gut fünfundfünfzig Jahre, und jetzt, nachdem die Kammerfrau ihres Amtes gewaltet . . .“

Ich faßte den Sprechenden am Arm; eine neue Erscheinung hatte sich genähert, eine junge, schöne Dame von einer so vollkommenen Eleganz der Toilette, daß selbst die Löwinnen der Mode es nicht verschmähten, stehen zu bleiben und ihr nachzublicken. Sie wurde sogleich die Sensation der Promenade.

„Aha, Sie möchten wohl wissen, wer das ist? Kann ich Ihnen sagen. Ist erst gestern aus Wien angekommen. Sie ist eine Vestalin!“

Ich blickte meinen Führer etwas erstaunt an.

„Jawohl, eine Vestalin! Auch sie lebt von dem Feuer, das sie entzündet . . .“

Man sieht, man hat in Marienbad Gelegenheit, täglich einer Vorstellung aus der großen Komödie des Lebens beizuwohnen, und zwar einer so reichen, wechselvollen und unterhaltenden, wie gewiß nur wenige Orte in der Welt sie veranstalten können.

Welchen Interessen die Kurgäste nachhängen, haben wir bereits gesehen. Über eine bestimmte enge Grenze der Konversation kommen sie nicht hinaus:

„Trinken Sie auch Kreuzbrunnen? Wieviel Gläser? Ich bloß zwei. Haben Sie schon abgenommen? Drei Pfund? Das ist wenig, ich bin schon beim siebenten Kilo usw.“ Womit die Gäste sich aber die liebe lange Zeit vertreiben, ist ein ungelöstes Rätsel. Jeder, den man nach seiner Tageseinteilung frägt, konstatiert, daß er vor lauter Müßiggang alle Hände voll zu tun habe. Bald muß er nach Bellevue gehen, frühstücken, bald muß er nach der Waldmühle rennen, Mittag essen, bald muß er hinaus zum Egerländer laufen, Kaffee trinken. Kaum hat man acht oder neun Stunden Muße zu einem bißchen Skat oder Poker; beständig ist man auf der Wanderschaft, und

der Tag ist um, ehe man es denkt und ehe man selbst dazu gelangt, einen Blick in die Zeitung zu werfen. Was liegt auch an all den Dingen, mit denen sich die Leute draußen in der Welt das Leben erschweren und verbittern? „Trinken Sie auch Kreuzbrunnen? Wieviel Gläser? Ich bloß zwei!“ usw. wie oben. Alles übrige ist für die milde Diät dieses Tales ohne Belang. Hier ist die Stätte, wo man Narziß Rameau ein Denkmal setzen müßte, weil er die Wahrheit verkündigt hat, daß die Grundlage des menschlichen Glücks eine gute Verdauung sei. Aber alles, was recht ist: es sitzt sich gar gut da oben in der Waldmühle, und wenn man das vielhundertköpfige Publikum mustert und von den lokalen Verschiedenheiten absieht, könnte man manchmal glauben — im Palmengarten zu sein. Wahrhaftig im Palmengarten oder im Forsthaus oder sonst in einem bevorzugten Ort zwischen Bockenheim und Bornheim. Ein freundlicher Zufall hat uns mit angenehmen Landsleuten zusammengeführt. Man plaudert von der fernen Heimat, und der Neuangekommene bemüht sich, alles, was er von dort Neues weiß, zum besten zu geben, leider nur wenig, aber von Herzen. Da schlägt er zufällig die Augen auf, und sein Blick bleibt an einem Nachbartische hängen: ah, auch Frankfurter! Und dann an einem zweiten und einem dritten und einem sechsten und einem zwölften: überall Frankfurter! Unsere Mitbürger bewähren wieder einmal den Ruf ihrer Reiselust und scharen sich hier zu einer ansehnlichen Kolonie aus Frankfurt W. zusammen.

Am Abend, wenn die Promenaden leer geworden, ist es ein artiges Vergnügen, durch die Straßen der Badestadt zu schlendern. Marienbad hat sich in den letzten Jahren tüchtig in die Länge und Quere gestreckt und das eine Bein schon hübsch weit zum Bahnhof vorgeschoben. Es bietet an allen Orten ein Bild fröhlichen Gedeihens, und solange das Wasser seiner Quellen auf und nieder rauscht, wird es auch fernerhin wachsen, vorwärtsschreiten und die Habe seiner geistlichen Besitzer, der Tepler Stiftsherren, mehren. Überall elektrisches Licht, auf den Plätzen, den Wegen, in den Anlagen, den meisten Hotels und Läden und selbst

bis tief in den Wald hinein. Auf der Kaiserstraße gibt es einen veritablen Korso nach südlichem Muster. Durch die Schwüle der Sommernacht lustwandelt dieselbe Menschenmenge, die man schon früh und nachmittags beim Brunnen gesehen, bloß anders gruppiert, und man kann sicher sein, daß man, wenn man an zwei in duftiges Weiß gekleideten Damen vorüberkommt, aus ihrer angelegentlichen Konversation unweigerlich die klassischen Worte erhascht:

„Trinken Sie Kreuzbrunnen? Wieviel Gläser? Ich bloß zwei!“

Franzensbad, im Juli 1893.

Mut? — Was ist Mut? Bei dem einen Pflichtgefühl, bei dem andern Ehrgeiz, bei dem dritten Mangel an Vorstellung, bei dem vierten Eitelkeit, bei dem fünften Verzweiflung, — ja bei vielen ist Mut Feigheit: Furcht vor der Unehre. Wenn ein gebildeter Mensch in Gefahr gerät, schaut er sich um; bemerkt er, daß er allein ist, so läuft er davon, sieht er, daß er beobachtet wird, so gibt er sich Haltung und sucht der Gefahr die Stirn zu bieten. Nach der Meinung Napoleons, der sich auf solche Dinge verstehen konnte, ist der Mut zur Mitternachtsstunde der seltenste von allen. Mr. Prud'homme, der allen Nationen angehört, dekretiert: das Zeichen des echten Mannes ist der Mut. Es ist dies derselbe Herr, der bei jeder Gelegenheit die tiefgefühlte Überzeugung ausspricht, der Selbstmord sei ein Akt der Feigheit. Großartig. Der Biedere sollte sich bloß einmal die Mühe nehmen, einen Nagel in die Wand zu schlagen, einen Strick daran zu befestigen, auf einen Stuhl zu steigen, die Schlinge um den Hals zu legen, den Schemel mit einer eleganten Bewegung der Fußspitzen beiseite zu stoßen und etliche Stunden in dieser legeren Haltung zu verharren, — dann wären wir gern bereit, mit ihm über die Feigheit des Selbstmordes weiter zu verhandeln.

Wiewohl ich mich nun bisher noch niemals umgebracht habe, glaube ich doch nicht, daß ich bedeutend weniger Courage besitze als die Mehrzahl der anderen Leute, die

dies gleichfalls noch nicht getan haben. Die paarmal, da ich in wirklicher Lebensgefahr war, habe ich mich mit leidlichem Anstand aus der Affäre gezogen. Der Sturm auf eine Batterie liegt nicht unbedingt innerhalb der Grenzen des Gebiets, auf dem sich mein Ehrgeiz mit Vorliebe bewegt. Ob ich nachts 12 Uhr über einen Friedhof ginge, weiß ich nicht, da ich um diese Zeit zu schlafen pflege. Wie ich mich einem bengalischen Tiger gegenüber benehmen würde, der mir eines Tages von ungefähr in den Dschungeln der Stadt Frankfurt begegnete, vermöchte ich leider auch nicht mit jener vollendeten Sicherheit anzugeben, wie sie in den Kreisen der Herren Korpsstudenten und Reserveoffiziere gebräuchlich ist. Immerhin glaube ich, mich in meinen eigenen Augen nicht allzutief herabzusetzen, wenn ich eingestehe, daß ich Furcht hatte, als der Schaffner die Coupétür zuschlug und der Zug nach Franzensbad sich in Bewegung setzte, Furcht, blasse, hohläugige, schlotterige Furcht.

Die Fahrt von Eger nach dem berühmten Kurorte dauert nicht so lange, daß man sie Neuvermählten für ihre Hochzeitsreise vorschlagen möchte, denn der junge Ehegatte hätte kaum Zeit, mit belegter Stimme auszurufen: „Ich liebe . . .“, — ehe er das dazugehörige „Dich“ aussprechen könnte, wäre der Zug schon an Ort und Stelle angelangt. Aber Angst kann man während dieser elf Minuten in Überfluß haben. Denn was hat man von Franzensbad nicht bereits alles gehört und gelesen! Ein ganzer Legendenkranz hat sich im Laufe der Zeit um den egerländischen Quellentempel gebildet, zu dem alljährlich viele Tausende von Frauen hinpilgern, wie einstens Juno zu dem Wunderbrunnen von Canathos wallfahrtete. Die erlesensten Leiden mit den wohlklingendsten Namen auf -itis und -ismus vereinigen sich in Franzensbad zu einer solchen Fülle von schönen Fällen, daß jedem Arzte die Wonneschauer des Entzückens über die Haut rieseln müssen. Nirgends in der Welt findet man heiratslustigere Mädchen, nirgends kinderlosere Frauen als hier. Alle Romane sämtlicher Leihbibliotheken der fünf Erdteile können nicht mehr Zündstoff enthalten, als er hier jeden Morgen rabenschwarz aus den

Moorbädern emporsteigt, und der leiseste Zufall kann ihn in Brand stecken und ungeheure Verheerungen anrichten. Ein Feuerwerk, das man in der Pulverkammer eines Kriegsschiffes veranstaltete, wäre nach der Versicherung glaubwürdiger Zeitgenossen ein ungefährlicheres Unternehmen, als wenn ein einzelner Mann es wagen sollte, mutterseelenallein in die Wigwams von Franzensbad einzudringen. An jeder Straßenecke würden ihm köstliche Blumensträuße überreicht werden, auf jeder Promenade würden Fürstinnen und Gräfinnen ihn nach der Höhe seiner Mitgift fragen, abends bei der Cour würden sämtliche Damen Queue machen und ihn um seine Hand bitten, und schließlich, wenn er auch nur ein einziges Aufgebot verweigerte, würde ihm das Schicksal bevorstehen, das, wie die griechischen Blätter seinerzeit gemeldet, Orpheus von den Mänaden bereitet wurde. Und mit solchen Bildern vor Augen sollte ein Mann, der so schüchtern ist, daß er die Augen niederschlägt, so oft ihm eine häßliche Frau begegnet, ohne ein heftiges Angstgefühl sich anschicken können, in Franzensbad einzufahren? Aber im Grunde ist das Schlimmste an Gemütszuständen dieser Art in der Regel der Augenblick, bevor die Sache ernst wird. Ein Kopfsprung beim Schwimmen, das Ausziehen eines hohlen Zahnes, die Einladung zu einem offiziellen Diner — all das sieht sich schlimmer an, wenn man sich darauf vorbereitet, als in dem Moment, da es beginnt. Deshalb und weil auch der Einbruch der Dunkelheit uns zu begünstigen schien, setzte uns der Zug in dem Kurort ab, ohne daß irgend eine auffälligere Naturerscheinung dieses Ereignis begleitet hätte.

Da wären wir also. Ah! Bahnhofstraße, Parkstraße, durch die alten und die neuen Anlagen in die Kaiserstraße, — mein Einzug war nicht entfernt so prachtvoll wie der Alexanders des Großen in Babylon. Franzensbad geht gar zeitig zur Ruhe, und wenn man daselbst ankommt, kann man sich über die Stille in diesem von so unendlich vielen Frauen bewohnten Orte nicht laut genug wundern. In den öden Straßen hallt der Schritt des Wanderers ganz unheimlich wieder. Mitunter sitzen ein paar dunkle

Gestalten vor einer Haustür und flüstern eifrig miteinander. In den leeren Speisesälen der Hotels sind schläfrige Kellner beschäftigt, die Tische abzudecken, und sie messen den verspäteten Ankömmling, der so dreist ist, Hunger zu haben, mit wehmütig-vorwurfsvollen Blicken. Franzensbad gehört um diese Stunde dem Nachtwind, den Sternen, den Träumen und der Einsamkeit. Nur hie und da ist noch Licht in einem Zimmer, und dann fällt der breite, helle Streif auf die Kronen der Kastanienbäume, die sich lispelnd, zischelnd und rauschend von den Vorgängen des Tages unterhalten. In einer Parterrestube sitzt eine Dame am Schreibtisch. Man bemerkt nur ihre Silhouette an der Wand und schließt aus den zitternden Bewegungen der Gestalt, daß die Feder hastig über das Papier gleitet. Vielleicht ist es eine junge Frau, die sich voll Bangigkeit mit ihrem fernen Gatten unterhält, — es soll solche Fälle geben. Vielleicht ist es eine höhere Tochter, die einem verschwiegenen Tagebuche ihr Herz entdeckt. Vielleicht, o Gott! eine Dichterin, die mit der Muse Zwiesprache hält.

Aus einem Hause in der Louisenstraße ertönen die Klänge eines Klaviers. Das Intermezzo aus der „Cavalleria" selbstverständlich, und die Virtuosin befolgt dabei gewissenhaft die Vorschriften der Bibel: ihre linke Hand weiß nicht, was die rechte tut.

Plötzlich wird unten vor der Haustür eine fettige Stimme vernehmbar: „Fräulein Ida, Fräulein Ida!"

Die Musik stockt. Im Rahmen des Fensters erscheint eine weibliche Büste in einem Negligé von unbestimmbarer Tiefe.

Diskant oben (dreigestrichenes C): „Was gibt's denn?"

Vox alta unten (sonores A): „Eine Empfehlung von meiner Gnädigen, und sie tät' recht schön bitten . . . und es wär' schon so spät . . . und sie hat seit drei Nächten kein Auge zugemacht . . . und der Herr Doktor hat gesagt . . ."

Wir fühlen den Blick grenzenloser Verachtung, den der Diskant oben stumm zum Himmel emporsendet. Der feminine Baß verschwindet scheu im Schatten des Hauses. Eine kräftige Hand schließt das Fenster und schlägt das Klavier

zu. Das Licht verlöscht. Die Straße schweigt. Von ferne rasselt ein Bahnzug. Franzensbad schläft.

In dem Drama des Corneille fragt die Vertraute der Medea, da sie sieht, daß diese sich schlechterdings bis zum letzten Augenblick gegen ihr widriges Schicksal zur Wehr setzen will: „Sieh, dein Vater, dein Gemahl, dein Vaterland, die ganze Welt verläßt dich, was bleibt dir übrig?“ Und die Tochter der Hekate antwortet stolz und erhaben: „Ich selbst!“ Sie hatte leicht reden. Ich bin neugierig, was sie mit ihrem geschätzten Selbst angefangen hätte, wenn sie wie wir, den Kopf mit tollen Phantasien gefüllt, ihrem Eigengefühl völlig überlassen, einmal abends in Franzensbad spazieren gegangen wäre. Die Einbildung erhellt das Dunkel, bevölkert die Einöde, hebt wie der Teufel des Lesage die Dächer von den Häusern ab und sieht eine Unsumme von blondem und brünettem, von schlankem und vollem Glück friedlich schlummern, so nahe, daß man bloß die Hand auszustrecken hätte, um es zu fassen, und doch wieder hunderttausend Meilen weit entfernt, so daß der rascheste Schnellzug Jahre brauchte, um es zu erreichen. O Medea! Was fängt man um 10 Uhr abends in Franzensbad mit seinem Selbst an? Man führt es nach Hause, spricht ihm freundlich zu, bestärkt es durch einige Faustschläge in seinen guten Vorsätzen und wiegt es endlich in den Schlaf. Auf einer mit Kirschkernen ausgestopften Matratze erwarteten wir gefaßt den neuen Tag.

Der Morgen kam, und welch ein Morgen! Frisch, bunt und strahlend. Jetzt konnte man sich auch überzeugen, daß man nicht, wie es gestern den Anschein gehabt, zufällig nach Pompeji geraten sei, sondern in die rauschende Lebendigkeit eines weit und breit berühmten Frauenbades. Und auch das Vorgefühl für die Gefahren, die hier ein schwaches Mannesherz umdrohen, findet seine Bestätigung. Soweit das Auge reicht — an den Brunnen, in den Straßen, auf den Plätzen, im Park, in den Verkaufsläden Frauen, Frauen, nichts als Frauen, die aus dem geringen Interesse, das sie sich gegenseitig abgewinnen, kein Hehl machen. Auch das unbedeutendste menschliche Wesen, wenn es nur das

Verdienst hat, einen männlichen Taufnamen zu besitzen, wird mit einer Teilnahme gemustert, kritisiert und gewürdigt, deren sich anderwärts nur die ausgesprochensten Husarenleutnants zu erfreuen haben. All die Männer, die sich zu Hause bei ihren Gattinnen nicht ganz überzeugt fühlen, daß sie tatsächlich die Herren der Schöpfung seien, werden in Franzensbad ihren hohen persönlichen Wert rasch erkennen lernen. Die wenigen nichtweiblichen Kurgäste, die inmitten des langen Zuges promenierender Damen sichtbar werden, sind sich deshalb ihrer Bedeutung für das Unterhaltungsprogramm dieses Bades in einer Weise bewußt, die sich in ihrem stolzen, kühnen Gange, ihrer herausfordernden Haltung, in dem massenmörderischen Blick ihrer Augen, in der hochmütigen Aufdrehung ihrer Schnurrbartspitzen deutlich genug ausdrückt. Die soziale Weltordnung steht hier nahezu auf dem Kopf. Der allgemeine Wahlspruch lautet: kein Vergnügen ohne Männer!

Man sehe sich beispielsweise einmal den kleinen Herrn dort an, der mit unsicherem Gange gerade auf den Kiosk der Franzensquelle lossteuert. Er macht von dem Recht der Männer, häßlich zu sein, einen ausschweifenden Gebrauch. Seine Züge sind verwittert, seine Zähne mahagonifarben, seine Beine erinnern an einen der letzten Buchstaben des Alphabets. Und dieser mit übertriebenster Sorgfalt gekleidete alte Geck, der alle Eigenschaften besitzt, um auch dem bestassortierten zoologischen Garten zur Zierde zu gereichen, wird von den schönsten Damen, kaum daß sie seiner ansichtig geworden, mit einem wahren Kreuzfeuer von Liebenswürdigkeiten begrüßt:

„Haben Sie gut geschlafen, bester Baron?“ — „Nein, wie wohl Sie heut wieder aussehen!“ — „Wir speisen doch zusammen im Kurhaus?“ — „Nicht wahr, Sie fahren nachmittags mit nach Liebenstein?“ — . . .

Mit einer Höflichkeit, die wie die preußischen Orden in Grade geteilt ist, gibt der Verhätschelte hier zuvorkommenden, dort gemesseneren Bescheid, hier verleiht er eine vierte Klasse, dort eine höhere mit Eichenlaub und Schleife. Ich erfuhr hinterher, daß der vielbegehrte Herr

in der europäischen Diplomatie einen Namen habe. Er besaß, als er noch aktiv war, die Haupteigenschaften eines Staatsmannes: sprach ein gutes Französisch und verstand sich darauf, bei so zahlreichen Gelegenheiten zur rechten Zeit den Mund zu halten, daß er notwendigerweise in den Ruf eines eminenten Kopfes gelangen mußte. Seine Beziehungen zu der leichtblütigen Internationale des Balletts waren ehedem notorisch, und seitdem er auf Zureden seines Hausarztes die Unheiligkeit so irdischer Freuden erkannt hat, kommt er alle Jahre nach Franzensbad, um sich hier von der Elite der Damen den Hof machen zu lassen.

Oder ein anderes Bild: Der junge Mann dort, ganz in Weiß, mit dem Strohhütchen und dem intelligenten Gesichtsausdruck eines in der Entwicklung zurückgebliebenen Pudels. Auf den ersten Blick flößt er mir ein ungemessenes Vertrauen ein; ich könnte ihm auf der Stelle meinen Kopf hinreichen, um mich von ihm rasieren zu lassen. Denn ich wette darauf oder schwöre wenigstens, daß dieser Jüngling, der hier den Kavalier spielt, in seiner Heimat Friseurgehilfe ist. Es ist dies ein Erwerbszweig, den ich von ganzem Herzen schätze, aber ich bin gewiß nicht verpflichtet, für seine nach Franzensbad beurlaubten Mitglieder Sympathie zu empfinden, besonders nicht, wenn mit ihnen, wie dies hier geschieht, das graziöse Fräulein da drüben, das eben das Brunnenglas zum Munde führt, hinter dem Rücken der ahnungslosen Mama so viele Zeichen des heimlichen Einverständnisses wechselt, daß eine Freimaurerloge für sechs Sitzungen genug daran gehabt hätte.

Aber ich bin in Franzensbad und rede von den Männern und noch dazu in einem Tone, der hie und da die Meinung erwecken könnte, ich sei neidisch! Da dies wirklich der Fall ist, so protestiere ich entschieden gegen jede derartige Unterstellung. Nichts fürwahr liegt meiner Sinnesart ferner als das Gefühl der Neidlosigkeit, sobald ich sehe, daß jüngere, schönere, klügere und verdienstvollere Männer von den Frauen ausgezeichnet werden. Dies will ich zur Abwehrung grundloser Verdächtigungen ein für allemal gesagt haben.

In der Tageseinteilung der Franzensbader Damenwelt steht natürlich die harte Fronarbeit des Toilettemachens obenan. Es gibt hier Kurgäste, die täglich fünfmal das Kostüm wechseln und in geschickter dramatischer Steigerung immer reichere Roben zum Vorschein bringen. Aber da es doch um das Herrenmaterial so schlecht bestellt ist, — für wen um Himmels willen putzen sich diese Modedamen? Für ihre Badegefährtinnen! Denn es gibt im Leben vieler Frauen keine reinere Freude als die Genugtuung, die sie empfinden, wenn ein mit besonderer Abgefeimtheit durchgeführtes Kleiderarrangement ihren Rivalinnen das Herz zerreißt. Manche von diesen Damen, die sich und ihre prunkvolle Hülle gar mühsam durch den Park schleppen, könnte ein vernünftiger Arzt leicht von ihren Beschwerden befreien, wenn er sie bloß veranlaßte, die töricht kleinen Stiefeletten auszuziehen und bequeme Hausschuhe anzulegen. Wir vollbringen mit diesem Ratschlag einen Akt schöner Selbstüberwindung, denn wir lieben die kleinen Füße nicht viel weniger als die schlanken Taillen. Anderseits wieder sieht man hier Patientinnen, die früh in dem bescheidenen Morgenkleidchen der Brunnenpromenade mit allen Schmerzen der Welt belastet scheinen und die in der großen, bunten Gala des Nachmittagskorsos wohlgemut und leichten Schrittes einherhüpfen. Welchen Ruhm und welch ein Vermögen würde sich der erwerben, der die Kunst verstände, Kranke zu heilen, die gesund sind!

Ganz erstaunlich ist die Wirkung der Franzensbader Glaubersalz- und Eisensäuerlinge in bezug auf die mnemotechnischen Fähigkeiten der leidenden Frauenwelt. Es gibt Patientinnen, die hier in einem Zustand ankommen, als ob sie für nichts mehr in der Welt Interesse hätten, außer für die unnennbaren Qualen, denen sie preisgegeben. Allein schon nach einer Woche wissen sie in den Garderoben der verschiedenen Modedamen so gründlichen Bescheid, daß man sich über diese Kräftigung ihrer geistigen Anlagen nicht innig genug freuen kann. Sie sind jederzeit in der Lage, auf Ehre und Gewissen anzugeben, ob, wann und unter welchen Umständen diese oder jene Toilette bereits

getragen worden; mit peinlicher Genauigkeit erinnern sie sich des verstecktesten Spitzenbesatzes und der unscheinbarsten Hutfeder; sie kennen die Zahl der Fächer, mit denen sich die rotlockige Bojarin, eine Dame hoch in den Neunundzwanzigern, selbst bei bedecktestem Himmel ängstlich vor der Sonne schützt, um den klassischen Faltenwurf ihres Gesichts der allgemeinen Würdigung zu entziehen; sie kennen ferner alle die kleinen Künste und Kniffe, die der stolzen Pariser Senatorsgattin zu einer leidlich korrekten rechten Schulter verhelfen, und mit atemloser Spannung sehen sie der Stunde entgegen, in der die etwas unterspickte holländische Baronin, die täglich ein neues Kostüm zur Schau stellt, auf den Grund ihrer anscheinend unerschöpflichen Koffer gelangt sein wird . . .

Nachmittags im Park von Franzensbad sitzen, während die Kurkapelle spielt, ist kein übles Vergnügen. Die Musik zieht hier wie ein Senfpflaster; aus allen Straßen und Richtungen lockt sie luftige, helle Wolken von Damen herbei, die sich an den Tischen niederlassen, ihren Kaffee schlürfen und dann, sofern sie aus dem deutschen Reiche stammen, fleißig mit den Stricknadeln klappern. Die Kapelle arbeitet viel mit ernsten, gehaltvollen Tonstücken und trägt damit der Stimmung vereinsamter Frauen, die niemanden haben, an den sie sich anlehnen könnten, verständig Rechnung. Da ringsum die kostbarsten Nerven in Spannung und Abgespanntheit sind, wagt sich die Trompete nur selten hervor, und wenn die betreffenden Künstler dennoch einmal vom rücksichtslosen Komponisten gezwungen werden, ins große Horn zu stoßen, blicken sie sich erst um, als ob sie um Entschuldigung bitten und sagen wollten: „Meine Damen, geben Sie Obacht und erschrecken Sie nicht! Gleich ertönt das Piston!"

Sobald das Konzert zu Ende ist, verfällt das Bad allmählich in jenen Zustand der Lethargie, der im Eingang dieser Zeilen geschildert worden. Es gibt hier Langeweile von jeder Sorte, von der bleischweren angefangen, die sich lähmend auf jede Regung legt, bis zu der feineren, die äußerlich noch vergnügt scheint und beim Gähnen die Hand

vor den Mund hält. Was uns selbst anbelangt, so fühlten wir eine so unendliche Weltmüdigkeit über uns hereinbrechen, daß wir in den mehrmonatlichen todesähnlichen Schlaf des bekannten Potsdamer Ulans zu verfallen fürchteten. Niemand kümmerte sich um uns; keine einzige Dame äußerte den Wunsch, von uns auf ein gesatteltes Dänenroß gehoben und entführt zu werden; nicht einmal aufs Straßenpflaster stürzt sich eine von der Höhe eines dritten Stockwerks, aus unglücklicher Liebe zu uns. Das war zu viel. Den Fahrplan her, und fort nach Eger!

Bevor wir Franzensbad verlassen, unternehmen wir noch einen letzten Rundgang durch die Straßen zu den grünen Ufern des Schladabaches. Wie die anderen böhmischen Badeorte besitzt auch dieser eine Anzahl von Gedenktafeln, durch die allerlei hervorragende Männer, die hier die Pferde umgespannt, die Wäsche gewechselt oder sogar gefrühstückt haben, der öffentlichen Verehrung ausgesetzt werden. Goethe ist natürlich ebenfalls durch Franzensbad gekommen, und wenn wir nicht irren, haben wir an einem Hause der Kirchengasse eine Marmortafel gesehen, welche die Inschrift trägt:

Hier in Franzenbad fand Joh. Wolfgang v. Goethe die tiefsinnigste Diagnose weiblicher Bresthaftigkeit:

„Es ist ihr ganzes Weh und Ach
Aus einem Punkte zu kurieren.“

Schwedisches Tagebuch

I.

Die Größe Schwedens. — Neue Verbindung zwischen Berlin und Stockholm. — Ein Vorschlag zur Verbesserung dieser Verbindung. — „Asta, Asta!" — Eisenbahnfähre und Dampferfahrt. — Schwedisches Frühstück. — Landschaftliches. — Ankunft in Stockholm. — Fahrende Journalisten. — Hasselbacken.

Stockholm, 7. Juni.

Für unsere rein persönlichen Bedürfnisse ist Schweden zu groß, viel zu groß. Die Politiker des Landes mögen anders denken, und wir verstehen recht gut die bezeichnende Handbewegung, mit der Karl XII. von seinem Postament aus am Königsgarten nach einer geographischen Richtung deutet, in der wir Finnland vermuten. Allein wenn ein genügsamer Pfingsttourist in einer Temperatur, bei der schon solide Metalle mit sich zu Rate gehen, ob sie nicht flüssig werden sollen, von Frankfurt nach der schwedischen Küste mehr als 900 Kilometer zurückgelegt hat, darf er sich von der überraschenden Tatsache etwas peinlich berührt fühlen, daß Stockholm ihm nicht gleich beim Landen dienstfertig entgegenkommt, sondern daß erst noch 650 Bahnkilometer ihn von seinem Reiseziel trennen. Mit Rücksicht auf die Ausstellungsbesucher hätte man für die Anlage der Hauptstadt wohl einen südlicher gelegenen Punkt ausfindig machen dürfen, und wir waren auch entschlossen, diesen Übelstand im „Sprechsaal" der schwedischen Blätter energisch zu rügen. Da nun aber der Fehler einmal begangen ist,

soll nicht weiter davon die Rede sein. Es mag sogar zugegeben werden, daß dank der neueingerichteten Verbindung zwischen Deutschland und Schweden diese große Distanz in einer verhältnismäßig sehr kurzen Zeit bezwungen wird. Nimmt man nämlich abends um 7 Uhr 10 auf dem Stettiner Bahnhof zu Berlin den Durchgangszug der am 1. Mai eröffneten Verkehrslinie und ist man nur vorsichtig genug, Vorfeiertage mit ihrem Massenverkehr daheim zu verleben und den Schlüssel in der Haustüre mindestens zweimal umzudrehen, dann aber eine Zeit für diese Reise zu wählen, in der die liebe Mitmenschheit sich bei ihrer Alltagsarbeit so recht gründlich abrackern muß (die Freude des Müßiggangs beruht im wesentlichen auf der klaren Vorstellung vom Frondienst der anderen), so wird man den neuen Weg vermutlich kurz und bequem finden. Man fährt über Angermünde und Pasewalk in vier Stunden nach Stralsund, wo eine Dampffähre den ganzen Eisenbahnzug auf den Rücken nimmt und hinüber nach Rügen trägt. Noch eine Stunde Bahnfahrt, und man erreicht den Hafen von Saßnitz, wo ein eleganter Dampfer bereit liegt und uns in vier Stunden in der kleinen schwedischen Küstenstadt Trelleborg abliefert. Hier wartet bereits der Zug der neuen Zweiglinie nach Malmö, und ohne daß man erst nötig hätte, auf den Lokomotivführer durch Überredungskünste einzuwirken, gelangt man in etwa dreizehn Stunden über Näßjö nach Stockholm. Hier angekommen, vergißt man rasch alle Müdigkeit, und schon freundlich beeinflußt von den Reizen der schwedischen Frühstücke, die man unterwegs kennen gelernt, beschließt man sofort, den Abend seines Lebens in dieser schönen und seltsamen Stadt zu verbringen. Wäre an der Verbindung zwischen Berlin und Stockholm für künftige Fahrplanfestsetzungen noch zu bessern, so würden wir vorschlagen, daß der Hauptzug nicht abends, sondern in aller Frühe Berlin verließe. Man würde in diesem Falle nicht nachts zwischen 1 und 2 Uhr von der Eisenbahn ins Schiff übersteigen müssen — eine Notwendigkeit, die selbst den leidenschaftlichsten Frühaufstehern ans Herz greift —, sondern man erreichte das Meer zur

Mittagszeit, könnte die Spazierfahrt über die See am Tage zurücklegen und ganz Südschweden verschlafen. Hierbei würde weder der Reisende noch Schonen oder Smaland zu kurz kommen, denn jeder hätte die Erlaubnis, aufzuwachen, sobald das reizvolle Södermanland in Sicht kommt, und Südschweden würde von der Phantasie des mißvergnügten Touristen mit all jenen Zaubern einer idealen Landschaft geschmückt werden, die ihm in so reichem Maße fehlen. Der Gegenzug, der den Fremden dem Bereiche der kräftigen Getränke wieder entführt, entspricht der Idee unseres ergebenen Antrags. Er verläßt Stockholm am Abend und verlegt die Seefahrt in die Tagesstunden. Leute, die fortwährend von Stockholm nach Berlin fahren, ohne sich je zu einer Bewegung in der entgegengesetzten Richtung herbeizulassen, werden an der neuen Verbindung schlechterdings nichts auszusetzen finden.

* * *

Die Eindrücke von unterwegs lassen sich nur schwer bis zum Meeresstrande zurückverfolgen. Der Zug, bis zum Platzen mit Menschen gefüllt, schnaubt durch die weite Ebene. In den Coupés und den Seitengängen drängen sich die Menschen, und in der Schwüle, die alles bedrückt, unternehmen sie erfolglose Stürme auf den Restaurationswagen, in dem ein freier Stuhl nur für den Preis einer Mordtat zu haben ist. Man zwängt sich wieder resigniert auf seinen Platz zurück und sucht sich zu überzeugen, daß Hunger und Durst Begriffe sind, denen nur ungebildete Menschen durch wüstes Essen und Trinken die physikalische Grundlage zu entziehen trachten. Die Fenstervorhänge flattern im Abendwind; die kleinen Stationen mit ihren Lichtern fliegen dröhnend vorüber. Man stellt die nachdenklichsten Erwägungen an, wie man es möglich machen könnte, den linken Fuß um einige Millimeter auszustrecken, ohne gleich mit einem Dutzend fremder Gliedmaßen in Berührung zu kommen. Ein älterer Herr, den die Natur mit einer ganz besonderen Korpulenz ausgestattet hat, wahrscheinlich weil sie endlich einmal feststellen wollte, wie weit die menschliche

Haut sich ausdehnen lasse, ohne aus den Nähten zu gehen, zieht seine Stiefel aus, entledigt sich seines Rockes, knöpft seine Weste auf, und schon leuchtet es uns freudig ein, er beabsichtige, sich aus dem Coupéfenster hinauszustürzen, um mit kühnem Kopfsprung ein Schwimmbad zu nehmen, da erinnert sich der Fremde im letzten Moment, daß alle diese Vorbereitungen nur den Zweck haben, ihm eine behaglichere Lage in seiner Ecke zu ermöglichen. Durch das Krause und Wirre dieser Fahrt klingt plötzlich eine helle Stimme: „Asta! Asta!" Der Zug hat irgendwo angehalten, und eine junge Dame in lichter Toilette eilt an der Seite eines Reiteroffiziers von Waggon zu Waggon, um eine Verwandte oder Freundin, mit der sie sich treffen will, aus der Menge herauszufinden. Sie hat den schönen Mut zum Aufsehenerregen, den nur der besitzt, dem die andern gleichgültig sind. Wer ein junges und hübsches Mädchen ist, darf sich auch den Luxus gestatten, eine Freundin zu haben, die Asta heißt. Uns ist es im Leben nie so gut gegangen, denn wir waren weder jung noch allzu hübsch und niemals Mädchen, und sind in Ehren grau geworden, ohne je an einem Eisenbahnzuge entlang gelaufen zu sein und zum Vergnügen eines neugierigen Haufens aus vollem Halse „Asta! Asta!" gerufen zu haben. Diese neidische Betrachtung half uns über mindestens dreißig Kilometer hinweg und beschleunigte die Ankunft des Zuges in Stralsund. Was Gott der unbekannten jungen Dame an ihren fernsten Enkeln gnädiglich vergelten möge! „Asta! Asta!"

* * *

Wie ein Gespensterschiff gleitet die Riesenfähre über das Wasser. Ihr elektrischer Scheinwerfer sucht eifrig die Runde ab; hin und her zuckt der Lichtkegel, und von Zeit zu Zeit heult die Dampfpfeife, denn der Meeresarm ist mit Nebel gefüllt, und jede Begegnung mit einem Hindernis auf unserm Wege, mit einem Fischerboot oder sonst einem Schiff, würde dem Zweikampf zwischen einer Sardine und einem Walfisch gleichen. Langsam erreichen wir das Gestade von Rügen, legen vorsichtig an, und die Kraft verborgener

Maschinen, die Fähre und Eisenbahnzug erzittern machen, hebt uns in das Niveau der Landschienen. Nun geht es weiter dem Meere zu. In Bad Saßnitz räumen viele Reisende den Zug, um auf Rügen zu verbleiben, aber mehr noch, als uns verlassen, warten bereits im Hafen, um nach Schweden zu gelangen. Rasch ist das Schiff in allen seinen Räumen besetzt. Unter den Reisenden befindet sich auch eine größere geschlossene Schar Touristen, die von der Berliner Reisegesellschaft „Courier" nach Stockholm geleitet wird. Süddeutsche Landsleute, die dazu gehören, rühmen die Umsicht, mit der sie geführt werden, und die wohlfeile Zweckmäßigkeit des Unternehmens. Man flieht die neue Enge, die sich allenthalben fühlbar macht, und steigt auf Deck hinauf. O, über den köstlichen Atem der See, der aus dämmernder Ferne herweht! Wie sich nach all der Pein dieser verfrühten Hundstage die Brust hebt und weitet! Man labt sich an der wonnigen Frische, und sobald sich das Schiff in Bewegung setzt, sind wir überzeugt, daß keine Macht der Erde uns für die kurze Dauer der Fahrt wieder in die dumpfen Kajütenräume zurückscheuchen könne. Allein indem wir uns anschicken, uns so bequem und faul als möglich auf Deck zu lagern, versäumen wir, mit der Unvollkommenheit der Menschennatur zu rechnen, der es versagt ist, zwei starke Eindrücke zu gleicher Zeit zu empfangen. War die Temperatur in Berlin und unterwegs wirklich so unerträglich? Ei sieh doch, wie es plötzlich anfängt, kühl, ja kalt zu werden. Als wir vor Hitze verschmachteten, hätten wir für ein tüchtiges Frostgefühl jeden Ladenpreis gezahlt, und nun wir, vom Hauch des Meeres berührt, zusammenschaudern, entlockt uns der Gedanke an ein Glas dampfenden Grogs keineswegs, wie edlere Naturen vermuten werden, ein gellendes Lachen der Verachtung. Gewiß, man wird wieder seinen Frieden schließen mit Dingen, die man erst weit von sich gewiesen; man wird wieder in die Kajüten zurückkriechen, von denen man schon für ewig Abschied genommen und auf deren Plüschpolstern die Leute in den unmöglichsten Stellungen dem Morgen entgegenschnarchen. Aber zuvor soll doch der feierliche Zauber dieser

Juninacht nochmals tief empfunden sein. Die Uhr zeigt zwei, und es ist so überhell, als seien geheimnisvolle Gewalten des Lichts zwischen Himmel und Erde in Tätigkeit. In den weit zurückreichenden Furchen, die das Schiff pflügt, glitzert und glänzt es wie silberne Tressen, die sich ausfasern, zerzaust und zerfetzt werden. Still liegt das Meer, dehnt seine schieferfarbene Fläche ins Unabsehbare, und wer etwa gehofft haben sollte, noch in dieser Nacht in den Entzückungen der Seekrankheit zu schwelgen, wird seine Sehnsucht vollkommen unbefriedigt zur Küste Schwedens hinübergebracht haben.

* * *

Trelleborg ist ein kleiner Ort von 2500 Seelen. Die oberen Zehntausend dieser Stadt, einige wohlgekleidete Damen und Herren, waren trotz der frühen Morgenstunde am Hafen erschienen, um sich an unserem Anblick zu weiden. Ein Zug mit einem eleganten durchgehenden Wagen nimmt die Reisenden auf. Zwei hellgrün lackierte Borsig-Lokomotiven führen ihn; die Waggons sind in Malmö gebaut, aber die Beleuchtungsanlagen stammen von einer Berliner Firma her, und auch die Mehrzahl der übrigen Ausstattungsgegenstände dürfte vom Ausland bezogen worden sein. Nachahmenswert ist die Einrichtung, daß in den Seitengängen oben an der Coupéwandung kleine Borde mit einer Karaffe und Gläsern angebracht sind. An den größeren Stationen erscheint ein Bahnbediensteter und füllt die Flaschen mit frischem Wasser. Die Einsicht in die Zweckmäßigkeit dieser Vorkehrung kann nur denen versagt bleiben, die auf Reisen teils aus Prinzip, teils aus Neigung ausschließlich Flüssigkeiten, die von den Fanatikern der Mäßigkeitsbewegung niemals öffentlich konsumiert werden, über die Lippen bringen. Der alten Universitätsstadt Lund wird die Auszeichnung zuteil, uns mit einer spezifisch schwedischen Sitte bekannt zu machen. Auf dem Bahnhof ist eine Lehrkanzel für das höhere Frühstücken errichtet. In einem Zimmer der Restauration zeigt sich ein großer Tisch mit so vielen und vielerlei Lebensmitteln bedeckt, daß man das

Adlerauge eines Schweizer Schützenbruders besitzen muß, um sofort das entsprechende substantielle Gericht aufs Korn nehmen zu können. Poeten und Träumer werden so lange grübeln, zögern, verwerfen und wählen, bis ihnen die besten Sachen weggegessen sind. Denn auch an diesem traulichen Tische, der zu einem friedlichen Wettstreit der Völker einzuladen scheint, offenbart der härteste Daseinskampf alle Raubtierzüge der Menschennatur. Väter drängen ihre Kinder von den vollen Schüsseln fort. Ehrbare Matronen fletschen die falschen Zähne, wenn eine fremde Gabel sich in die Nähe ihres Lachsvorrats verirrt, und genau so wie im Leben wird schließlich nur der satt, der von seinen Ellenbogen Gebrauch zu machen und rücksichtslos zuzugreifen versteht. Das Prinzip dieser großen Fütterung, die sich im Lauf des Tages noch zweimal wiederholt, ist ein sehr einfaches. Es beruht auf der Formel $\frac{a}{b} = 1\frac{1}{2}$ Kronen. Jeder o. ö. Professor der Mathematik wird sogleich begreifen, daß a = Fassungsgehalt des Magens, b = Minuten Bahnaufenthalt ist. Für die Wissenschaft ist das Resultat ein geringeres als für den Staat. Denn wie uns ein in Deutschland in vielen Tausenden verbreitetes Flugblatt belehrt, „sind die Restaurationen nicht verpachtet, sondern im eigenen Betriebe des Staats“. Das erwähnte Flugblatt fügt seiner Mitteilung noch die kostbare Bemerkung hinzu: „Man ist also gewissermaßen der Gast des Königs, wenn man speist.“ Abgesehen davon, daß Staat und König auch in Schweden nicht identische Faktoren sind, lassen wir uns von einer gewissermaßen fürstlichen Gastlichkeit, für die wir anderthalb Kronen zu zahlen haben, absolut nicht imponieren. Und wohin käme man bei solchen staatsrechtlichen Verwechselungen und Mißverständnissen? Wer sich beispielsweise herausnähme, einen aufgetischten Hering in aller Ehrerbietung nicht ganz frisch zu finden, würde sich einer direkten Majestätsbeleidigung schuldig machen und in einem weniger freien Lande die Staatsanwaltschaft zu sofortigem Einschreiten zwingen. Dem Staate freilich können die vaterlandslosen Gesellen Schwedens in den Restaurationen der Eisenbahnen mit

Messer und Gabel schwere Wunden schlagen. So sahen wir denn auch einige anarchistische Reisegenossen mit solch erbitterter Leidenschaft in den Schüsseln wühlen, daß sie dieses mannhafte Eintreten für ihre politische Überzeugung vermutlich mit einem mehrmonatlichen Magenkatarrh büßen werden.

* *
*

Die Fahrt durch die schwedische Landschaft bis Linköping auf einer Strecke von etwa 400 Kilometern bietet, wie schon angedeutet, wenig Abwechselung. Man freut sich anfangs, einen zweiten Frühling zu erleben, denn an den Stationen stehen eben die Kastanienbäume und Fliedersträucher in voller Blüte und Kinder bieten Maiglöckchensträuße zum Kauf aus; bald aber findet man, daß die Natur, als sie diese Gegend schuf, sich ihre Arbeit sehr bequem gemacht hat. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Lieferung für einen Besteller, in dessen Zahlungsfähigkeit sie Mißtrauen setzte, oder der mehr auf Haltbarkeit denn auf künstlerische Formgebung hielt. Die wohlfeilsten Materialien Fels, Wald und Wasser verarbeitete sie nach einem höchst primitiven Dessin zu endlosen Landstrecken. Es ist wie ein Gewebe aus der Hausindustrie der Natur, und erst von Näßjö angefangen läßt die Landschaft ahnen, daß Natur, wenn sie will, auch höheren Ansprüchen zu genügen vermag. Die Wälder treten zurück, die mit Steinzäunen eingefaßten Wiesen weiten sich und wechseln mit Getreidefeldern. Das Land weist zahlreichere Siedlungen auf, Ortschaften mit ihren krapproten Häusern treten häufiger an die Bahn heran, Viehherden und Pferdekoppeln beleben die Strecke, hochaufgestapeltes Schnittholz kündigt in den Stationen den schwedischen Holzexport an, der Verkehr auf den Bahnhöfen wird reger, der erste Radfahrer wird sichtbar, und als wir in Norköping endlich wieder einen Zylinderhut erblickten, fühlten wir, wie die Schwermut dieser Fahrt wie mit einem Zauberschlage von uns wich und das süße Bewußtsein, in den Schoß der Kultur zurückzukehren, uns

umfing und beglückte. Allein je bekannter das Land auf den ersten Blick anmutet, um so fremder erscheint es, je länger man es betrachtet. Wir wissen nicht recht, worauf dieser Eindruck beruht, aber wir spüren einen großen Zug der Selbständigkeit, der diese Natur und diese Menschen beherrscht, und machen uns gefaßt, alles ähnlich zu finden, wie es daheim ist, und im Grunde doch ganz anders. An großen und kleinen Seen braust der Zug vorbei, oder er durchschneidet sie. Das viele, viele Wasser hat in unseren Augen einen Mangel: es ist stumm; wir ziehen vor, daß es von den Bergen herabstürze oder in hastig-schäumendem Laufe uns zu Tal geleite. Weithin dehnen sich die schimmernden Flächen mit ihren kleinen Inseln und zackigen Buchten, verlassen scheinbar, einsam, laut- und leblos. Dann wieder wird die Gegend gebirgig; die Fichtenwälder klimmen die Hügel hinan, um einen besseren Ausblick nach gewissen südlichen Palmenhainen zu gewinnen. Die Vegetation nimmt reichere Formen an. Schlösser und Landhäuser, von schönen Park- und Gartenanlagen umgeben, tauchen auf. Hie und da deutet eine Fabrik mit ihrem Schlot wie mit einem Zeigefinger zum Himmel. Die Anzeichen, die auf die Nähe einer großen Stadt hinweisen, häufen sich. Auf riesigen erratischen Blöcken preisen Unternehmer, die sich aufs Geschäft verstehen, mit grellgelben Buchstaben ihre unübertrefflichen Korsetts und ihre unnachahmliche Schokolade an. Ein Kirchturm steigt aus einer Häusergruppe am Horizont auf; weite Wasserbecken, auf denen Schiffe einherziehen, die ihren Rauch wie einen feinen Bleistiftstrich in der Luft zurücklassen, öffnen sich dem Blick. Hier ein Berg, dort eine Insel, da ein Strand, mit Gebäuden bedeckt, und immer wieder Wasser zwischen allem; man durchfährt einen Tunnel, passiert Brücken, gelangt an Straßen und Plätzen vorbei ins Herz einer großen und volkreichen Stadt. Der Zug hält, die Türen springen auf, Menschengewühl umfängt uns. Stockholm!

* *
*

Der Zug hat sich die Pfingstfreude einer zweistündigen Verspätung gegönnt, und es ist demnach 10 Uhr abends geworden. Natürlich ist es noch so hell, daß diejenigen, die einen unbezähmbaren Hang zur Literatur haben, auf der Straße lesen könnten. Wir unserseits ziehen vor, ins Hotel zu eilen, rasch die Spuren der langen Fahrt zu beseitigen und mit unsern engeren Reisegefährten, von denen sträflicherweise noch gar nicht gesprochen worden, das Studium Stockholms sogleich zu beginnen. Eine kleine Schar deutscher Journalisten hat sich auf eine besondere Einladung hin zu dieser Fahrt zusammengetan, und so verschieden die Richtung der beteiligten Blätter ist, so einmütig sind ihre Vertreter in der Kundgebung kollegialer und urbaner Gesinnung. Wer den Berliner Witz in seiner besten Art, literarisch durchsiebt und verfeinert, scharf, aber nicht verletzend, mit den jähesten Paradoxen spielend und alle Schnurren in den Schein grenzenloser Ernsthaftigkeit kleidend, gut kennen lernen wollte, das Flinke, nie Verlegene, Fernhintreffende an dieser Übung des Geistes, — der hätte nur den Wortkämpfen zuzuhören brauchen, die von Trelleborg bis Stockholm in immer neuen Variationen ausgefochten wurden. In der Art, wie dieser Witz die Dinge auflöst, nicht weil er sie zerstören, sondern weil er sie nur anders zeigen will, als sie der normalen Betrachtungsweise erscheinen, wird er geradezu schöpferisch, und wir sagen es voraus, daß der Berliner Mark Twain, der eines Tages die schriftstellerische Form für diesen beziehungsreichen Inhalt findet, eines großen Erfolges gewiß sein wird. Dieses Häuflein Männer also stürzte sich in die Straßen Stockholms, mit dem einzigen Worte ausgerüstet: Hasselbacken. Nörgler werden einwenden, Esaias Tegnér habe über einen reicheren schwedischen Sprachschatz verfügt. Das kann leicht sein, aber um zu Hasselbacken zu gelangen, hätte der alte Herr als Fremder in Stockholm auch nicht mehr zu wissen nötig gehabt als eben das Wort Hasselbacken. Unähnlich dem berühmteren holländischen Kannitverstan, hat der Ausdruck Hasselbacken die Eigentümlichkeit, daß in Stockholm ihn jeder versteht. Hasselbacken ist sozusagen der Frankfurter

Palmengarten, aber da die meisten solcher Vergleiche fehlgreifen, muß man feststellen, daß Hasselbacken wieder doch nicht unser Palmengarten ist. Es fehlt ihm begreiflicherweise der Blumenkultus, der unter dem milderen Himmel der Heimat leichter gedeihen kann, dafür aber entwickelt das Unternehmen einen weit großartigeren Wirtschaftsbetrieb, und gegen seine Lage im Tiergarten mit wunderbaren Fernblicken auf See und Berg und Wald wird der Palmengarten auch nach Erhöhung des Jahresabonnements nicht aufkommen können. Halbkreisförmig umfaßt der weitläufige Restaurationsbau mit seinen gedeckten Kolonnaden und Terrassen ein Gartenparterre, das mit einer Statue Bellmans geschmückt ist. Hier versammelt sich bei den Klängen einer Militärkapelle die elegante Welt der schwedischen Hauptstadt. Eine glänzende Beleuchtung sorgt dafür, daß die Toiletten der Damen gebührend zur Geltung kommen. Offiziere in ihren kleidsamen Uniformen nach österreichischem Schnitt und die Studenten mit der altehrwürdigen Tellermütze, von der eine dickbauchige Quaste herniederbaumelt, beleben das ohnehin vielfarbige Bild. Und inmitten dieser fröhlichen Versammlung nimmt man nun selber Platz, läßt ein starkes Gewitter unbeachtet, das unversehens niedergeht und alles in die geschützten Räume jagt, stärkt sich, erfrischt sich, freut sich des Lebens und wird nicht müde, sich die Frage vorzulegen, ob es denn wirklich und unabänderlich wahr sei, daß man in Stockholm ist.

II.

Das schöne Stockholm. — Die Architektur der Stadt. — Das „Venedig" des Nordens. — Die deutsche Sprache in Schweden. — Straßen- und Wirtshausleben. — Die Wunder des Telephons. — Auf Strömparterre.

Stockholm, 9. Juni.

Die Schönheit Stockholms zu verdeutlichen, wäre von allen Poeten, die wir kennen, höchstens einer: Canaletto, fähig gewesen. Freilich, das Licht Venedigs, die warme,

gehäufte Brokatpracht seiner Tönungen, die der große Aretino einstmals mit unsterblichen Worten gefeiert, ist nicht das Licht Stockholms, wo sich aller Sonnenlust doch immer einiger Stahlglanz beimischt, gleichsam als wollte das Himmelsgestirn warnen: „Ich gebe euch alles, was ich für euch erübrigen kann, und euren Sommer will ich mit so viel Licht schmücken, daß die Liebenden, deren Glück die Dunkelheit sucht, den Winter herbeisehnen sollen. Das Beste aber, das ich habe, kann ich euch nicht geben, doch wenn mitunter einmal ein Tag, den ich für die Riviera bestimmt habe, durch ein Versehen der Post zu euch gelangt, so freut euch seiner und vergeßt nicht der kommenden Nächte!" Jedenfalls hätte es dem fleißigen Pinsel des Venetianers immer noch eher gelingen können, das unvergleichliche Bild in seinen Hauptzügen festzuhalten, als wenn sich beispielsweise der gute König David hingesetzt und das Lob Stockholms in hundertfünfzig neuen Psalmen besungen hätte. Mit Wort, Harfe und Koloratur ist für solche Aufgaben wenig zu machen. Wie wir bereits wissen, auch mit Parabeln nicht. Wenn wir sagen wollten, die Stadt liege in ihrer Schöne da wie ein blühendes Weib, das das faltige Gewand züchtig über der Brust zusammenhält, und an der raffenden Hand funkle ein kostbarer Solitär, so würde höchstwahrscheinlich kein Mensch verstehen, was wir eigentlich meinen. Vermutlich wir selber nicht. Auch der mehr bürgerliche Versuch, das dominierende Königsschloß als den Knopf eines Roulettespiels anzusehen, den man bloß zu drehen brauchte, um die ganze Scheibe des Stadt- und Seebildes in Bewegung zu setzen, müßte von vornherein als mißlungen belächelt werden. Bleibt also nur übrig, einfach anzuführen, was wir von unsern Fenstern aus sehen: Paläste, Türme, Kuppeln, Häuser, Monumente, belebte Straßen und Quais, links die Meeresbucht, auf der die Schiffe kommen und gehen, rechts der Mälarsee, auf dem die Schiffe gehen und kommen, zwischen beiden Wasserspiegeln eine Insel mit dem hochragenden Königsschloß (abgewandeltes Motiv von Pitti, bloß nach der Seeseite zu mit einer Andeutung des Rusticageschosses)

und die mit Menschen bedeckte Brücke, die zu ihm hinführt, Inseln und wieder Inseln, helles Laubgrün, hundertfältig in jede Lücke eingesprenkelt, und alles, das Nächste und Fernste, in Licht gebadet und in die wonnige Seeluft getaucht, in der die Brust, wie von einem Alp befreit, sich weitet, das ist für uns Stockholm. Für jeden andern wird es anders sein. Wer's besser sagen kann, soll herkommen und seine Kunst zeigen. Einholen wird er uns schwerlich, denn wir haben einen Vorsprung von mehreren Tagen, und wir besitzen noch immer den schönen Mut, über die fremdartigen Erscheinungen, die uns von allen Seiten entgegentreten, Urteile abzugeben, die wenigstens an Bestimmtheit des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig lassen.

* * *

Es wird wenig Großstädte geben, in denen man sich so leicht zurechtzufinden vermöchte wie in Stockholm. Vielleicht ist es gerade die einzigartige Gliederung der Stadtanlage zwischen Meer und See, auf Landzungen und Vorgebirgen, die eine rasche Orientierung erleichtert. Dank dieser Tatsache fühlt sich der Fremde schon am ersten Tage in Stockholm heimisch, und hat er erst die kleinen Dampfboote und die Trambahnen entdeckt, die den Verkehr mit den Vororten vermitteln, so wird er seine Wege auch mit Vorteil abkürzen können. Schwierigkeiten wird ihm bloß die Sprache bereiten. Zu Hause pflegen wir uns in der Einbildung zu wiegen, das Schwedische als Zweig des germanischen Sprachstammes habe die Pflicht, uns in allen Hauptsachen ohne weiteres verständlich zu sein, und die leichte Lesbarkeit der Zeitungen und Bücher sowie die Melodienfülle der Oper „Gustav oder der Maskenball" befestigt uns noch in unserer Vormeinung. Dies ist irriger, als sich selbst eine lebhafte Einbildungskraft vorstellen kann. Wer die Absicht hat, Schweden zu bereisen, der verabsäume unter keinen Umständen, sich für diese Fahrt ein bißchen vorzubereiten. Er braucht keine tiefen Sprachstudien zu treiben, aber wenn er auch bloß in den oberflächlichsten Frage- und Redewendungen Bescheid weiß, wird

diese Kenntnis ihm trefflich zu statten kommen. Gewiß ist es, daß es speziell in Stockholm außer dem Hotelpersonal und zahlreichen Kellnern genug Leute gibt, die deutsch verstehen, allein da sie dort, wo man ihrer Gefälligkeit bedürfte, auf der Straße, in der Ausstellung, bei den Fahrten mit Trambahn und Boot leider keine Portiergalons an den Hosen tragen, woran man sie erkennen würde, kommt es zumeist vor, daß eine Anfrage mit der musterhaften Höflichkeit, die diesem Volke eigen, bedauernd abgelehnt wird, worauf man auf die Möglichkeit einer Verständigung allmählich verzichten lernt und mit der Empfindung eines blindgeborenen Taubstummen unter all den Menschen einhergeht. Nur derjenige, der etwa von Kulturstaaten noch die stockmagyarischen Landesteile Ungarns kennt, wird von der gleichen Hilflosigkeit der deutschen Zunge zu singen und zu sagen wissen. Wichtig deshalb für den Besuch aus Deutschland, auf den man in Stockholm rechnet, wäre vor allem die Anwerbung sprach- und sachkundiger Männer, die in der Ausstellung die Führung der fremden Gäste zu übernehmen hätten. Für dieses Bedürfnis ist nicht vorgesorgt. Reisegesellschaften empfinden dies wohl weniger, da sie von Deutschen begleitet und empfangen werden. Aber es gibt genug Leute, die aus anderen Gründen reisen als solche Gesellschaften, und die sich eher von einem ungebildeten Nilpferd zertrampeln ließen, ehe sie einwilligten, inmitten einer Schar von fünfzig bis hundert wildfremden Europäern unter der Peitsche eines Sklavenvogtes einen solchen Viehtrieb durch die Geographie anzutreten.

* * *

Der Verkehr in den Straßen ist lebhaft, ohne viel Geräusch zu verursachen und aufregende Hast zu entwickeln. Privatwagen und Droschken verkehren nicht zu häufig, und das Frachtfuhrwerk, unter dem die ganz niederen zweirädrigen Gefährte, von kräftigen Rossen gezogen, auffallen, verteilt und zerstreut sich über die weit ausgedehnten Quaianlagen. Die Menschen, denen man begegnet, fallen durch nichts auf, nicht einmal durch unangenehme Eigen-

schaften. Die Männer sind zumeist von untersetzter, sehniger Gestalt. An die Existenz eines spezifisch schwedischen Typus wird man nur erinnert, wenn man unter den jungen Leuten, den Angestellten in den Geschäften, den Studenten, den Offizieren und unter dem Elitekorps der Konstabler hochgewachsene Figuren mit hellen Gesichtern und flachsfarbigen Schnurrbärten wahrnimmt. Woher das viele Brünette in den Erscheinungen kommt, weiß man nicht recht, auch nicht, inwieweit die Franzosenzeit und die romanische Einwanderung unter König Karl Johann, geborenem Jean Baptiste Jules Bernadotte, hierauf Einfluß geübt hätte. Im allgemeinen haben die Schweden ihr Blut verhältnismäßig rein erhalten. Es existiert darüber eine charakteristische Anekdote, die von Ludwig Pietsch, dem unverwüstlichen Doyen unserer kleinen journalistischen Freischar, in amüsanter Weise erzählt wird. In einer vornehmen schwedischen Gesellschaft habe ein deutscher Gast eine Dame von ungefähr gefragt, ob sie schon oft in Deutschland gewesen. Die Konversation sei auf diese harmlose Bemerkung hin sogleich unterbrochen worden und die Dame habe unter allen Anzeichen tiefinnerer Verletztheit den Fremden verabschiedet. Am folgenden Tage sei diesem von einem Landeskundigen die Taktlosigkeit, die er begangen, klargemacht worden. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nämlich sei Schweden derartig und so lange von Männervolk entblößt gewesen, daß die Frauen sich in Sehnsucht nach ihren Gatten verzehrt hätten. Diejenigen, die es nur irgend ermöglichen gekonnt, hätten deshalb mit einer Schiffsgelegenheit die Lager Gustav Adolfs und seiner Anführer zu erreichen gesucht, um ihre Männer endlich einmal wiederzusehen. Und seit diesen für die Bevölkerungsstatistik des nordischen Landes nicht unwichtigen Tagen habe in Schweden der Hinweis auf den touristischen Verkehr nach Deutschland eine Nebenbedeutung erlangt, die dieses Gesprächsthema von der zeremoniösen Unterhaltung zweckmäßiger ausschlösse. Doch kehren wir zur Gegenwart zurück. Die Frauen und Mädchen, deren wir ansichtig werden, sind oft blond, in allen, auch den seltensten Nüancierungen dieser

Haarfarbe, und blauäugig, manchmal überschlank und zumeist von unkomplizierten Wuchsverhältnissen. Sie kleiden sich — immer natürlich von Ausnahmen abgesehen — mit einer Einfachheit, in der es noch kein Raffinement des Gesuchten gibt und in der auch die Kundgebung eines individuellen Geschmacks selten ist. Häufig sind sie voller Charme und Grazie, und die Reize eines wundervollen Teints gereichen ihnen nicht zur Unehre. Mitunter begegnet man einer Studentin, die, die weiße, schwarzrandige Studentenmütze auf den Lockenkopf gedrückt, gemessen einherschreitet. Vorteilhaft belebt wird das Straßenbild durch die bunten Volkstrachten der weiblichen Dienstboten, die, wenn sie nach Stockholm kommen, lange an der Art ihrer Heimat festhalten und in diesem Beharren auch von dem neuerdings allenthalben rege gewordenen Sinn für den Wert der nationalen Gebräuche ermutigt werden.

Gewiß ist es, daß man in Stockholm alles zu kaufen bekommt, wonach das Bedürfnis des modernen Großstädters Verlangen trägt. Aber die Läden in den Hauptstraßen, in Drottning- und Regeringsgatan leisten auf eine prunkhafte Außenseite zumeist noch Verzicht, und reicher dekorierte Auslagen, wie man sie bei uns selbst in mittleren Orten trifft, fehlen fast gänzlich. Gut dagegen, ja trefflich ist es mit den öffentlichen Lokalen bestellt, die sich mit der Bekämpfung von Hunger und Durst mit schöner Gründlichkeit beschäftigen. Diese Erscheinung hängt mit einer Eigenschaft des Schweden zusammen, die man dem ernsten, bedächtigen Manne nur zögernd zutrauen möchte. Rings an den Gestaden der Ost- und Nordsee, wo es, wie allerwärts, gute Beobachter und böse Menschen gibt, gilt das Wort: der Schwede sei ein „gladder (glad) Lachs“. Diese der Naturgeschichte entlehnte Bezeichnung soll auf die Tatsache hinweisen, daß die Leute zwischen Malmö und Haparanda den Freuden des Daseins nicht abgeneigt sind, daß sie Fröhlichkeit zur rechten Zeit zu schätzen wissen, daß sie leben und leben lassen und Wert darauf legen, sich manchmal gleich den schmackhaften Bewohnern ihrer Elve und Fjorde aus den Fluten der Werktagsarbeit zum Tageslicht emporzu-

schnellen. Zum Aufblühen Stockholms hat es sicherlich nicht wenig beigetragen, daß in dem reichen Hinterlande dieser Stadt Menschen hausen, die in einer Weltverlorenheit, von der wir kaum eine Vorstellung haben, durch Arbeit und Geschäftsgeist zu ansehnlichem Wohlstand gelangen. Und mögen sie von Natur aus noch so verschwenderisch sein, so fehlt ihnen daheim doch jedwede Gelegenheit, Geld auszugeben. Haben sie aber einmal in Stockholm zu tun, so weiß sich die unterdrückte Menschennatur für die lange Entbehrungszeit schadlos zu halten, und dann ist den willkommenen Gästen kein Vergnügen zu gering und kein Genuß zu teuer. Wir haben auf Reisen längst die Gewohnheit angenommen, in das Urteil über ein Land den Eindruck der Speisekarte zu verweben, die es uns vorlegt. Die besten und besuchtesten Lokale der inneren Stadt sind die Restaurationen im Hotel Rydberg, im Grand Hotel und der Opera-Källaren, alle drei an reicher und künstlerischer Ausstattung mit den berühmtesten Etablissements des Kontinents wetteifernd. Die Küche ist vorzüglich, die Auswahl groß und die Preise sind mäßig. In den schönen und behaglichen Sälen des Hotel Rydberg baten wir uns den in Großfolio angelegten Madsedel als Andenken aus, um ihn fachverständigen Freunden daheim vorzuzeigen. Die Vorderseite verzeichnet die übliche Speisenfolge, von der, außer dem bereits gespendeten Allgemeinlob, nichts zu bemerken ist. Dreht man jedoch das Blatt um, so fühlt man sich von einem ehrfürchtigen Schauer angeweht, denn der Blick fällt auf die Vin-Lista, und so ängstlich wir uns hüten werden, der Reichhaltigkeit der heimischen Weinkarten vornehmlich in den deutschen Rebenländern durch den leisesten Zweifel zu nahe zu treten, so wird man doch auch der Leistungsfähigkeit dieser nordischen Stadt die verdiente Bewunderung nicht vorenthalten dürfen. Die Liste verzeichnet nämlich nicht weniger als 98 (achtundneunzig) verschiedene Weinsorten, darunter 37 Bordeaux-, 10 Burgunder-, 12 Rhein- und Mosel-, 23 Süd- und Dessertweine sowie nicht weniger als 25 Champagnermarken (21 französische und 4 deutsche Schaumweine). Es scheint in Rheims und Epernay Kelle-

reien zu geben, die nur für Skandinavien arbeiten, da man ihre Produkte anderwärts weder kennt, noch trifft, noch trinkt. Und bei dieser Fülle von feuchten Abschattierungen ist noch zu berücksichtigen, daß die Karte von der Unzahl alkoholischer Getränke schärferer Observanz, von den Schnäpsen und Pünschen, gleichwie von selbstverständlichen Dingen der Erscheinungswelt, keine Notiz nimmt. Überdies wird viel Bier getrunken, mit Vorliebe Pilsener, das heißt keines, das in flüssigem Zustande die Küste Böhmens passiert hat, sondern das nach Pilsener Art gebraut ist. Die Saazer Hopfenhändler haben in Schweden viele wertvolle Kunden, das Braugewerbe entwickelt sich zusehends, und fast jede kleine Stadt hat schon ihr eigenes „Pilsener Öl". Der Wetteifer zwischen Bayern und Böhmen hat also auf dieser Wahlstatt dem Reiche der Libussa einen moralischen Sieg zugewendet.

* * *

Das Wunder Schwedens, das der Fremde anzustaunen nicht müde wird, ist das Telephon. Ein neues Wahrzeichen Stockholms bildet der Turm, der, originell ausgestattet, die Leitungen der Stadt und des Landes zusammenfaßt. Zwei Privatgesellschaften, deren Linien untereinander angeschlossen sind, vermitteln den Verkehr in der Stadt. Im Jahre 1883 besaß die erste, ältere Gesellschaft 751 Abonnenten in Stockholm und 34 in der Umgebung; im Jahre 1896 zählte sie 11708 Anschlüsse in Stockholm und 2767 im Umkreis von etwa sieben Meilen. Die zweite Kompagnie, 1892 begründet, versieht 1577 Apparate. Im Stadt- und Landkreis Stockholm sind mithin 16000 Telephone in Tätigkeit, in Stockholm allein 13000, so daß auf je 25 der 300000 Einwohner ein Apparat entfällt. Kein Haus ohne Telephon, ja beinahe kein Zimmer ohne dieses unentbehrlich gewordene Verkehrsmittel. Freilich kostet das Jahresabonnement in Stockholm auch bloß 50 Kronen für Privatleute, 80 für Geschäfte (die Krone = 1,12 Mark), und die Unternehmungen beuten ihre Macht nicht, wie bei uns der Staat sein Monopol, in drückender und lästiger

Weise aus. Auf den Schreibtischen in dem schönen und bequemen Pressepavillon der Ausstellung steht das Telephon als selbstverständliches Ausstattungsstück neben Aschenbecher, Tintenfaß und sonstigen Arbeitsbehelfen. Man beobachtet, wie die schwedischen Kollegen ihre Berichte abfassen. Die Feder fliegt über das Papier, plötzlich hält sie inne. Dem Schreiber fehlt vielleicht ein Name, eine Ziffer, oder ein Zweifel hat ihn beschlichen. Ein Griff nach dem Telephon, ein paar Worte hinein, keine nervenaufregende Anschließungspause, und die Sache ist in etlichen Minuten erledigt. Der Sprecher ist natürlich sitzen geblieben und hat auch die Feder nicht fortgelegt. Wenn es ihm lieber wäre, könnte er übrigens während der Unterhaltung auch auf und ab gehen. Der zierliche, blitzblanke Präzisionsapparat ist so konstruiert, daß Hör- und Sprechbecher an einem und demselben kurzen Griff sitzen, den man in die Hand nimmt. Welches Lokal man auch betreten, wohin man die Blicke wenden mag, überall sieht man Leute beschäftigt, telephonisch Anfragen zu stellen oder zu beantworten. Nicht nur in geschlossenen Räumen, auch im Freien an vielen Kiosken und andern Stellen sind automatische Telephone angebracht, und alle Augenblicke bleibt ein Herr auf offener Straße stehen, nimmt den Apparat zur Hand und erkundigt sich, ebensowenig um die Vorübergehenden bekümmert wie diese um ihn, nach der neuesten Hamburger Weizennotierung, oder er teilt seiner Gattin daheim mit, daß er sie unaussprechlich liebe und zum Nachtmahl Hummer oder Rebhühner mit Sicherheit erwarte. Mephisto, der ein Stück Holz anzapft, um Wein zu kredenzen, wird durch die Menschen der Neuzeit, die von einer Straßenecke aus die Weisheit der ganzen Welt in sich aufnehmen können, weit übertroffen. Es scheint wie ein feines Klingeln und Flüstern über der ganzen Stadt zu liegen, und wenn beispielsweise in Salzburg die Kinder, wie jeder weiß, schon mit dem Regenschirm geboren werden, so dürfte hier der Storch dem jungen Weltbürger gleich ein Telephon mit in die Wiege legen. Aber all dies ist immer erst Stockholm, eine Stadt, von der sich sagen ließe, daß sie sich rascher als andere einen

verkehrstechnischen Vorteil zu eigen gemacht hat. Auch steht die Tatsache, daß die Bewohner eines großen Ortes jetzt ein unvergleichlich bequemes Verständigungsmittel besitzen, schließlich nicht vereinzelt da. Erst in der schwedischen Landschaft, auf enorme Entfernungen, bis zu den letzten und kleinsten menschlichen Ansiedlungen hin entfaltet das Telephon seine eigentliche Zaubermacht. Diese weiten, weiten Landstrecken mit ihrer spärlichen und zerstreuten Bevölkerung werden durch die in Gebrauch stehenden 37000 Apparate des Reichstelephonnetzes in sich und mit der Außenwelt innig verbunden. Nur auf ihren Hauptstrecken und in der guten Jahreszeit können die Eisenbahnen rasche Züge verkehren lassen und einen häufigeren Postverkehr mit dem Hinterlande aufrechterhalten. Früher schlummerten all diese Orte, die abseits von der Bahn liegen, in einer Einsamkeit, in die nur selten ein Laut von außen drang. Und auch diese Außenwelt vernahm nichts von ihnen. Man lebte nebeneinander hin, ohne von sich zu wissen und ohne sich zu fühlen. Jetzt ist es anders geworden. Jeder kann mit jedem sprechen, wie wenn alle in einem Zimmer vereinigt wären. Das Telephon läutet durch das ganze Land. Mit seiner Hilfe suchen und finden sich die tausendfältigen Interessen der Industrie, des Handels, des weitesten Menschenverkehrs. Wen in der Stille des Dorfes, des Waldes, am entlegenen Strande auch nur der Ton einer bekannten Stimme zu vernehmen verlangt, der braucht bloß das kleine Wunderspielzeug ans Ohr zu halten. Freunde und Liebende, die fern aneinander gedenken, führt es zusammen und Klang und Ausdruck verleiht es „dem Seufzer, der sonst in den Lüften verhallt!“

* *
*

An warmen Sommertagen ist Strömparterre ein beliebter Aufenthaltsort. Es ist dies eine schmale Landzunge unterhalb der granitnen Norrbro am Ausfluß des Mälarsees, der in breiten Rinnen zu beiden Seiten in die Ostsee einflutet. Ein Caféhaus, Gartenanlagen, ein Pavillon für die Musikkapelle, Leute aus allen Lebensschichten, schöne

Frauen und Mädchen, über allen der gehaltene Frohsinn einer wohlgearteten Bevölkerung. Macht sich die Abendkühle zu stark bemerkbar, so schleppen dienstfertige Geister rote Decken herbei, in die alt und jung sich behaglich einwickelt. Auch die Musiker des Dragonerregiments, die heut konzertieren, haben auf eine reglementwidrige Weise, die ein preußisches Unteroffiziersherz vor Entsetzen brechen machen würde, die schützende Hülle um die Schultern geworfen, und auf ihrer Estrade mischt sich das Blinken der Instrumente und Helme mit dem phantastisch flammenden Scharlachrot. Hier ist es gut sein. Zur Rechten erhebt sich der gedrungene Bau des Königsschlosses mit seiner kühnen Doppelrampe. Paläste umkränzen die Ufer. Ununterbrochen gleiten die Schiffe über die Meeresbucht. Aus dem Hintergrunde lugen die Gebäude der Ausstellung. Erquickend haucht der Atem des Meeres. Der Sternenhimmel stellt seine ersten Schildwachen aus, und am östlichen Himmel steht bereits in mildem Lichtglanz der dämmernde Morgen.

III.

Wie es kommt, daß König Oscar von Schweden Dichter ist. — Empfang im Königsschloß. — Allgemeines von der Ausstellung. — Einige Eßlöffel Statistik. — Die Geheimnisse des Meeresgrundes.

Stockholm, 13. Juni.

In seinen Mußestunden ist König Oskar von Schweden Dichter. Wir wissen dies, wie die meisten Mitmenschen, vom Hörensagen. Gelesen haben wir nie etwas von ihm, schon aus Prinzip nicht, weil wir uns sagten, er solle nur trachten, gut zu regieren, die Poesie besorgen wir uns schon selber — wir, die Figaros dieser Weltordnung, die wir mehr Witz aufbieten müssen, um über die Anforderungen des Tages hinauszugelangen, als Karl V. aufzuwenden nötig hatte, um das Reich, in dem die Sonne nicht unterging, zu beherrschen. Seit gestern jedoch denken wir milder von dem gekrönten Konkurrenten. Seit gestern wissen wir, daß man König von Schweden nicht sein kann, ohne notgedrungener-

weise Poet zu werden, und wir werden uns sogleich die Ehre geben, dies zu beweisen. Der Kronprinz hatte die deutschen Journalisten zum Empfang und Souper ins Schloß geladen. Er ist Protektor der Ausstellung, aber nicht in dem Sinne, daß er wie ein Geist über den Wassern schwebt, sondern er hat an den Vorbereitungen für das Unternehmen auf das eifrigste teilgenommen. In dem mächtigen Bau Nikodemus Tessins versammelte sich am Spätabend jene ebenso zahlreiche wie glänzende Gesellschaft, die überall zu finden ist, wo ein Hof ist, ob dieser nun in Stockholm oder in Berlin oder in Wien oder in Petersburg oder sonstwo residiere: Würdenträger aller Arten, Offiziere aller Rangstufen, Zeitgenossen, die sich auf irgend eine unbekannte Weise um Krone und Staat verdient gemacht, und alle von oben bis unten mit Bändern, Sternen, Gold- und Silberstickereien bedeckt. Die Treppe des Palastes mit ihrem korinthischen Säulenschmuck, in deren Durchblicken Stukko- und gemalte Dekoration sich kunstvoll ergänzen, führt in den zweiten Stock hinauf. Drei kleine Säle nehmen die Gäste auf oder nehmen sie vielmehr nicht auf, denn es wird bald so voll, daß man nur mit Mühe vorwärts kommt. Der erste Saal birgt die Jagdtrophäen des Prinzen, Geweihe an der Wand und ausgestopfte Wildvögel. Der zweite, in Barock gehalten und hochrot getönt, weist einige Bilder auf, von denen eine Strandlandschaft und die Darstellung einer Walküre künstlerischen Wert besitzen. Die Familienporträts, die hier zu sehen, können höchstens unter dem Gesichtspunkte der Pietät betrachtet und geschätzt werden. Der dritte Saal zeigt einen schönen Majolikakamin und gute, alte keramische Gefäße. Die Räume sind schon etwas verwohnt, aber weil ihnen die kalte, steife Pracht fehlt, die in andern Schlössern zu Hause, fühlt man sich in ihnen vom ersten Moment an behaglich und heimisch. Die Temperatur aber steigt rasch so hoch, daß man sich bemüht, in die Nähe eines der weitgeöffneten Fenster zu gelangen, und als uns dieses Unternehmen gelungen war, als wir uns, ohne recht zu ahnen, was unser wartete, über die Brüstung neigten, war es uns wie in einer plötzlichen Er-

leuchtung klar geworden, weshalb der König von Schweden in seinem Nebenamt Dichter ist. Seit Kardinal Galimberti uns an eines der Fenster des Vatikans geführt und uns die Ewige Stadt gezeigt hatte, wie sie sich zu unsern Füßen über die Hügel dehnt, haben wir nicht geglaubt, daß die tiefe Erschütterung dieses Anblicks sich wiederholen könne. Und nun ist dieser gewaltige Eindruck mit einem Male verblaßt, und wir fühlen, daß es kaum ein Größeres auf Erden geben kann, als was wir in diesem Augenblick erleben. Wir schauen in die Ostseebucht hinein, nach Skepps- und Kastellholmen hinüber, unter uns die Paläste der Stadt, die von keinem Punkt aus zu reinerer Wirkung gelangen können. Die Fontäne im kleinen Schloßgarten hat man auf eigentümliche Weise beleuchtet, man ist dem Laufe der sprudelnden Strahlen mit Gasröhren gefolgt, aus deren Öffnungen die fauchenden Flammen hoch aufschlagen, so daß Wasser und Feuer ineinander zu fließen scheinen. Das schäumt und glüht auf magische Weise, und ringsum blüht und duftet der Flieder, und wie Kranz an Kranz reihen sich Buchten, die Inseln, die Ufer, die Wälder aneinander, bis in der Ferne alles im fahlen Lichte der Sommernacht verschwimmt. Wären weniger Menschen in der Nähe gewesen, so wären wir wahrscheinlich in Tränen ausgebrochen. Wir schämen uns nicht, dies einzugestehen. Warum sollten ein großes Leid und ein großes Glück sich nicht auf die gleiche Weise äußern dürfen? Und wie sollten empfindsamere Naturen in einer so frohen Erschrockenheit des Herzens die bürgerliche Fassung bewahren können? Auf solcher Zinne stehend wie hier müssen die Fürsten Dichter werden, ob sie wollen oder nicht, und wir sind fest davon überzeugt, daß der deutsche Kaiser bei seinen Bewerbungen um die Gunst der Musen bedeutend erfolgreicher wäre, wenn er in Stockholm einmal längeren Aufenthalt nähme.

* *
*

Der Kronprinz Gustav Adolf von Schweden ist ein charmanter junger Mann, der sich große Mühe gibt, seinen

Gästen angenehm zu sein. Wir unserseits würden die Zumutung, mit so vielen gleichgültigen Menschen verbindliche Worte zu wechseln, höchstwahrscheinlich ernst-freundlich zurückweisen. Der Prinz ist gleich wie sein Bruder Karl und sein Vater, die soeben eintreten, überlebensgroß. Während aber der alte Herr sich schon zu kleidsamer Fülle ausgewachsen hat, sind die beiden Söhne von einer Schlankheit, die der von der Wissenschaft gestatteten Minimalgrenze sich recht sehr nähert. Der Kronprinz, der einen Zwicker trägt, ist stark brünett und hat etwas nach aufwärts strebende Züge. Prinz Karl, der gegenwärtig Bräutigam ist und den kompetente Hofdamen für den „schönsten Prinzen von Europa" erklären — auf den übrigen Kontinenten gibt es kaum noch fürstliche Mitbewerber, die in Betracht kämen —, ist erstens Prinz, infolgedessen schon schön von Beruf, zweitens, wie bereits erwähnt, größer und schlanker als viele andere Menschen, und drittens, das sei gern zugegeben, hat der scharf profilierte Kopf einen guten, sympathischen Ausdruck. Der dritte anwesende Bruder, Prinz Eugen, der für einen talentvollen Maler gilt, ist nach unserem Geschmack der hübscheste von den dreien, schon weil er nicht so ängstlich groß ist wie die beiden andern.

Was nun den Königspoeten anbelangt, so findet er sich mit den Bürden seines Amtes mit ansprechender Bonhomie ab. Er ist von lebhaftem Temperament, hat rasche und entschiedene Bewegungen, einen sozusagen beständig fragenden und provozierenden Blick und trägt seine 68 Jahre mit verwunderlicher Leichtigkeit. Die Photographien, die von ihm kursieren, und das Porträt auf den Briefmarken und Münzen geben kaum entfernt eine Vorstellung von ihm. Und wie er selber trotz seiner reichen Uniform, die von Rechts wegen zur Entfaltung majestätischer Gebärden und zur Anstimmung schmetternder Fanfaren verpflichten sollte, einfach gleich einem jovialen Gentleman mit einer gewissen Hausväterlichkeit mit seinen Gästen plaudert und scherzt, sie im Sprechen beim Arm faßt oder ihnen auf die Schultern klopft, ist auch um ihn her schlechterdings nichts Ersterbendes

wahrzunehmen. Die Leute klappen nicht wie die Taschenmesser in der Mitte zusammen, wenn er sie anspricht, und die anwesenden Damen — es sind ihrer höchstens zwei Dutzend und sie gehören zumeist der Kunstwelt an — haben sich, wie der Augenschein lehrt, mit dem Problem der tiefen Hofknixe noch nie ernstlich beschäftigt.

Das Souper wurde in einem Nebensaale, in Weiß und Gold gehalten und mit einem guten architektonischen Deckengemälde geschmückt, eingenommen. Es verlief wie alle derartigen Veranstaltungen. Wir können bezeugen, daß Küche und Keller des Königs gut bestellt sind und Anspruch auf einen Stern im Bädeker haben. Auf den Gastgeber wurde ein Hoch ausgebracht, und bei dieser Gelegenheit vernahmen wir zum ersten Male das von Kaiser Wilhelm nach Deutschland verpflanzte Trinkspruchhurra. Man hört dreimal hintereinander ein kurzes „Rrra, — rrra, — rra", das wie eine prompt abgegebene Gewehrsalve rasselt. Das macht sich ganz gut, besonders wenn nicht „nachgeklappt" wird, und man darf den Schweden nachsagen, daß sie wertvolles Stimmaterial besitzen und im geschulten Vortrage des Rrralautes Ansehnliches leisten.

So verlief der Abend in diesem Königsschloß amüsanter, als höfische Feste sich an andern Orten abzuwickeln pflegen.

* * *

Die Stockholmer Ausstellung ist ein Unternehmen großen Stils, das alle natürlichen und wirtschaftlichen Hilfsquellen des weiten Reiches wie in einem Brennpunkte zusammenfaßt. An einem der schönsten Punkte der näheren Umgebung, am nördlichen Strand des Tiergartens aufgeführt, lehnt sich diese Schöpfung an den Neubau des Nordischen Museums an, teilt sich zweckmäßig zwischen See und Land und zieht durch die phantastischen Formen des Hauptgebäudes schon von weitem die Neugierde auf sich. Diese Halle, deren Dach im Innern eine kunstvolle Balkenkonstruktion zeigt, wie man sie in unsern Ländern kaum mehr zu Gesicht bekommt, wird von einer Kuppel gekrönt, die ihrerseits durch eine dreifache

Laterne abgeschlossen wird. Vier hohe minaretähnliche Türme, an den Spitzen durch Brücken verbunden, umgeben den Bau. Pavillons flankieren den im nordischen Stil gehaltenen, reich gegliederten Eingang. Alles ist einladend angeordnet und auf verhältnismäßig kleinem Raum gut und übersichtlich installiert.

Bekannt ist, daß die Schaustellung der gewerblichen Leistungsfähigkeit Schwedens gerade in einem Augenblicke stattfindet, da sich die Industrie des Landes einer Gefahr gegenübersieht, die weithin Unruhe und Sorge verbreitet. Indem Norwegen, der Richtung seiner politischen Entwicklung treu bleibend, nun auch das Handelsbündnis mit Schweden kündigte, nimmt es diesem Lande den Vorsprung vor den übrigen Bewerbern des Weltmarktes und bringt in der Versorgung seines Konsumgebietes mit Einfuhrartikeln Verschiebungen hervor, die dem Nachbarreiche erhebliche Nachteile zufügen könnten. Österreich-Ungarn, dieses Schweden-Norwegen Mitteleuropas, darf die jetzigen wichtigen Vorgänge im Norden mit gesteigerter Aufmerksamkeit verfolgen.

* * *

Wir hatten wirklich und wahrhaftig die feste Absicht, die Leser direkt dorthin zu führen, wo man den Herzschlag jeder Industrie am besten fühlt. Nur kamen wir nicht ganz bis hin trotz aller Vorsätze. An der Tür der Maschinenhalle befielen uns die ernstesten Bedenken, über die sich so ohne weiteres nicht hinweggehen ließ. Freunde einer weisen Einteilung aller menschlichen Dinge und Bekenner des alterprobten Satzes, man solle unter keinerlei Vorwand schon heute tun, was zu verrichten morgen ohnehin noch Zeit genug ist, erwogen wir die schädlichen Folgen einer allzu hastigen Aufzehrung unserer Lebenskräfte, und das Resultat, bei dem wir uns in Übereinstimmung mit allen Einsichtigen wissen, war, daß wir im Freien verblieben, in den leuchtenden Nachmittagshimmel blickten, dann am Ufer die Fische fütterten, die Konditoreiverhältnisse der Ausstellung inspizierten, ein paar schöne Doggen streichelten, die uns in den Weg liefen, uns der vielen rosigen Mädchengesichter freuten, im Schatten

der Bäume auf das Vogelgezwitscher lauschten, — alles Beschäftigungen, die sub specie aeterni ungleich schwerer ins Gewicht fallen, als ein listig organisierter Müßiggang, der uns in den Bereich arbeitender Maschinen, Kessel, Apparate und schnurrender Räder geschleudert hätte. Der verdiente Lohn für diese mühevolle Enthaltsamkeit blieb nicht aus, denn wir erblickten etwas, was noch keine Ausstellung, so viele ihrer gewesen sind, ihren Gästen gezeigt hat. Unmittelbar beim Eingange in die Maschinenhalle ankert ein Schiff, ein eiserner Schraubendampfer, der, über und über mit Rostflecken bedeckt, gar verwunderlich aussieht. „Södern Sveriga" lautet am Bugspriet der fast unlesbar gewordene Name des Fahrzeugs, und es ist das nämliche Boot, das, auf der Fahrt von Petersburg nach Stockholm ohne Verlust von Menschenleben untergegangen, 21 Monate lang in 60 Meter Tiefe auf dem Boden des Meeres geruht hat, bis es einem scharfsinnigen Ingenieur, Herrn Waller, mittelst einer neuen Hebungsmethode gelang, den Dampfer wieder ans Tageslicht zu fördern. Erst in dieser Woche ist das Schiff als eines der interessantesten Ausstellungsobjekte hier eingetroffen, und nun klettert man durch alle seine Räume bis tief in den Maschinen- und Lagerungsraum hinab und läßt sich von ihm die Geheimnisse des Meeresgrundes erzählen. Es berichtet von dem feierlichen Schweigen der See, deren Stürme nicht bis zu ihm hinabgedrungen, von dem glotzenden Erstaunen der Fische, die durch seine Kajüten schwammen, von der edlen Resignation, mit der es für immer und ewig von den Mühen des Daseins auszuruhen gedachte, ein paar Felsblöcke unter den Kopf schob und sich wohlig und bequem im weichen Meeresschlamm bettete. Aber da kamen eines Tages die kleinen Menschen mit ihren Ketten, Tauen, Hebeln und Luftschläuchen und rüttelten und rissen es, bis es aus seinem Schlummer erwachte und ihnen zur Oberfläche folgen mußte. Und nun liegt es inmitten dieser bunten Volksfreude wie ein Gespenst, das eben dem Grabe entstiegen, schmutzig und verwahrlost. Und über ein Weilchen wieder wird sich abermals die Hand des Menschen über dieses schicksalsreiche Boot ausstrecken,

wird pochen und hämmern und glätten und stutzen, und von neuem wird der Dampfer alle Meere befahren. Wir jedoch wollen uns für unsere nächste Seereise doch lieber ein anderes Schiff aussuchen.

IV.

Vom Hundertsten ins Tausendste. — Der schwedische Exportverein. — Tausend Meiereien. — Von der Butterbörse. — Der Mikrokosmos der Aktiengesellschaften. — Zollfragen. — Öffentlichkeit der Steuerlisten. — In der Maschinenhalle. — Eine neue Anwendung des Dampfes. — Die Kupfergruben von Falun. — Die Holzstoff-Industrie. — Auf Skeppsholmen.

Stockholm, 13. Juni.

Wer ein Buch beginnt, ist der Schüler dessen, der es beschließt. Wer eine Reise beendet, ist der Lehrer dessen, der sie unternommen. Das Fremde nicht gering schätzen, weil es anders ist, als wir zu finden gewohnt sind oder zu finden erwarten, das Neue sehen und verstehen lernen, den Faden aufgreifen und achtsam fortspinnen, der uns von einer einzelnen Erscheinung aus bis zum Gesetz des großen Zusammenhangs aller Verhältnisse hinleitet, überhaupt in jedem Augenblick das Organische respektieren und nichts Zufälliges anerkennen — nur unter dieser selbstverständlichen Voraussetzung könnte es uns gelingen, etwas weniger dumm, als wir die Heimat verlassen haben, wieder nach Hause zurückzukehren. In dieser Hinsicht ist das Land Schweden ein gar anregender Unterweiser. So haben wir beispielsweise bereits erwähnt, daß die Butter mit an der Spitze der schwedischen Exportartikel steht und daß von diesem Produkt im Jahre 1895 nicht weniger als 24 Millionen Kilo im Werte von 43,5 Millionen Kronen zur Ausfuhr gelangten. Diese Tatsache ist wohl an und für sich interessant, aber wir fühlten, daß noch mehr dahinter stecke als der Hinweis auf das Vorhandensein einer ungewöhnlich blühenden landwirtschaftlichen Industrie. Auch die vielen weidenden Viehherden, deren wir auf der Fahrt

nach Stockholm ansichtig geworden, vermochten uns nicht zu informieren, sondern konnten uns nur für Zwecke der Landschaftsmalerei bedeutsam erscheinen. Wir suchten deshalb den Schwedischen Exportverein auf (Sveriges Allmänna Exportfärening), eine Gesellschaft, der der Kronprinz als Präsident, der frühere Minister des Äußern, Baron Hochschild, als Obmann des Verwaltungskomitees und Herr W. Tesch als leitender Direktor vorsteht. Dieser Verein, der die hervorragendsten Vertreter der Industrie und des Handels zu Mitgliedern zählt, verfolgt für sich natürlich keinerlei geschäftliche Zwecke, sondern bestrebt sich, durch günstige Übereinkommen in Schweden und im Auslande neue und vermehrte Gelegenheiten für den Export zu eröffnen. Den Auskünften, die uns der sehr zuvorkommende Herr Tesch erteilte, entnehmen wir, daß Schwedens Butterausfuhr im Jahre 1870 2 Millionen, im Jahre 1880 5 Millionen und im Jahre 1888 15 Millionen Kilo betragen hatte. Innerhalb 25 Jahren hat sich demnach dieser Export von 2 auf 24 Millionen Kilo, also um 1200 Prozent, gesteigert. Von tiefer Achtung vor den Kühen Schwedens erfüllt, dankten wir Herrn Tesch, stiegen wieder die Treppe herab und begannen nun erst recht, diesen merkwürdigen Verhältnissen nachzuspüren. Und da erfuhren wir denn zunächst, daß das Land nicht weniger als tausend Meiereibetriebe besitze und daß die Butter ihren ganz börsenmäßigen Kurs habe. Die Notierung von Goeteborg wird täglich von allen Blättern verzeichnet, und gerade jetzt beobachteten wir ein Anziehen der Preise, weil das bevorstehende Regierungsjubiläum in England, dem importierenden Hauptlande, ein Zusammenströmen vieler Fremden und deshalb einen erhöhten Butterkonsum zur Folge haben wird. Wir unserseits haben bei jeder Mahlzeit zur Versteifung der Preise ebenfalls das Menschenmögliche beigetragen. Daß übrigens in diesem Butterdorado auch das Margarin Eingang gefunden, beweist die Existenz zweier großer Fabriken in Arboga und Helsingfors. Weiter stellte sich heraus, daß die meisten dieser Meiereien Aktiengesellschaften (Aktiebollager) sind, und diese Tatsache geleitete

uns nun zur Betrachtung einer ganz eigentümlichen Entwicklungsart innerhalb der schwedischen Wirtschaft. Das Land ist mit Aktiengesellschaften geradezu übersät. Es gibt deren sehr große, darunter solche, die Grund und Boden im Umfange kleiner Königreiche mit Riesenwäldern, Erzgruben und anderen Industrieanlagen besitzen, aber ganz besonders gibt es ihrer unzählbare kleine. Die Idee der Vereinigung einzelner, mehrerer, vieler zur gemeinschaftlichen Betreibung wirtschaftlicher Unternehmungen hat hier einen, wie uns scheinen will, ganz originellen Ausdruck gefunden. Schlagen wir nämlich den schwedischen Handelskalender auf, so werden wir auf den ersten Blick aus vielen ähnlichen Angaben in Erfahrung bringen, daß beispielsweise in Södertelge bei Stockholm eine Akzidenzdruckerei mit einem Aktienkapital von 7500 Kronen (8200 Mark) in Anteilen von 15 Kronen, an irgend einem anderen Platze eine Meierei mit einem Kapital von 5000 Kronen mit Anteilen von 50 Kronen, an hundert anderen Orten Ähnliches besteht. Ob die Direktoren der Berliner Diskontogesellschaft, der Deutschen Bank usw. den Leiter der Meierei in Dägerbecken (Aktienkapital 6000 Kronen) für ganz ebenbürtig halten werden, glauben wir nicht so ohne weiteres bejahen zu sollen. Das Neue übrigens an diesem Mikrokosmos des Aktienwesens ist für uns nicht die Kleinheit der Anteile, die ja auch bei den Goldshares usuell ist, sondern die Kleinheit des Grundkapitals. Allein wir sind aus dem bloßen Gefühl für Land und Volk heraus überzeugt, daß bei dieser Erscheinung keine fieberhaft gesteigerte Unternehmungs-, Spiel- und Wagelust, sondern eine patriarchalische Art der gegenseitigen Hilfeleistung tätig ist. Wer hierzulande sich selbständig machen, einen Gewerbebetrieb begründen will, bespricht sich mit seinen Nachbarn und Freunden, die wieder ihre Bekannten zu interessieren wissen, und ist der Mann vertrauenswürdig, so fließt die verhältnismäßig geringfügige Summe, deren er bedarf, in den bequemsten Minimalbeträgen von allen Seiten zusammen. Zur Beförderung der Gewerbetätigkeit ist dies in einem aufblühenden Lande kein übles Mittel. Ein straffgespanntes

Netz wechselseitiger Interessen verbindet alle Einzelkräfte im Gesamtorganismus, und ermutigender Erfolg wird bei günstigen Produktions- und Absatzbedingungen nicht ausbleiben. Aber man begreift nun auch die große Sorge, die jede Änderung der Grundverhältnisse heraufbeschwören muß, und versteht das peinliche Gefühl der Unsicherheit, mit dem man jetzt in Schweden der von Norwegen beanspruchten Lösung des Handelsbündnisses entgegenblickt. Der Anstoß zu dieser folgenschweren Umwälzung war von den Agrariern Schwedens — Agrarier aller Länder vereinigt euch! — ausgegangen, die die Vieheinfuhr aus Norwegen mit allen Mitteln zu erschweren trachteten. Die Norweger antworteten auf diese Bestrebungen in großartiger Ruhe mit der Kündigung des Zoll- und Handelsbündnisses, und wenn auch gegenwärtig die schwedische Industrie vollauf beschäftigt ist, weil sie sich natürlich bemüht, noch vor Torschluß möglichst viel Ware über die Grenze zu bringen, so wird die Neuerung, sobald sie in Kraft getreten, ihre Rückwirkung auf Schweden doch gar bald fühlbar machen. Schon jetzt erhebt sich daher nach dem physikalischen Gesetz von der Fortpflanzung des Stoßes der laute und vielseitige Ruf nach Erhöhung der schwedischen Eingangszölle auf Industrieartikel.

* * *

So sind wir nun, von einem angenehmen Genußmittel ausgehend, das uns auf dem Frühstückstisch freundlich entgegenschimmert, zu den Problemen der großen Handelsinteressen aufgestiegen. Wir hätten indessen noch weit mehr vom Hundertsten ins Tausendste gelangen können, als dies hier geschehen. Neue Fragen, die Beziehungen der Gesetzgebung zu den geschilderten Aktiengesellschaften betreffend, waren angeregt worden; wir mußten sie zurückweisen, weil wir über die Dinge nur plaudern und weil wir nicht die Absicht haben können, in ihrer Ergründung bis zu den geheimnisvollen Müttern hinabzusteigen. Wahrscheinlich ist Schweden ein sehr wildes Land, in dem es noch keine Überproduktion an Juristen und Gesetzen gibt, in dem man den

Verhältnissen eine freiere Entwicklung gönnt als anderwärts. Aber auf unserem kleinen Informationszuge sind wir auf eine andere Erscheinung gestoßen, die wir notwendigerweise streifen müssen. Sie betrifft die vollkommene Öffentlichkeit der Existenzbedingungen jedes einzelnen. In dem schon erwähnten Handelskalender steht das versteuerte Einkommen jedes schwedischen Gewerbetreibenden, vom ersten Großindustriellen bis zum kleinsten Schuhflicker, auf Heller und Pfennig neben dem betreffenden Namen verzeichnet. Diese unbedingte Publizität durchleuchtet das versteckteste Portemonnaie besser, als alle Röntgenstrahlen dies vermöchten. Sie beschränkt sich jedoch nicht nur auf Handel und Gewerbe, sondern erstreckt sich auch auf jeden sonstigen selbständigen Bürger. Auf der Fahrt durch Südschweden haben wir beispielsweise ein kleines Lokalblatt „Trelleborgs-Tidningen" gekauft, und gerade in dieser Nummer finden wir die diesjährigen Steuerbekenntnisse aller Einwohner von Trelleborg auf das genaueste angegeben. Wir erfahren da neben vielem anderem, daß die dortige Zuckerfabrik ein Einkommen von 156381 Kronen, daß Herr Leutnant W. Malmros 3943, die Lehrerin Marie Mattson 150, der Lokomotivführer A. Andersson 735, der Photograph B. Bengtson 550, der Maurer N. Hansson 150, der Dragoner G. Fröjd und eine große Anzahl Arbeiter je 50 Kronen versteuern. Da wir nicht im geringsten lebensüberdrüssig sind, werden wir uns hüten, hinsichtlich dieser Volkssitte Parallelen mit andern Ländern zu ziehen, aber wir wollen doch wenigstens der bescheidenen Meinung Ausdruck geben, daß weder die materielle noch die moralische Wohlfahrt Schwedens unter dieser Öffentlichkeit der Existenzmittel zu leiden scheint. Freilich kommt es auch darauf an, daß eine weise Staatsleitung da ist, die diese Kenntnis nicht einseitig ausbeutet, die klug genug ist, einzusehen, daß man Kräfte nur erhält, indem man sie schont, und die sich infolgedessen auch nicht mit förmlich räuberischem Haß auf den Arbeitsverdienst ihrer Bürger stürzt.

* * *

Und nochmals müssen wir zur Butter zurückkehren: sobald wir die Maschinenhalle der Ausstellung betreten, finden wir im Mittelpunkt der hellen, hochgewölbten Anlage die Exposition der Aktiengesellschaft „Separator" arrangiert. Der große, kioskartige Aufbau besteht aus lauter Buttermaschinen nach dem System de Lavals, des gegenwärtig erfolgreichsten Erfinders dieses Landes. Diese Apparate, die, für Hand- und Kraftbetrieb eingerichtet, auch viel nach Deutschland und der Schweiz exportiert werden, vereinfachen und verbessern den Prozeß der Buttergewinnung auf die sinnreichste Weise, und da Herr de Laval auch eine Kuhmelkmaschine konstruiert hat, die immer mehr Anwendung findet, so ist die Gewinnung des fertigen Produkts beinahe derartig, daß man sieht, wie oben die Kuh, behaglich weidend, ihr Gras frißt, während unten ein schmatzender Lüstling lauert, der sich die appetitlich herausquellende Butter in frechen, dicken Schichten aufs Brot schmiert. Ein konkurrierendes Unternehmen ist die Gesellschaft „Radiator", die in einem besonderen Pavillon gut ausgestellt hat. Jedes starke Bedürfnis macht sich mit allem Nachdruck so lange geltend, bis der erfinderische Geist auftritt, der es befriedigt. Der rapide Aufschwung der schwedischen Butterindustrie führte notwendigerweise zu dieser Reformierung ihrer Betriebsart.

Man kann dieses Gesetz auch in der wichtigen Zündholzindustrie beobachten. Die Maschinen zur Massenherstellung der kleinen Holzschachteln sind bekannt. Wir fanden sie schon 1873 in Wien und später auf den beiden Pariser Ausstellungen. Jetzt jedoch ist dieses Verfahren derartig vervollkommnet, daß man vor der Ausstellung der Ahrens-Fabrik in Stockholm nicht müde wird, zuzuschauen, wie fabelhaft präzis die vier kleinen Maschinen des Betriebs einander in die Hände arbeiten. Die erste schneidet die Holzblätter in Streifen von 1/4 Millimeter Dicke, die zweite faltet die Streifen zur äußeren Hülle der Schachtel und umklebt sie mit dem bekannten blauen Papier, die dritte faltet die Innenschachtel und unterzieht sie der gleichen Beklebungsprozedur und die vierte klebt die Etikette

darauf. Binnen zehn Arbeitsstunden liefern diese Maschinen 40000 Schachteln und versenken dadurch diejenigen Raucher, die, um eine Zigarre in Brand zu erhalten, zwei Schachteln „Schweden" brauchen, in das beruhigende Bewußtsein, daß es ihnen bis ans fernste Ende ihrer Tage an Zündhölzern nicht fehlen werde. — Fast alle genutzten Maschinen werden in Schweden selbst gebaut, und das kommt auf der Ausstellung zum Ausdruck. Erwähnenswert sind die Dampf- und Arbeitsmaschinen, die Kessel und Lokomotiven der Gesellschaft „Atlas", einer der größten Maschinenbauwerkstätten Stockholms, und die gigantische Lokomotive der „Motala"-Werke am Trollhättakanal. Die Fabrik in Wenersborg stellt eine Dampfdraisine aus, die 60 Kilometer in der Stunde zurücklegt und die Inspizierung der längsten Eisenbahnstrecken in der kürzesten Zeit ermöglicht. Eine interessante Maschine erzeugt mit einem einzigen Ruck ihres Bohr- und Stempelsystems hübsche, zierliche Miniaturholztonnen, die, mit Konfekt gefüllt, in großen Mengen nach England und Indien gehen. An den vielen sonstigen Maschinen schlendern wir, weil sie nur die Leistungsfähigkeit des schwedischen und des gleichfalls gut vertretenen norwegischen Landes bezeugen, aber nichts eigentlich Neues aufweisen, mit teilnehmender Aufmerksamkeit vorüber. Der außerordentlich entwickelte Telephonbetrieb stellt seine schmucken Präzisionsapparate aus. Die acht bis zehn kleineren Fahrradetablissements Schwedens, denen die Qualität ihres Eisens und Stahls zustatten kommt, beweisen uns mit ihren Erzeugnissen, daß die Fabrikation der Räder heutzutage allenthalben so ziemlich auf der gleichen Höhe steht. Sie beziehen die Luftschläuche zumeist aus England, alle anderen Bestandteile erzeugen sie selbst.

* * *

Wir mustern noch dies und das, hunderterlei verschiedenartige Industriegegenstände, und setzen dann, etwas wirr im Kopf, unsere Wanderung über das Ausstellungsgelände fort. In einem besonderen Pavillon lernen wir eine von dem schon erwähnten Herrn de Laval erfundene

neue Anwendung des Dampfes als Betriebskraft kennen. Dieses System beruht darauf, daß Dampf von 120 Atmosphären Druck, direkt auf eiserne Schaufeln geleitet, diesen eine Geschwindigkeit von 13000 Umdrehungen in der Minute verleiht. Diese Dampfturbine, mit Gleichstromdynamos auf einer Welle verbunden, versieht den größten Teil der Ausstellung mit elektrischem Licht. Für Schweden, das Land der reichsten Wasserkräfte und der absoluten Kohlenarmut, ist diese Erfindung gewissermaßen eine Rückbildung, weil früher oder später das Wasser alle stabilen Maschinen des Landes treiben, ihm jede erforderliche Kraft verleihen und es so reich als irgend nötig beleuchten wird. Schon jetzt gibt es hier auf dem Lande mechanische Werkstätten, wie Holzschleifereien usw., die, mehr oder minder abgelegen vom Verkehr, dadurch konkurrenzfähig sind, daß sie, mit Wasser arbeitend, ihre Produkte mit keinerlei Kostenerfordernis für Kohle zu belasten brauchen. Aber überall da, wohin die Wasserkraft ihren Weg noch nicht gefunden hat, wird die neue Anwendung des Turbinenprinzips auf den Dampfbetrieb die Aufmerksamkeit der Fachleute in Anspruch nehmen.

* * *

Einen Hauptanziehungspunkt der Ausstellung bildet der Pavillon der altberühmten Kopparberg-Gesellschaft zu Falun (Stora Kopparbergs Bergslags Aktiebolag, wie ihre offizielle Firma lautet). Der Mittelbau enthält die Erze in allen Bereitungsstadien sowie Halb- und Ganzfabrikate. Die reiche Ornamentik der Wände erweist sich bei näherer Betrachtung als eine stilvolle Anordnung von Hunderttausenden von Nägeln. Im Untergeschoß sind alle erdenklichen Kupferfabrikate vereinigt, und das Publikum drängt sich vor einer künstlich erleuchteten großen Grotte, die mit den prachtvollsten Kristallen von Kupfervitriol wie eine Tropfsteinhöhle belegt ist. In einer eigenen Vitrine ist die Literatur zusammengestellt, die sich auf den Faluner Bergbau bezieht. Die Gesellschaft, die älteste des Landes, verfolgt ihre Geschichte bis ins 13. Jahrhundert zurück.

Ihr erster Privilegienbrief, von König Magnus Eriksson Smak unterm 24. Februar 1347 ausgestellt, wird der Reihe nach von den Königen Albrecht (1366), Erich von Pommern (1413), Christoph (1442), Karl Knutson (1449), Christian (1458) und Gustav I. Wasa (1525) bestätigt. Das Unternehmen hatte wechselnde Schicksale und bis zur Begründung der Aktiengesellschaft auch sehr verwickelte Eigentumsverhältnisse. Nach kontinentalen Begriffen ist das Gesellschaftskapital von 9,6 Millionen Kronen kein großes. Den Effektivwert ihres Eigentums schätzte die Unternehmung am 1. Januar 1896 auf 30 bis 34 Millionen Kronen. Sie betreibt Kupfer- und Eisenbergbau, Kupfergewinnung und -verarbeitung sowie Eisenfabrikation in allen Arten und Holzindustrie in jeder Gestalt. Aus den uns vorliegenden Produktionslisten des Jahres 1896 heben wir folgende Artikel hervor: Kupfer 385 Tonnen, Silber 367 Kilogramm, Gold 91,4 Kilogramm, Phosphorbronze 5263 Kilogramm, Kupfervitriol 1506 Tonnen, konzentrierte Schwefelsäure 2267 Tonnen, Stabeisen 47173, Gußeisen 51865, Eisenfabrikate 47004 Tonnen, dann Holzmasse zur Papierbereitung 5451 Tonnen und Schnitt-, Nutz- und Bauholz in bedeutenden Mengen. Die Gesellschaft besitzt Eisenbahnen in einer Ausdehnung von 75 Kilometern und beschäftigt 100 Beamte und 4500 Arbeiter. Gewiß gibt es bei uns Unternehmungen, die um ein Vielfaches größer sind als die Faluner Gesellschaft, allein zum ältesten Industrieadel der Welt werden sie sich gleich dieser nicht rechnen dürfen.

* * *

Haben wir uns an der Ausstellung müde gesehen und rumoren die vordringlichen Ziffern in unserm Hirn zu arg, so wissen wir jetzt, wohin wir unsere Schritte zu lenken haben, um aus der kalten Welt der Nützlichkeiten, der Tatsachen und Zahlen in unser kleines, warmes, liebes Reich der Träume und Wünsche, des großen Schweigens und der tiefen Entzückungen zurückzukehren. Skeppsholmen heißt die Insel, die uns ein teurer Aufenthalts- und Erlustigungsort

geworden ist. Der Zugang zu ihr liegt ganz abseits vom städtischen Durchzugsverkehr. Wer sie finden soll, muß sie suchen wollen. Eine Brücke, deren Geländer mit je einer goldenen Königskrone geschmückt sind, führt vom Nationalmuseum zu dem wunderbaren Eiland hinüber. Üppiges Lindengrün ist hier so dicht und hochgehäuft, daß die Karl Johann-Kirche, um Atem holen zu können, Mühe hat, ihre Ziegelkuppel über das leuchtende Laubmeer emporzuzwängen. Die Sehenswürdigkeiten der Insel, einige zu militärischen und Marinezwecken bestimmte Gebäude, sind rasch in Augenschein genommen. Bloß das schöne Denkmal, das man vor der Marineakademie der Vegaexpedition gewidmet hat, nimmt unsere Teilnahme eine Zeitlang in Anspruch. Weiter haben wir auf Skeppsholmen nichts zu tun, und nun wandern wir, von der wonnesamsten Einsamkeit geliebkost, zum westlichen Strande hin. Auf der Bank, die unser gewöhnliches Ziel ist, sitzt heut ein Liebespaar; er, ein Student, die Mütze von Upsala aus der Stirn geschoben, mit brennenden Blicken leidenschaftlich auf sie einredend, sie in Weiß gekleidet, den blonden Kopf nach vorn geneigt, nachdenklich zuhörend, mit dem Sonnenschirm allerhand Figuren in den Sand zeichnend. Wir wenden hastig die Blicke ab und entfernen uns rasch, weil Jugend und Liebe uns heilig sind, wo immer wir ihnen begegnen, und suchen uns eine andere Bank, die von jener durch dichte Fliedergebüsche geschieden ist. Hier rasten wir dann, schauen und sinnen. Vergessen ist die Welt, die dort beginnt, wo vom fernsten Saum des Nachmittagshimmels die rosenroten Cirruswolken herüberblinken. Vergessen sind Kampf und Streit, Halbheit und Enge, die Hast des Tages, die Mühe der Arbeit, der Druck des Daseins, das eigene kleine anämische Schicksal. Vor uns dehnt sich, von vielen Schiffen durchfurcht, die weite Hafenbucht der Saltsjön. Diese See führt ihren Namen sehr mit Unrecht, denn salzig ist sie ganz und gar nicht. Trotz unserer Abneigung gegen alle wasserähnlichen Flüssigkeiten haben wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, zum Strand hinabzusteigen und aus der hohlen Hand einige Tropfen Salts-

jön zu schlürfen. Das schmeckte durchaus nicht nach Meer: die Mälarflut, die in diese Bucht abschäumt, stößt wie eine scheue Braut die Umarmungen der Ostsee heftig von sich. Drüben zeigt sich der Staden, die Alt- und Kernstadt Stockholms, die malerische Quaizeile, wo die Dampfer ihre Waren einnehmen und löschen, wo die Dampfkräne rasselnd hin und her gleiten, wo Eisenbahnzüge auf und nieder rollen, geschäftige Menschen durcheinandereilen und über aller Unruhe der Werktagsarbeit der sonntägliche Königsbau, zu dem man immer wieder voll Bewunderung zurückkehrt, sein gewaltig überragendes Viereckmassiv erhebt. Scharen von Möwen wiegen sich in schwingenden Kreisen über der Flut. Es scheint, daß sie Wichtiges beraten, denn sie bleiben dicht beieinander und berühren sich beinahe mit den weitausgreifenden Flügeln, bis endlich eine von ihnen die Gefährten verläßt, sich höher und höher erhebt, immer kleiner wird, dann nur noch wie ein schwarzes Staubpünktchen am Himmelsblau haftet und jetzt ganz verschwindet. Wir folgen dem anmutigen Flüchtling, so weit der Blick reicht. Woher kommst du, wohin gehst du, was sollst und willst du in dieser Welt der Möwen? Und harrt unsichtbar hoch über dir nicht schon der Seeadler lauernd der leichten Beute? Rufe, die nicht beantwortet, Rätsel, die nicht gelöst werden, — sie so wenig wie die Fragen des dänischen Poeten, die uns in diesem stillen Augenblick heiß durch den Sinn gehen: „Aber was ist denn eigentlich dieses Leben? Ist es eine Schule — was lehrt es uns? Ist es ein Kampf — wozu sollen wir kämpfen? Ist es ein Fegefeuer — weshalb sollen wir gepeinigt werden? Ist es ein Witz — wo steckt die Pointe?“

V.

In der Industriehalle. — Von der übrigen Ausstellung. — Schwedens Seehandel. — Allerlei Wahrnehmungen. — Abschied.

Stockholm, 16. Juni.

Was sich von der Stockholmer Ausstellung auf den ersten Blick hin als beachtenswert darstellt, sei nunmehr rasch

und in Kürze aufgezählt. Von der äußeren Architektur des Hauptgebäudes wurde bereits gesprochen. Die von den Architekten F. Boberg und F. Lilljekvist sowie dem Ingenieur F. Söderbergh konstruierte Industriehalle bedeckt ein Areal von mehr als 15000 Quadratmetern. Sie bildet den größten Holzbau, der in diesem holzreichen Lande bisher aufgeführt worden, und ganz eigentümlich ist der Anblick des Balkengewirrs, das die Kuppel und das Dach der Halle trägt. Dieses Gebäude ist also sehr geräumig, aber es ist glücklicherweise nicht so groß, daß man es aus Scheu vor den Beschwerden der Orientierung schon mit einer Art Verzweiflung betreten müßte. Alles, was die Industrie eines Landes ausmacht, ist hier zu sehen, aber es ist nicht so vielfach gehäuft vertreten wie bei uns. Man braucht sich nicht durch Zehntausende von Vitrinen hindurchzuarbeiten wie auf den Völkerjahrmärkten der beiden Kontinente — man ist froh und zufrieden, nur fünfhundert betrachten zu müssen, gelangt infolgedessen leichter zu einem Urteil über das Ganze und vermag alles einzelne, je nach dem persönlichen Interesse, mit aller Bequemlichkeit zu mustern. Es kann auch hier nicht in unserer Absicht liegen, den umfangreichen Katalog der Ausstellung zu glossieren. Nur was dem fremden Lande eigentümlich, was uns selber neu ist, suchen wir. Vielerlei kann dies nirgends sein, und auch hier nicht; wir haben in den letzten Jahrzehnten allzu zahlreiche Ausstellungen gesehen und wandern jetzt „mit hohen Augenbrauen gelassen“ durch jedes neue derartige Schauspiel. Gleich dem Geologen, der mit dem Hammer durchs Gebirge zieht, werden wir deshalb nur da und dort anklopfen, um uns der Struktur und Formation der Objekte zu vergewissern. — Die Stadt Eskilstuna, die für die Eisenindustrie Schwedens die größte Wichtigkeit besitzt, hat in einem hübschen Pavillon ihre Erzeugnisse zu einer guten Ausstellung vereinigt. In Schlössern und Türbeschlägen exzelliert A. Stenman, in Messern Hallströms Aktiengesellschaft, in Sägen O. Liljekvist, in Tischbestecken die Järn-Manufaktur und Stalberg. In dem Schaukasten von Hallström liegt ein Taschenmesser aus,

mit dem man infolge einer Wette einen größeren Balken von zwölfeinhalb Zoll Durchmesser in vier Stunden zerschnitzelt hat, und das Messer ist nach diesem Vernichtungswerk so scharf geblieben, als wenn es direkt vom Schleifstein käme. Reich ist die Textilindustrie vertreten; namentlich die Baumwollgewebe von Norköpping fallen durch ihre Solidität und ihre geschmackvollen Dessins auf. Die Glasgroßindustrie zeigt ihre vielfältigen Erzeugnisse, und die schwedischen Porzellane von Gustavsberg konkurrieren mit den reichen und prächtigen Prunk- und Nutzobjekten, die die weithin bekannte königliche Porzellanmanufaktur von Kopenhagen ausgestellt hat. Die Objekte, die uns persönlich in der Industriehalle am meisten fesselten, hat man auf der Galerie des Gebäudes untergebracht, ein wenig versteckt, wie uns scheinen will und wie dies bei der leidenschaftlichen Eifersucht zwischen Schweden und Norwegen nicht ganz unbegreiflich wäre. Diese Gegenstände, abgenutzt, schmutzig und verwahrlost, überstrahlen die blanksten Stahlschilder und Messerklingen unten in der Halle. Es sind die Reliquien der Nansen-Expedition: das schmale, kleine Boot, in dem der große Frithjof seine letzte gefahrvolle Reise nach dem Nordpol antrat, die Büchse, mit der er geschossen, die Kleidung, die ihn vor der arktischen Kälte geschützt, Aufzeichnungen von seiner Hand, Proben von den Konserven, die auf der Fram überwintert. Hier standen wir lange und fühlten das Erhabene dieser Menschentat. Hier fanden wir auch Nansen wieder, den Mann der Einsamkeit, der für eine Idee sein Leben hundertfach aufs Spiel setzt, der so gar nicht in die gelehrten Gesellschaften befrackter Akademiker paßt und den der niedrige und gemeine Journalwitz berühren, aber nicht beflecken kann. Dies war der größte Eindruck, den wir aus der Halle, die der Industrie gewidmet ist, mit fortnahmen.

* *

*

Und nun müßten wir uns eigentlich erst hinsetzen und ein ganzes großes Buch über die Ausstellung schreiben. Eine Reihe wichtiger Einzelobjekte beansprucht eine ausführliche Schilderung, und wir können sie hier kaum noch flüchtig berühren. Da ist zunächst der Pavillon der schwedischen Holzarten, eine reichhaltige und geschmackvolle Anordnung aller Hölzer des Landes; an der Wand der Halle erblicken wir eine Riesenwurzel, die eine Fläche von ca. 20 Quadratmetern bedeckt. Da sind ferner der Pavillon für Schiffahrt und Fischerei sowie der Sportpavillon; ferner der hübsche Bau, in dem die Stadt Stockholm ihre Wohlfahrtseinrichtungen, und der Kiosk, in dem König Oskar seine reiche Jagdbeute vorführt, weiter die Villa, in der Herr Schriftsteller Thore Blanche, der sympathische Obmann des Preßkomitees, in zuvorkommender und herzlicher Weise seines Amtes waltet, endlich die Ausstellungen der Lehrmittel und der Hausindustrie, in deren Räumen man stundenlang mit immer neu angeregtem Interesse verweilen kann. Und Gamla-Stockholm, Alt-Stockholm natürlich mit seinem hochragenden, wehrhaften Rathause, seinen traulichen Gassen, seinen Brücken und Schenken — und nun gar erst die große und bedeutende Kunstausstellung, in der nahezu zweitausend Gemälde nicht bloß die skandinavische, sondern auch die internationale Kunst glänzend zur Geltung bringen — und endlich der angrenzende Skansenpark, dieses ethnographische „Freiluftmuseum“ mit dem herrlichen Ausblick vom Bredaturm, das, einzig in seiner Art, eine Ausstellung für sich bildet, — mit beschwertem Gewissen gleiten wir über diese Sehenswürdigkeiten hinweg, empfehlen aber allen, die nach uns kommen, ihr Studium auf das dringendste. Das ganze große Werk dieser Ausstellung beweist in allen seinen Teilen den raschen wirtschaftlichen Aufschwung Schwedens, das seine unerschöpflichen natürlichen Hilfsmittel immer mehr erschließt und in der Veredelung seiner Manufakte immer rüstiger vorwärts schreitet. Eines nur fehlte uns, vielleicht war es da, vielleicht haben wir es übersehen: Einrichtungen für den Arbeiterschutz und die Arbeiterhygiene. Je mehr sich die Industrie des Landes entwickelt,

mit um so größerem Gewicht werden sich auch die berechtigten Ansprüche der Arbeitnehmer geltend machen.

* * *

Allerlei kleine praktische Wahrnehmungen, die der Gast auf seinem Fluge durch das fremde Land errafft und gesammelt, seien hier zu einem kunstlosen Sträußchen verbunden:

*

Die Schweden reisen viel; ihre Geschäfte führen sie häufig ins Ausland; neben England ist es vorzugsweise Deutschland, das sie besuchen. Da mag es sich früher oft getroffen haben, daß sie, wieder nach ihrer Heimat zurückgekehrt, zu ihrem Mißvergnügen in Erfahrung brachten, sie seien mit diesem oder jenem ihrer Landsleute, mit dem sie gern verkehrt hätten, in dieser oder jener ausländischen Stadt zusammengewesen, ohne von seiner Anwesenheit zu wissen. Es kann sich auch ereignen, daß man am dritten, weitentfernten Orte einander eher begegnet als zu Hause, und schließlich wird sich in der fremden Umgebung das Bedürfnis nach einer landsmannschaftlichen Ansprache geltend gemacht haben. Wie fangen es nun die Schweden an, um sich in der Fremde, sagen wir in Berlin, zu treffen? Gleich nach ihrer Ankunft melden sie an einem bestimmten Orte ihre Adressen, und jedermann kann in die hier aufliegenden Listen Einsicht nehmen. Aber nicht genug damit: von diesen Sammelstellen aus werden die Namen der in Berlin usw. Eingetroffenen an die schwedischen Zeitungen gemeldet, in denen wir die stehende Rubrik finden: „Svenska resande i Berlin", „Svenska resande i Dresden" usw. Wer also beispielsweise von Stockholm aus eine Reise nach Berlin macht, kann aus den Blättern ersehen, daß er daselbst, wenn es ihm paßt, einem Geschäftsfreund aus Malmö, einem Studienfreund aus Upsala, einer bekannten Familie aus Norrköping, einer Malerin, für die er sich interessiert, aus Göteborg usw. begegnen könne. Uns haben die Vorteile dieser Einrichtung sehr eingeleuchtet. Ihre Nachahmung sollte sich für Deutschland empfehlen, und nicht bloß

für die ins Ausland reisenden Deutschen. Wäre es nicht von Nutzen, wenn man auch in der Reichshauptstadt an einem bestimmten Orte ersehen könnte: die und die Frankfurter, Münchner, Kölner, Stuttgarter usw. halten sich gegenwärtig in Berlin auf? In dieser Welt, in der soviel darauf ankommt, daß man sich findet, wenn man sich braucht, kann zur Erleichterung menschlicher Begegnungen nicht genug getan werden.

*

Den ehrfurchtsheischenden Begriff des Großhändlers, wie er uns aus der skandinavischen Literatur entgegentritt — man denke an den Großhändler Werle in der „Wildente", an Kiellands Lebensbilder usw. —, lernt man erst verstehen, wenn man das nordische Land betritt. Der Großhändler ist ein Mann, der auf allen Meeren seine Schiffe schwimmen hat und zu dem sich die Fabrikanten drängen, um ihn für den Absatz ihrer Erzeugnisse zu gewinnen. Sein Geschäft ist also gewissermaßen auch das eines Agenten, aber während anderwärts der Agent der Diener seiner Auftraggeber ist, ist er hier der Herr seiner Kommittenten. Der schwedische Mittelsmann pflegt vorzugsweise solche Artikel zu übernehmen, die untereinander in einer Art Geschäftsrapport stehen. Er wird zum Beispiel Maschinen führen, Eisenwerke, Kohlengruben, Schmierölfabriken usw. vertreten, weil er darauf rechnet, daß alle seine Auftraggeber untereinander Abnehmer ihrer gegenseitigen Erzeugnisse sein werden. Er verdient also unter Umständen auf zehn Seiten zu gleicher Zeit und besorgt einen Clearingverkehr, der ihm auch die Verwendung seiner Geldmittel erleichtert. Wichtiger als anderwärts ist demnach hier das persönliche Moment des Handelsverkehrs. Produzenten, Abnehmer und Vermittler sind durch vielfältige Interessen miteinander verbunden, und deshalb ist es für den auswärtigen Geschäftsmann, der nicht glänzend eingeführt ist, keine leichte Sache, seinen Weg auf den schwedischen Markt zu finden.

*

In der „Frankfurter Zeitung“ war unlängst ein Vorschlag veröffentlicht worden, der auf den ersten Blick manches für sich zu haben schien. Maler und Bildhauer sollten ihre Arbeiten den großen Ozeandampfern zur Ausschmückung der Gesellschaftsräume überlassen. Man nahm an, das reisende Publikum, das oft so überaus kaufkräftig ist, würde häufig genug Stücke aus diesen ambulanten Kunstausstellungen erwerben. Hier in Stockholm hat man diese Idee auf besondere Weise verwirklicht. Jedes Zimmer in unserem Hotel ist mit Originalgemälden geschmückt, die verkäuflich sind. Ein Zettel am Rahmen notiert den Namen des Künstlers, das Motiv und den Preis des Bildes. Die Abschlüsse vermittelt das Hotelbureau. Auch diese Einrichtung könnte von anderen Städten mit Vorteil nachgeahmt werden.

*

Heute haben wir die Ehre gehabt, von zarter Damenhand rasiert zu werden. Nicht bloß die Ehre, sondern auch das Vergnügen. Denn es ist gewiß angenehmer, wenn einem zarte helle Fingerchen um den Bart spielen, als wenn die Frostbeulen einer Männerfaust uns die Seife ins Gesicht reiben. Die Gattin des Rasierstubenbesitzers verrichtete ihre Arbeit flink und geschickt. Wir haben Ähnliches in Belgien und Holland erlebt und sehen wirklich nicht ein, weshalb den Frauen verwehrt sein sollte, sich diesem Gewerbe zuzuwenden. Hier böte sich eine Arbeitsgelegenheit von ansehnlichem Umfange, die keine besondere Körperkraft voraussetzt. Kann die Frau uns pflegen, wenn wir krank sind, so sollte sie uns auch rasieren dürfen, wenn wir gesund sind.

* *
*

Nun aber fort aus Stadt und Ausstellung, die letzten Atemzüge der Freiheit uns selber zu gönnen. Nie soll dieses Abends vergessen sein, nie, nie, nie. Noch in tausend Jahren wollen wir seiner gedenken, es sei denn, wir stürben zufällig vor Ablauf dieser Frist, und dann kehre diese Erinnerung dorthin zurück, von wannen sie stammt, zum

Urquell des Glücks, in den Schoß des ewigen Lichts . . . Ein kleiner Dampfer nimmt uns auf und trägt uns hinaus auf den Mälarsee. Wir wollen auf diesem Wasserbecken, das fast so groß ist wie Rheinhessen und aus dessen Spiegel mehr als zwölfhundert Inseln aufsteigen, an dessen Ufern zweihundert Schlösser und Herrenhäuser sich erheben, keine größere Fahrt unternehmen. Bloß so weit wünschen wir zu kommen, als nötig ist, um die Silhouette der wunderbaren Stadt von dieser Seite aus zu betrachten. Eine Gespensterhand scheint hellgraue Wolkenfetzen und ein tiefes Goldgelb, wie wir nie zuvor es gesehen, zusammengequirlt und über den Himmel hingespritzt zu haben. Die Wellen werfen die leuchtenden Flocken, die auf sie herniederhüpfen, hundertfältig zerzaust nach oben zurück. Dieses Wechselspiel entfesselt eine wahre Orgie des Lichts, die uns trunken macht. Fast zitternd vor Bewegung starren wir in das flammende Chaos, und wir preisen uns glücklich, daß wir kein Maler sind, weil wir aus Schmerz über die Unnachahmlichkeit dieses Farbenrausches sofort in den See springen müßten, dort, wo er am tiefsten ist. Am nördlichen Horizont faltet sich der Himmelsglanz zu einer goldenen Lichtschleppe zusammen, die über die Stadt hinfegt und auf die Paläste, Burgen und Kirchen niederfällt. Das ist das Stockholm unserer Träume, die Märchen- und Zauberstadt, und der Schwedische Reichstag sollte ein Gesetz beraten und beschließen, das zehn Jahre Zuchthaus jedem Fremden androht, der sich beifallen ließe, anders als vom Wasser her sich dieser seligen Küste zu nähern . . . Das Schifflein führt uns nach Essingen, einer kleinen Sommerfrische, von der unser Herz bis zu diesem Augenblick nichts gewußt, nichts geahnt hat. Wir steigen aus. Der See schaukelt sanft gegen die Felsen des Urgesteins und spielt mit den herniederhängenden Zweigen der Bäume und Gesträuche, deren Fuß er benetzt. Der Weg steigt bergan; er führt an freundlichen Landhäusern vorüber, durch blühende Gärten hindurch, zu weiten Wiesenflächen, auf denen elegante Jugend in hellschimmernden Gewändern sich am Ballspiel ergötzt. Dann nimmt uns ein Bergwald auf von hochstämmigen Fichten

und breitkronigen Eichen. Eine Nachtigall schlägt und entfaltet eine Kraft ihres Tenors, als besäße sie ein Nest am Comosee und hunderttausend Ameiseneier jährlicher Einkünfte. Abwärts führt der Pfad über den Moosboden hin zu einem neuen Seebecken, das, einsamer als das große, von dunklem Laub umkränzt ist. Ein Kahn schaukelt am Gestade. Wir besteigen ihn und rasten darin. Und hier lassen wir den Kopf sinken und nehmen Abschied von diesem Lande und fühlen, wie eine geheime Stelle in unserer Seele, die sonst hart und unbewegt ist, zu schmelzen beginnt und wie eine Empfindung, halb Glück, halb Sehnsucht uns den Hals zuschnürt. Zehn Uhr abends ist es, und alles in der Runde leuchtet. Lebwohl, du ernste und holde Erde, lebt wohl, ihr prangenden Junitage, lebt wohl, ihr schweigenden Sommernächte, ihr Morgen- und Abendröten, die ihr Hochzeit haltet am Himmelszelt, — du schöne Ferne, du hehre Stille, du reiche Erfüllung, lebwohl, lebwohl!

Töff-Töff

Ansichtskarten von der Fernfahrt Paris-Frankfurt.

I.

Paris, 21. Juni, Mittag.

In einem Zimmer der dritten Etage in der Rue Louis-le-Grand. Es ist das Bureau des Automobilhauses Dietrich & Co. in Niederbronn und Paris. Die Wogen des Straßenlärms branden herauf: Rädergerassel, Hufgestampf, Glockensignale, alles ineinandertönend und im einzelnen unentwirrbar, dem geheimnisvollen Brausen einer Muschel gleich, die ein verwundertes Kind ans Ohr hält. Die Junisonne flutet durch die Straße, blitzt in den Fenstern und rieselt in hellen Kringeln an den Häusern herab. Auf einem Sims sitzt ein Sperlingspaar, macht sich eine Beute streitig, und sein Gezwitscher scheint in dem dumpfen Getöse da draußen ganz obenauf zu schwimmen.

In der Mitte des Zimmers steht hochaufgerichtet Herr Baron Eugen Dietrich, der Chef des elsässischen Unternehmens, ein schlanker, älterer Herr von jugendlich raschen Bewegungen, und trägt denen, die ihn auf der morgigen Reise als seine Gäste begleiten werden, die Anordnungen vor, die zu beobachten sind, gewissermaßen die Kriegsartikel dieser Automobilfahrt.

„Vor allem erkläre ich, daß ich für Ihre persönliche Wohlfahrt keine Verantwortung übernehme. Ich kann für

keinen der Zufälle haften, die sich etwa im Verlauf dieser Tour ereignen. Ich übernehme auch nicht die Verpflichtung, Sie nach Frankfurt oder Berlin zu bringen. Sie unterwerfen sich allen Möglichkeiten, die in der Natur der Sache begründet sind. Wir werden nicht rasen, sondern eine richtige Tourenfahrt machen, dreißig Kilometer in der Stunde. Unterwegs wird nicht gehalten; denken Sie daher an Mundvorrat, vor allem aber sorgen Sie für eine zweckmäßige Reiseausrüstung!"

Man kann in Ehren grau geworden sein, ohne von den Grundbedingungen des neuesten Sports mehr zu wissen, als daß er häufig nach gewaschenen Handschuhen riecht und daß man Gefahr läuft, einigen Staub zu schlucken. Ich hatte mir in der Eile der Abreise daheim in Frankfurt eine jener wunderlichen Mützen gekauft, die längst den Inhalt meiner Träume gebildet, mit einem ausschweifend gebauten Deckel und einem Schirm von anderthalb Meter Länge. Überdies den denkbar leichtesten Mantel, dem die Aufgabe zugedacht war, die staunende Menge durch seinen malerischen Faltenwurf zu erfreuen, und der bloß den Fehler hatte, noch ganz sauber zu sein. Ein munteres Spazierstöckchen vervollständigte diese Ausrüstung, die mir ein wahres Ideal von durchdachter Zweckmäßigkeit zu sein schien. Ein wenig unsicher wurde ich in dieser Anschauung, als der verehrte Herr und Meister im weiteren Verlauf seiner Ausführungen immer wieder und mit Nachdruck auf die eklatanten Vorzüge eines tüchtigen Winterrocks und solider Winterkleidung zu sprechen kam. Ich versuchte, die leisen Bedenken, die sich meldeten, abzuschütteln. Erstens geht es nicht zum Nordpol. Und dann: fühlen wir nicht alle, wie die Schwüle dieses ersten Sommertages uns drückt und lähmt? Wie herrlich muß es sein, in solcher Glut dahinzujagen, vom Wind umfächelt, durch grüne Auen und schattige Wälder, ein aufatmender Freigelassener, den eine freundliche Naturkraft unbekannten Freuden entgegenträgt. Pah, es wird sich ertragen lassen. Und dann soll auch der Gott der Leichtsinnigen wieder einmal zu tun bekommen, sonst schläft er ganz ein und läßt gar nichts mehr von sich hören. Also

abgemacht: Auf Wiedersehen morgen früh, pünktlich um 1/28 Uhr, im Garage der Rue Brunel.

Dieser hochgemuten Stimmung sollte eine längere Dauer leider nicht beschieden sein. Als ich in Gesellschaft eines Berliner Kollegen, der in die Mysterien des Automobilsports schon tiefer eingedrungen war, die Treppe hinabstieg, entspann sich zwischen uns der folgende kurze, aber vielsagende Dialog:

Er: „Sie sind doch versichert?"

Ich: ?

Er: „Ich meine bei einer Unfallversicherung."

Ich: ?

Er: „Nein? Sie sind es nicht? Dann kann ich Ihnen nur den guten Rat geben, gehen Sie so rasch als möglich und holen Sie das Versäumte nach. Ich habe eine Police auf fünfzigtausend Mark. Nur unter dieser Bedingung habe ich mich überhaupt entschlossen, die Fahrt für mein Blatt mitzumachen."

Ich dankte für den guten Rat und versprach, ihn sogleich nach unserer Ankunft in Berlin auszuführen.

Er: „Sind Sie vielleicht herzkrank?"

Ich erwiderte, daß mir nichts davon bewußt sei.

Er: „Das ist gut, denn sonst hätte ich Ihnen den Rat gegeben, lieber auf die Fahrt zu verzichten. Auch einer schwachen Lunge ist die Strapaze nicht zuträglich. Sollten Sie daher . . ."

Ich lehnte wiederum bescheiden ab.

Er: „Und Ihre Ausrüstung?"

Ich berichtete kurz über den Stand der Dinge.

Er: „Wie? Und in einer solchen Verfassung denken Sie auch bloß daran, das Wagnis zu unternehmen? Und wenn es gewittert? Und wenn es hagelt? Und der enorme Luftdruck! Kommen Sie in mein Hotel, da will ich Ihnen zeigen, wie ich ausgerüstet bin. Alles Leder! Mütze, Mantel, Rock, Unterkleidung, alles Leder! Ich kann Ihnen nur den einen Rat geben: Gehen Sie so rasch als möglich ins Louvre und kaufen Sie, was Ihnen fehlt!"

Ich dankte, und wir verabschiedeten uns. Dann erwog

ich den schwierigen Fall nach allen Richtungen aufs gründlichste, und das Schlußresultat dieses Gedankenprozesses war, daß ich hinging und in einem der Magazine des Boulevards eine Ceinture kaufte. Wie alle gebildeten Hausknechte wissen, verbirgt sich hinter diesem eleganten Worte unsere schlichte, ehrliche, warme deutsche Leibbinde.

*

Paris, 21. Juni, Nacht.

Für den, der sein Leben in der Enge des Berufs verbringt, gibt es kaum ein besseres Erfrischungsmittel, als von Zeit zu Zeit einen Schluck Paris zu nehmen. Einen herzhaften Schluck dieses moussierenden Lebens, der die Seele wie ein Feuertrank durchrieselt. Bloß nippen macht jedoch erst recht durstig, und wenn man, wie Ihr Berichterstatter, nach Paris kommt, um allsogleich wieder wegzufahren, kann man leicht das Gefühl haben, als zöge die Hand eines Mißgünstigen dem Lechzenden das Glas vom Munde fort. Schon wenn man des Morgens vom Bahnhof aus in die Stadt tritt, fühlt man den ersten Anhauch des Ungeheuren, das hier an Arbeit, Kraft und Lebenskampf aufgespeichert ist. Und indem sie uns mit ihren tausend Rätselaugen anblickt, lernt man bald ahnen, daß man an einer Stätte ist, wo alles Menschliche dichter verzweigt und feiner verästelt sich findet; ein ewiger Jahrmarkt, wo jedwedes Ding seinen Preis hat und man alles zu kaufen bekommt, was mit Geld, Lebensmark und Herzblut zu bezahlen ist; ein Sammelplatz des Holdesten und des Verruchtesten, Tempel und Kloake zugleich, Schlachtfeld und Friedhof, eine Stadt, die mit allen Zeitaltern, mit allen Menschenschicksalen, mit Größe, Licht und Tränen bis zum Rande gefüllt ist.

Wie soll sich der bedrängte Tourist die flüchtigen Minuten nun einteilen, um sie nach Möglichkeit zu nutzen? In aller Eile hascht er nach den zugänglichsten Eindrücken. Ein rascher Gang über die großen Boulevards, eine Fahrt auf der Métropolitain, der neuen unterirdischen Eisenbahn, die, aufs zweckmäßigste angelegt, die Pariser mit ungewohn-

ter Geschwindigkeit aus der Enge der Innenstadt ins Freie führt, ein Blick auf die in ihrer meisterlichen Erfassung schaffender Gedankenarbeit so ergreifende Rodin-Statue Victor Hugos im Salon des Champ de Mars, eine flinke Fahrt durch die kühlenden Laubgänge des Bois bis zur großen Kaskade, eine kurze Rast in den Champs Elysées, an den Ufern des großen Lebensstroms, der hier in unendlicher Fülle dahinfließt, — und schon ist es Abend geworden, die Lichter flammen auf, und inmitten der Tausende, die nach beendigtem Tagewerk ihrem Heim zueilen, läßt man sich noch eine Stunde treiben, wohin der Zufall den Weg lenkt. Dann ist die karge Frist verronnen, und die Schatten der Nacht verschlingen jede Unrast und jede Klage, jeden Wunsch und alle Sehnsucht und am Ende auch den Schiffer und seinen Kahn. Lebwohl, Paris!

Töff-töff-töff-töff.

Reims, 22. Juni.

Die Ceinture hat ihre Schuldigkeit getan, mehr noch der Gott der Leichtsinnigen, der seinen Onkel, den Wettergott, veranlaßt hat, jede Wolke vom Himmel fernzuhalten, am meisten allerdings Herr Baron Dietrich, der die beiden Journalisten auf einen prächtigen, gedeckten und mit sinnreichen Schutzvorkehrungen versehenen Jagdbreak packte. Der Benzinwagen hat die Kraft von zehn Pferden und ist für vier Personen berechnet. Die beste seiner vortrefflichen Einrichtungen war sein Lenker, Herr Ingenieur Mathis, ein charmanter junger Mann, ernst, wortkarg, ganz auf seine Aufgabe hingelenkt, scharfäugig, entschlossen und alle Möglichkeiten blitzschnell erwägend und entscheidend. Diesem sympathischen Herrn, der noch einen Mechaniker zur Seite hat, habe ich heut mindestens ein dutzendmal in Gedanken die Rettungsmedaille verliehen. Denn es ist nichts Geringes, unter den Umständen dieser Konkurrenzfahrt ein Automobil mit unbedingter Sicherheit zu führen. „Dreißig Kilometer die Stunde“, das klingt sehr harmlos, aber in Wirklichkeit

ist es eine ganz verteufelte Sache. Die Reise geht nämlich über Berg und Tal, über sehr steile Berge und durch sehr tiefe Täler, und da die Höhen nur bedachtsam zu erklimmen sind — die Maschine hat einen Brustkasten genau so wie der Mensch —, bringt man das Versäumte ein, indem man die Abhänge mit vierzehnfacher Geschwindigkeit hinabjagt. Und auf diesen Abhängen gibt es Kurven von ganz kurzem Radius, in deren Scheitelpunkt entgegenkommende Gefährte mit Vorliebe zu verharren pflegen. Hier entscheidet eine Drehung des Steuerrades um eines Haares Breite über das Schicksal von Roß und Reiter. Selten habe ich Leben und Tod so nahe beieinander gesehen wie in diesen Augenblicken, und der Kollege aus Berlin hätte manchmal bloß die Hand auszustrecken brauchen, um seine fünfzigtausend Mark mit Gemütsruhe einzukassieren.

Aber ehe wir in das Hügelland der Champagne gelangen, müssen wir von der Place de la Concorde aus durch den Straßenverkehr von Paris über die ganze Länge des Boulevard, St. Germain das Freie erreichen. Es ist noch Schlafenszeit für die Weltstadt. Dennoch hat sich vor dem Palais, in dem der französische Automobilklub seinen Sitz aufgeschlagen, eine Menge von Sportsfreunden und Schaulustigen angesammelt, welche die von allen Seiten anrückenden Automobilwagen mustern und kritisieren. Das Knipsen der Kodaks hört sich wie ein Pelotonfeuer an, und wenn Ihr Berichterstatter demnächst die Aristokraten- und Verbrechergalerie der „Woche" durch sein Porträt vermehren sollte, wäscht er schon jetzt seine Hände in Unschuld.

Um 1/29 Uhr sind alle Formalitäten erledigt. „Töfftöff", und unser Wagen setzt sich in Bewegung, quer über diesen einzigen Platz hinweg, dessen Bauten, Denkmäler und Gärten ein letzter Blick umfängt. Wir passieren zweimal die Seine, fliegen hinüber ins Marnetal zu der Napoleonischen Wahlstatt von Montmirail. Über Stock und Stein geht die wilde Jagd auf superben Landstraßen; Dörfer, Landsitze, Schlösser huschen vorüber, und die Erde dampft, wo unser Wagen sie berührt. Der ärgste Feind des Automobilfahrers ist in der Tat der Staub. Er bleibt wohl,

vom Luftdruck festgehalten, häufig hinter uns, schleift wie eine lange, wallende Schleppe über den Weg, aber wo wir von andern Wagen, die auf eine größere Kraft oder ein geringeres Gewicht gebaut sind, eingeholt werden, vergeht uns regelmäßig Hören und Sehen. Dann wird es plötzlich dunkel; man vermag kaum Atem zu holen. Eine dicke Staubkruste überzieht Wagen und Menschen, und in den Augen werden trotz aller Schutzmittel ganze Dünen zusammengeweht. Um so erstaunlicher ist der unbekümmerte Eifer, mit dem die eleganten Damen sich und ihren Teint den Fährlichkeiten dieses Fernfahrtunternehmens preisgeben. Sie wehren sich zwar, so gut es geht, hüllen den wohlfrisierten Kopf in großmütterliche Hauben, nehmen Gesichtslarven vor, aber wenn sie, am Ziel angelangt, die Vermummungen abstreifen, sehen sie genau so bleich, grau und verwüstet aus wie wir andern. Man wird einsehen, daß ein Sport, der die Frauen so anlockt wie dieser, Reize hat, die größer sein müssen als die weiblichen, die er in Frage stellt.

Die Bevölkerung der Ortschaften, die man passiert, sammelt sich in den Straßen, aber sie hält sich und ihr Hausvieh in weislicher Entfernung. Von dem einen Mal abgesehen, wo in dem Wald von Reims eine ganze lustige Jagdmeute unter der Zucht ihrer Pikeure aus einer Lichtung an den Straßenrand vorbrach, hat uns nicht einmal ein fernes Gebell an die Existenz bissiger Hundewesen erinnert. Gänse und Enten gibt es anscheinend in ganz Frankreich nicht. Frachtverkehr ist wenig zu bemerken, dafür begegnen wir allenthalben dem Automobil, das nicht nur in Paris zu vielen Hunderten herumkeucht, sondern sich auch bereits die Provinz erobert hat. Schöne blonde Mädchen grüßen von den Fenstern, Schulknaben in ihren praktischen schwarzen Kitteln stehen an den Zäunen der Schulgärten. Die Gamins in den Dörfern lieben das neckische Spiel, sich mitten auf die Straße zu stellen und das heranfeuchende Gefährt in Fechterstellung zu erwarten, aber sie bringen sich immer noch rechtzeitig in Sicherheit.

Wüßte man nicht, zu welchem staatlichen Gemeinwesen diese Menschen, diese Orte, diese Landschaften gehören, —

man könnte ruhig glauben, man sei im deutschesten Deutschland, an der Lahn oder an der Nahe, später, wenn die Weinberge von Epernay auftauchen, im Tal der Mosel. Neue Nutzanwendung eines alten Erfahrungssatzes: Auf der ganzen weiten, lieben Erde gibt es nichts, das so international wäre wie die Erde selber. Nur mitunter geben die Menschen ein bißchen eigene Sonne und Farbe dazu. Nicht in politischer, höchstens in sozialer Hinsicht lassen sich auf dieser kleinen Kugel Besonderheiten feststellen. Es gibt aristokratische Erde, von der Kultur ermüdete, alte, anämische, verfeinerte und erschöpfte, und es gibt proletarische Erde, die jung, blühend, voll strotzender Lebenskraft zeugt und trägt und gebiert.

*

Reims, 22. Juni, Abend.

Die Jungfrau von Orleans, die vor der Kathedrale zu Reims auf dem Streitroß sitzt und die Fahne hochhält, machte große Augen, als nachmittags plötzlich eine Unmasse schwarzen, fauchenden Ungeziefers sie umschwärmte. Und die fünfhundert Heiligen von der Fassade des Doms schüttelten unwillig ihre beschädigten Häupter, als dieser Heuschreckenzug in den Frieden des Platzes einbrach. Reims ist eine sehr fleißige, aber gar stille Stadt, in der es sich gut träumen läßt. Denn die Sage und die Geschichte schweben durch die einsamen Straßen, und die Geister der Gegenwart rumoren tief unten in den lauschigen Kellern. Wer aber zum erstenmal einen Tag auf dem Automobil verbracht hat, wird lieber schlafen als träumen wollen. Alles muß geübt und gelernt sein, und auch an das neue Verkehrsmittel müssen sich die Leute aus dem vorigen Jahrhundert erst ein bißchen gewöhnen. Kraft fordert eigentlich nur die Mühe, die nötig ist, um aus einer Summe von Gefahren, die auf Schritt und Tritt zu drohen scheinen, gewissermaßen ein Gesetz der Sicherheit abzuleiten. Denn da nichts von dem, was man befürchtet, eintritt und die Hand des Führers mit unfehlbarer Sicherheit das

gleitende Rad vom Schotterhaufen, vom Straßengraben und vom Abgrund ablenkt, sieht man diese Kunst, Widrigkeiten zu besiegen, schließlich als selbstverständlich an. Die äußeren Eindrücke sind durchaus nicht störend. Das Geräusch der Maschine hört man gar nicht, oder vielmehr erst, wenn es verstummt ist, denn dann beginnen die Nerven zu arbeiten; und wenn man längst schon von seinem Sitz herabgeklettert, vernimmt man so laut wie nie zuvor, wie Heimchengezirp den Gang des Räderwerks. Auch von der treibenden Kraft unseres Automobils, vom Benzin, spürt man nicht das geringste. Das riechen nur die Leute, die an der Straße stehen und die Nase hinhalten. Wir Chauffeure riechen nur immer das Benzin der andern Chauffeure. Schade aber, daß sich die unleugbaren Vorzüge einer an keine Eisenschiene geketteten, pfeilgeschwinden Fortbewegung gerade in dieser Fernfahrt bloß ahnen, nicht genießen lassen. Streber von Beruf, die nichts weiter wünschen, als so rasch wie möglich voranzukommen, werden damit wohl zufrieden sein. Wir andern aber, die wir nichts erjagen und nichts erraffen, weil wir das Dasein um seiner selbst willen lieben und üben, wir möchten gar oft vom Automobil des Lebens absteigen, um uns einer schönen Aussicht hier zu freuen, dort dem Rauschen des Stromes und dem Vogelruf zu lauschen und am andern Orte uns mit Menschen zu begegnen und ihre Art an der unsern zu messen. Von alledem kann bei dieser jähen Reise nicht die Rede sein. Mit atemloser Hast verschlingt die Maschine den Weg, der sich vor ihr auftut, und kann nie und nimmer satt werden. Die Kilometersteine fliegen vorüber, und alles, was zwischen und hinter ihnen liegt, die ganze lachende Sommerwelt, wird zu einem sinnlosen Chaos von sich kreuzenden und sich folgenden Straßenzügen . . .

Man sitzt am Abend vor dem Caféhaus auf der Place Royal, die mit einem künstlerisch wertvollen Standbild Ludwigs XV. verunziert ist. Es ist so still auf diesem Platze, daß die Führer der Trambahnwagen, wie um sich Mut zu machen, unaufhörlich ihre abscheulichen Hornsignale ertönen lassen. Ein kleiner Blumenmarkt hält hier seine be-

schiedenen Blüten feil. Ab und zu geht ein Käufer durch die Reihen, eine Dame in Trauer oder ein alter Herr mit einem Bändchen im Knopfloch oder ein Dienstmädchen mit dem Korb am Arm, und dann entspinnt sich um einen Lilienstengel und einen Rosenstock ein langes und angelegentliches Zwiegespräch. Eine von den Blumenverkäuferinnen hat ein gutes Gesicht mit hellen Augen. Da sie schöne Zähne hat, lacht sie gern, und die Käufer kommen mit Vorliebe zu ihr, um ein paar Blüten fortzutragen. Ist man dieses Schauspiels müde geworden, so steht man wieder auf und schlendert der Kathedrale zu. Man geht unter ihrem Schatten einher, berührt wohl mitunter einen ihrer Quadersteine, wie um eine weit zurückliegende Zeit, die solche Wunderwerke geschaffen, zu liebkosen, und wenn man genau aufmerkt, kann man die Weltgeschichte von den schlanken Pfeilern tropfen hören.

II.

Luxemburg, 23. Juni, Abend.

Auch das Zeitalter des Automobils hat seinen Aberglauben. Die kleine Gesellschaft auf unserem Wagen hat einen Wechsel erfahren. Der Berliner Kollege mit den Lederprinzipien ist von meiner Seite gerissen und gegen einen Pariser Herrn ausgetauscht worden, der das eigentümliche Mißgeschick hat, bei allen Fahrern eines französischen Automobilklubs als eine Art Jettatore, als ein Mann mit dem „bösen Blick“ zu gelten. Von ihm geht die Sage, daß er noch nie eine Maschine bestiegen hätte, ohne daß dieser ein auserlesener Unfall zugestoßen wäre. Die verschiedenen Fahrer treiben deshalb sozusagen Fangball mit ihm, und wer ihn dem andern zugeworfen, stellt die Steuerung der Maschine auf die höchste Spannung, sucht schleunigst das Weite und rechnet mit Zuversicht auf eine befriedigende Reise. Wir, gottlob aufgeklärt wie wir sind, und auf unsern Wagen vertrauend, der gestern wie ein Reh durch das Land gesprungen, sahen uns auserlesen,

diese finstere Legende zu zerstören, und nahmen den Gast heiter-bereitwillig bei uns auf, ohne ihn merken zu lassen, daß sein übler Leumund uns bekannt geworden. Und der sakrilegische Zweifel schien wieder einmal Recht zu behalten, denn im Anfang ging alles so glatt und gut vonstatten, als man nur irgend wünschen mochte.

Ein prachtvoller Junimorgen. Die Gärten von Reims stehen voll Rosen, und schlanke Frauen wandeln durch die Gänge und hantieren an den Stöcken. Es ist Sonntag im Lande. Die Glocken der Kathedrale geben uns das Geleit hinaus auf die Landstraße. Die Linden blühen, und ihr süßer Duft mischt sich mit dem würzigen des Heus, das in niedern Schwaden die Wiesen bedeckt. Der Weg zieht sich auf einer Länge von 37 Kilometern schnurgerade bis Rethel. Der Boden ist wellig, und erst wenn wir aus der gesegneten Champagne in die Ardennen übergehen, und mehr noch im Tal der Meuse, formt sich das Gelände wieder zu Berg und Tal. Wohlgepflegter Wald wechselt mit gutem Ackerboden. Das Wetter ist uns günstig. Ein schwacher Wind hat sich erhoben, zieht den Maschinen den Staub unter den Rädern fort und fegt ihn ins Feld hinaus. Blickt man mitunter zurück, und hat der Zufall es gefügt, daß mehrere Wagen aneinandergerückt sind, so könnte man, wenn nicht alles so friedlich und still wäre, vermeinen, einem Artilleriekampf beizuwohnen, denn genau so, wie die Schlachtenmaler, die den Pulverdampf zu Hilfe nehmen, wenn ihnen sonst nichts einfällt, das Einschlagen der Granaten zu schildern lieben — runde, graue Baumwollballen, an einer Lisière nebeneinandergestellt —, genau so wirkt der Anblick der kleinen Staubknäuel, die am Waldessaum in der Ferne sichtbar werden.

Rüstig geht die Fahrt voran; die Straßendecke, rechts und links von breiten Grasstreifen eingesäumt, ist glatt wie ein Billard. Der Lauf der Maschine ist bei aller Raschheit so ruhig, daß man — fände man nichts Besseres zu tun — im Wagen schreiben könnte. Schon rechnet man sich aus, wie bald man die Grenze, wie rasch man das heutige Reiseziel, Luxemburg, erreichen werde, — da, ein kaum

merklicher Ruck, und die Maschine steht still. Malocchio hat seiner nicht spotten lassen: der Treibriemen ist geplatzt und schleift am Boden nach. Führer und Mechaniker springen vom Wagen und machen sich an die Ausbesserung des Schadens. Ein Hilfswagen mit Reservemaschinenteilen, den Herr Baron Dietrich in kluger Vorausnahme aller Möglichkeiten seiner Expedition angegliedert, ist rasch zur Stelle. Dabei ist es interessant, zu beobachten, wie diese intelligenten und geschulten Arbeiter, ohne viel Worte zu machen, sich mit einem Blick über alle Handreichungen verständigen. Jeder weiß, was ihm zu verrichten zufällt. Im Nu ist der neue Riemen bereit. Flinke Hände setzen ihm die Schrauben ein und streifen ihn über die Welle. Zugleich wird genau geprüft, ob der Maschine nichts fehle und ob sie nicht vielleicht Durst habe, denn dann müßte man ihr einige Maßkrüge Benzin kredenzen. Die Räder werden revidiert, denn die auf der Straße verstreut liegenden Nägel haben, wie auch jeder Radfahrer weiß, einen wahren Haß auf die aufgeblasen dahinrollenden Pneumatiks und nehmen jede Gelegenheit wahr, ihnen eins anzuhängen.

Während man auf der Landstraße steht, müßig und doch nicht unbeschäftigt, denn die Gegend hat ihre Reize, und innerlich befriedigt, weil es nichts Erbaulicheres gibt, als andere Menschen im Schweiß ihres Angesichts arbeiten zu sehen, — währenddes wird man vielfach von anderen Automobilen überholt. Kaum wird man durch das Warnungssignal auf ihr Kommen aufmerksam gemacht, so sausen sie auch schon vorüber, und in der nächsten Minute bereits hat der Staub der Straße sie verschlungen. Selten, daß sich die Vorbeihuschenden Zeit nehmen, einen Blick auf uns zu werfen. Geschieht dies dennoch, so ist alles andere eher darin zu finden als das, was sonst im Leben kleine Unfälle unserer Mitmenschen zu würzen gepflegt: Schadenfreude. Denn da die Feinde des Automobilsports so sehr im Verborgenen lauern, daß nur Chance, nicht Vorsicht oder Voraussicht ihnen entrinnt, vermag kein Fahrer mit Sicherheit vorherzusagen, ob er selber nicht in der nächsten Sekunde am Straßengraben stehen und flicken und schrauben und

reparieren werde. Diese Einsicht in die Gebundenheit unseres Willens macht die Herzen zwar liebreich, weckt sie aber schlechterdings nicht zu Samaritertaten. Hilfe wird ebensowenig geleistet wie erwartet oder gar erbeten. Madame Lockart, eine gut-mütterlich aussehende Frau, und ihre Töchter, die auf einer Mylordchaise hausen, sind die einzigen, die im Vorbeifliegen wenigstens die Arme bedauernd erheben. Man hat bald Anlaß, ihnen diesen Liebesdienst zu erwidern, denn als wir flott geworden, dauert es nicht lange, und wir finden sie in malerischer Gruppe trauernd um ihren eigenen Wagen stehen. Ein Glück, daß die Frauen häufig trostlos, aber selten untröstlich sind.

Die Landschaft, die bisher etwa unserer Wetterau geglichen: sanfte Erhöhungen, mit Getreidefeldern bedeckt, einige von diesen wie mit Blut besprengt, so dicht stehen die Mohnblumen, die freundlichen Dörfer in den Talboden gebettet und halb im Laubgrün begraben, — sie nimmt jetzt einen mehr heroischen Charakter an. Wir jagen durch Vouziers, erhaschen die Vision eines wunderbaren romanischen Kirchenportals, an dem vielleicht ein Jahrhundert gebaut hat und das uns gerade den Bruchteil einer Sekunde beschäftigt; wir überschreiten die Aisne, klettern einen langgestreckten Bergzug hinan, passieren den schönen Wald von Boult, sausen durch die Ortschaft dieses Namens, — da, ein kaum merklicher Ruck, die Maschine steht; Malocchio läßt seiner nicht spotten: die Pneumatik des linken Hinterrades schlottert, unheilbar blessiert, um den Radkranz. Der flinke Vorgang der Rettungsaktion wiederholt sich, aber eine halbe Stunde geht von neuem über der Arbeit hin. Diesmal haben wir uns für unseren Unfall ein besonders passendes Plätzchen ausgesucht: wir halten dicht an der Mauer des kleinen Friedhofs von Boult. Man benutzt die unfreiwillige Rast, um die Gittertür zu öffnen und einzutreten, denn es ist Weisheit, der Stunde des Abschieds zu gedenken und aus der Fülle des Lebens heraus die Toten zu grüßen.

Da schlummern sie, die Leute von Boult, unter ihren gepflegten Hügeln, rechts die Erwachsenen, links die Kinder.

Die Perlenkränze an den Kreuzen blitzen in der Junisonne, bunte Schmetterlinge flattern, wie von einem Gelage heimkehrend, schwerfällig von Grab zu Grab; und man schreitet zwischen den Reihen hin und liest die Inschriften, die wie überall so vieles verkünden und so wenig besagen. Geliebt sind sie alle worden, die hier schlummern, und einen Platz im Dasein hat jeder gehabt, und ein ewiges Andenken ist ihnen in beredten Worten verheißen. Und der Hinweis auf Auferstehung und Wiedersehen kehrt auf jeder Tafel wieder, diese trostlose und verzweifelte Hoffnung auf ein Irgendwie und ein Irgendwo, das auf seligen Inseln erblüht, die noch keiner entdeckt hat. Sagt mir die Wahrheit, ihr Toten von Boult, jetzt da ihr sie kennt: was gilt das Leben? Ist der Weg aus der Stille eines Dorfes in den Frieden eines Grabes leichter zurückzulegen, als wenn man die weite, brausende Welt durchmißt, bevor man sich kleinlaut zur Ruhe bettet? Wie ist es mit dem, was man Glück nennt und das man so oft nur besitzt, indem man es erwartet, — fandet ihr es in der Enge eurer Hütten, unter der Sommerglut eurer Felder, in der Einfalt eurer Herzen? Und das, was in euch wirkte und euch antrieb, was in euch litt und stritt, begehrte und verzagte und euer kleines Menschenschicksal formte und bedingte, — ihr Toten von Boult, wo ist das hingeraten, als man euch hier heraustrug?

Ein Fink lockt im Gebüsch sein Weibchen, die Toten von Boult aber schlafen tief und schweigen . . .

Die Fahrt geht weiter, und wir gelangen ins Departement der Meuse, deren Lauf ebenso kapriziös ist wie der unserer Mosel. Man lernt auf einer solchen Reise praktisch mehr Geographie, als sich aus einem Dutzend Lehrbücher ergattern läßt; und wenn mir persönlich von den Geheimnissen der Weltverteilung hier auch noch manches verborgen blieb, so tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß einmal ein spanischer König die Holländer wegen der Beschießung einer flandrischen Stadt durch die Franzosen bedauert hatte, weil er nicht wußte, daß diese Stadt zu Spanien gehörte. In Stenay stehen Mannschaften der dort garnisonierenden 18. Chasseurs an der Straße, zumeist ältere Leute, die in

ihrer Sonntagsgarnitur, dem schwarzen Waffenrock mit dem grünen Kragenbesatz, sehr schmuck und kriegerisch aussehen. Dann geht es auf Montmedy zu, dessen hochragende Zitadelle schon von ferne herüberwinkt. Aber es ist doch noch weiter bis dahin, als wir geschätzt, denn plötzlich ein unmerklicher Ruck — o Malocchio! —, und die Maschine steht. Auch der neue Treibriemen ist gesprungen, und um die Geduld des Lesers nicht über Gebühr zu ermüden, sei hier gleich festgestellt, daß wir noch zu wiederholten Malen von allerlei kleinen Defekten heimgesucht wurden, und zwar ausschließlich durch das Verschulden des unheimlichen Pariser Herrn, der sich den Anschein gab, als wisse er nichts von seinen Missetaten, und eine harmlose Liebenswürdigkeit an den Tag legte, die zu der finsteren Zauberkraft, die ihn umgab, in schreiendstem Widerspruch stand. Die Summe der Versäumnisse, die uns trafen, addierte sich auf solche Weise allmählich zu vier Stunden, allein wenn wir Chauffeure auch ein wenig abergläubisch sind, — die gute Laune lassen wir uns durch keinen Zwischenfall verderben. Und schließlich sind wir doch heil und froh in Luxemburg eingelaufen, und selbst die Höhe von Longwy hat uns nichts anhaben können. An die Art aber, wie wir hier von Frankreich Abschied genommen, will ich noch lange zurückdenken. Von der hochgelegenen Festung aus springt der Weg in den steilsten Serpentinen jählings zur Stadt hinab. Bauarbeiten an der Straße engen diese an manchen Stellen ein, und der Raum, der für den Wagen freibleibt, ist zuweilen nur wenige Meter breit. Und das festtäglich gekleidete Volk von Longwy, das uns entgegengezogen war und sich ängstlich hinter den Vorsprüngen der Felsen staute, sah nun mit dem gleichen Grausen wie Schreiber dieser Zeilen, obgleich doch weniger beteiligt als er, wie die Maschine, ohne ihre Eile zu mäßigen, ja diese gleichsam aus Trotz gegen die warnenden Winke und Zurufe bis ins Verwegene steigernd, bald rechts, bald links vom Abgrunde zurückgerissen, mit der Geschwindigkeit eines Blitzzuges hinab in die Tiefe donnerte. Als wir endlich in der unteren Stadt anlangten, ohne daß ein rascher Blick auf den Bestand meiner Gliedmaßen

einen Abgang ergeben hätte, fühlte ich, daß ich jetzt automobilreif geworden. Ja, wenn niemand etwas dagegen hätte, würde ich mich sogar für ein bißchen unsterblich halten.

*

Luxemburg, 24. Juni. Nacht.

Unterwegs bekommt man, wie man allmählich merkt, nicht viel zu sehen, weil die Eindrücke beständig und allzu rasch und ganz unvermittelt aufeinanderfolgen. Aus der Tourenfahrt ist nachgerade ein Wettfahren geworden, nur daß eben Nachtstationen die Tagesleistung der Maschinen begrenzen. Diesen Umstand wird man im Auge behalten müssen, damit man nicht in den Fehler verfalle, die sehr großen und wichtigen Vorzüge der genannten Erfindung zu unterschätzen. Denn niemand, der ein Automobil besitzt und lenkt, wird unter normalen Verhältnissen geneigt sein, wie ein Toller durch die Welt zu rasen. Wer die Kraft der Maschine wie die eigene schont, dieser wie jener nicht zuviel zumutet, wird wohl dabei fahren und Genuß mit Nutzen verbinden. Langsam erobert sich die Landstraße ihr Daseinsrecht zurück, das ihr von der Eisenbahn seit so vielen Jahrzehnten streitig gemacht worden. Sie wird die inzwischen erstarkte Feindin nicht niederringen, aber sie wird ihr von ihrem Raube mehr abjagen, als man heut nur irgend zu ahnen vermag. Denn alle menschliche Entwicklung strebt der Freiheit zu, und wer würde die Handschellen und Fußeisen der unverrückbaren Eisenschienen, die Knechtung durch Fahrpläne, die Willkür der Verwaltungen ertragen, wer würde auch bloß die dumpfe Bahnzelle mit andern Häftlingen teilen wollen, wenn sich ihm eine Möglichkeit böte, allein und frei, bequem und schnell von Land zu Land zu reisen! So Erstaunliches das Automobil schon heute leistet, so steht es doch erst im Beginn seiner Entwicklung. Und wenn von allen den Bevorzugten, die Geld genug haben, sich Freiheit zu kaufen, erst so wenige wissen, wie menschenunwürdig die Existenz in den feinsten Schlafwagen des schnellsten D-Zuges ist, so kann man diese Erscheinung zwar

auf vielerlei Weise erklären, aber am besten will uns doch die eine einleuchten: Es hat niemals Tyrannen in der Welt, es hat immer nur Sklaven gegeben.

In unserm Zuge sind alle erprobten Maschinensysteme vertreten. Die meisten werden mit Benzin betrieben, ein Apparat heizt mit Alkohol, ein anderer mit Dampf; die Elektrizität hat, wie man weiß, ihren Weg zu diesen Verkehrsmitteln langer Fahrt noch nicht gefunden. Das Fahrrad hat für seinen besonderen Zweck seine eigenen Vorzüge, auch dem Automobil gegenüber, allein was diesem eine unbedingte Überlegenheit verleiht, ist die Kraft der Bremse, und in ihr beruht im Grunde die ganze Möglichkeit, Wegesenkungen von größtem Neigungswinkel mit einer kaum glaubhaft scheinenden Sicherheit zu überwinden. Von der großen Reisekalesche an, die eine ganze Gesellschaft beherbergt und jeden Komfort bietet, bis zu dem schmalgebauten Zweisitzer, der den Eindruck eines Torpedos erweckt, sind alle erdenklichen Wagenarten zu sehen. Wenn das Automobil einstmals nicht mehr vorwiegend mit den Bedürfnissen des Sports zu rechnen haben wird, dürften sich auch Mittel finden, den lästigen Staub und Schmutz von den Reisenden fernzuhalten. Heute scheint es für die außerordentlich eleganten Leute, die sich des Automobils bedienen, förmlich eine Lust zu sein, die peinliche Sauberkeit ihrer gewöhnlichen Existenz der Abwechselung halber einmal mit dem dicksten Kot der Straße zu vertauschen. Das Wort von der Nostalgie de la boue gewinnt hier eine Auslegung, an die der Mann, der es prägte, sicherlich nicht gedacht hat.

*

Luxemburg, 25. Juni. Morgens.

An der Tafel des Lebens kann man niemanden freihalten; jeder muß sein Couvert selber zahlen. Und mein werter junger Freund, Herr Ingenieur Mathis, kann mich noch so sicher durch alle Fährlichkeiten der originellen Reise steuern — meinen Bericht darüber muß ich fein selber

schreiben. Dies ist auch das einzig Unvollkommene an dem munteren Erlebnis, weil man aus einem Maximum an Fortbewegung und aus einem Minimum an Nachtschlaf schwer den Mut zur Arbeit erübrigt. Draußen krähen die Hähne, und der Tag graut. Eine ganz blasse rosa Wolke steht am Morgenhimmel, und so viele Schelme freuen sich noch des Schlafs der Gerechten, den der unverdrossene Zeitungsmann heldenhaft von sich geschüttelt.

Was für eine feine, liebe und trauliche Stadt ist doch dieses Luxemburg. Nirgends kann man schönere Promenaden sehen, als die alten Festungswälle sie tragen, und der Blick auf die Unterstadt, auf die Flußtäler mit ihren Viadukten, auf die ganze reich gegliederte Landschaft, ist von ausnehmender Lieblichkeit. An die alten Bauten der inneren Straßen reihen sich vornehme Villen, und allenthalben spürt man den lebensfrohen Geist des freundlichen und betriebsamen Völkleins, das in dieser Stadt zu Hause ist. Abends gibt es Musik auf der Place d'armes. Die Menge umflutet den Pavillon und drängt sich an den Tischen der Caféhäuser und Wirtschaften. Elegante Damen wandeln vorüber und lassen genau so wie die von Paris und Berlin und Frankfurt eine schwüle Wolke von Parfüm hinter sich zurück, denn in Luxemburg steht ebensowenig wie in Paris und Berlin und Frankfurt ein weises Wort des Plautus noch in Geltung: Mulier tum bene olet ubi nihil olet. Manch zierliche Gestalt, manch anziehendes Gesicht, dann wieder Erscheinungen von holländischer Kraft und Fülle bieten sich dem suchenden Auge. Es ist eine anmutende Stunde, die man hier verträumt, und der Gedanke, von den vielen Abenden meines Lebens, die ich mir wünsche, den einen oder den anderen in Luxemburg zu verbringen, hat für mich wahrlich etwas Lockendes.

Nordlandfahrt

Momentaufnahmen von der Reise des „Kronprinzen Wilhelm".

I.

Bremen, 12. September.

Der Inhalt der Zeit ist unser Maßstab für ihre Fahrgeschwindigkeit. Es gibt Zeiten, die so leer sind, daß uns das Ferne darin anmutet, als sei es gestern geschehen. Und dann wieder gibt es Zeiten, die das Erlebte so häufen, daß die Eindrücke von gestern wie aus der Ferne herübergrüßen (lange Monate, die wir für fünfzig Pfennige hingeben würden, und halbe Stunden, die uns für hunderttausend Zwanzigmarkstücke nicht feil wären). Wann hat das neue Prachtschiff des Norddeutschen Lloyd, der „Kronprinz Wilhelm", Bremerhaven verlassen? Erst vor fünf Tagen? Unmöglich! Heut ist September, wahrscheinlich haben wir im März die Reise angetreten. Denn zwischen Ausfahrt und Heimkehr dehnt sich ein so buntes Erleben, daß man glauben müßte, viele Wochen gehörten dazu, um diese Fülle von Visionen aneinanderzuketten. Über den „verwirrenden" Inhalt der fünf Reisetage auch nur in flüchtigen Hinweisen zu berichten, ist wirklich keine leichte Sache. Am besten wird es sein, ich schreibe sehr konfus, dann versteht jeder gleich, wie es gemeint ist.

Entsprechen wir zunächst den Forderungen der Fachmenschen und stellen wir rasch fest, daß der „Kronprinz

Wilhelm" ein Schiff von 33000 Pferdekräften und 15000 Registertonnen ist, daß 1651 Passagiere und eine Bemannung von 520 Personen darin Platz haben, daß also dieser Bau die heimischen Maindampfer, die uns an schönen Sonntagnachmittagen hinaus nach Schwanheim schleusen, an Größe nicht unerheblich übertrifft. Bürgerliche Hausfrauen, die jetzt schon dem Winter mit Sorgen entgegenblicken, dürfen sich in der Seele freuen, daß sie das neue Schiff nicht zu heizen brauchen, denn das Ungetüm verschlingt Tag für Tag 560 Tonnen Kohlen. Diesem Erfordernis würde auch ein reichlich bemessenes Wochengeld nur schwer standhalten. Das Promenadendeck ist so lang, daß ein Jüngling, der von dem einen Ende zeitig in der Früh aufbräche und rüstig voranschritte, am andern Ende als lebensmüder Greis anlangen würde. Träumerisch veranlagte Passagiere, die, ein Liedchen pfeifend, ihre Kabine verlassen, um sich in dieser schwimmenden Stadt einmal umzuschauen, können tagelang umherirren, ohne wieder zu ihren weinenden Freunden zurückzufinden. Nur wer den Spürsinn eines Indianers besitzt, kann hoffen, sich aus dem Frühstück im Galasaal der ersten Klasse durch all die Lunches, Diners und Supers, die dazwischen liegen, zu einem Schlummercocktail an der Bar der zweiten Klasse hindurchzutasten. Ich unterlasse alle weiteren sachlichen Angaben, weil ich ohnehin fürchte, man wird mir nicht glauben, und will nur die eine zusammenfassende Tatsache vorbringen, von der ich jeden Zweifel fernhalten möchte: daß nämlich ein schöneres und nobleres Schiff als dieses auf keinem Meere schwimmt und daß alle die Männer stolz sein dürfen, die dieses Wunderwerk der Technik und des Prunks geschaffen haben.

•

Man erwacht nicht immer dort, wo man geweckt wird. Nichts wäre irriger als die Voraussetzung, daß man, um jemanden dem Schlaf zu entreißen, nur nötig habe, ihn am Arme zu rütteln oder die Weckuhr abrasseln zu lassen. Die Gelegenheit, wach zu werden, ist selten. Man lasse

sich nicht von der Erscheinung beirren, daß die ganze Menschheit sich täglich gähnend die Augen reibt, um anzuzeigen, daß sie munter geworden. Es ist dies eine Notlüge, zu der sich die Leute wie auf Verabredung verbunden haben, um ihren lethargischen Zustand zu verbergen. Und die meisten, auf deren Grabstein man ein „Schlafe sanft!“ liest, haben all ihr Lebtag nichts anderes getan als geschlafen.

Plötzlich, am ersten Reisetage, pocht eine starke Hand an mein Herz, und eine laute Stimme ruft: „Wach auf! Wach auf!“ Ich fahre auf vom Schlummerlager und richte mich in die Höh'. Rundum alles dunkel; es muß noch mitten in der Nacht sein. Der Hausbursche hat sich geirrt; vermutlich wollte der Herr nebenan geweckt werden. Legen wir uns also wieder aufs Ohr und träumen wir weiter von Mühsal und Kampf, von Lebensfurcht und Erdenschwere. Aber von neuem pocht es und ruft es, und immer gebieterischer mahnt das Geheimnisvolle, und immer tiefer wird die Seele erfaßt, und immer unruhiger drängt die Erwartung. Sieh doch, das Dunkel ist gewichen. Mit einem Male fühlt man sich zu leuchtenden Höhen emporgetragen. Jetzt ist man ganz erwacht und zu allem Heiligen bereitet, und mit verschwimmenden Blicken sieht man den großen Erwecker vor sich: das unfaßbare, das unendliche, das ewige Meer. Und nun feiere ich mein Wiedersehen mit ihm, grüße und liebkose es und ergreife Besitz von jeder Woge, die ich entstehen und zerrinnen sehe. Denn mir gehört sie, die Flüchtige, die sich dort schaumgeschmückt aufbäumt, mir ganz allein, weil niemals, solange unser Erdball besteht, ein menschliches Auge diese Welle erblickt hat und weil kein anderes sie jemals wieder erblicken wird.

*

Die Nacht ist in Frieden vergangen. Günstige Winde sind mit dem Schiffe. Das Meer atmet still und schimmert wie dunkelgrüner Glasbruch. Wir kommen rasch voran. Aber ist es wirklich die norwegische Küste, die wie ein feiner

Bleistiftstrich dort am fernsten Horizont sichtbar wird? Nähern wir uns dem 60. oder dem 40. Breitegrad? Sind wir im Mittelmeer oder in der Nordsee? Es ist warm wie im Süden, und das klarste Licht liegt leuchtend über der See. Trotz aller Fortschritte und Patentanmeldungen haben wir, wie mir scheinen will, bisher noch nichts gefunden, das die Sonne zu ersetzen vermöchte. Die Illusion, als führen wir stracks auf Italien zu, verstärkt sich, je mehr wir uns der Küste nähern, und wenn wir endlich in den ersten Fjord einlenken, dessen wohlklingenden Namen gewissenhafte Leser mit Leichtigkeit in jedem Atlas finden werden, wenn wir diesen mit wüsten Felseninseln übersäten Meereseinschnitt passieren, sind wir jeden Moment gefaßt darauf, bei Sassari oder La Madalena vor Anker zu gehen, denn beide Landschaften, diese nordische wie die ferne südliche, sind einander so unerhört ähnlich, daß jeder, der ihnen mit verbundenen Augen zugeführt würde, sie verwechseln müßte. Das Schiff folgt den Windungen des Meeresarms. Die Gestade treten näher zusammen; die Felsen wachsen; neue Buchten öffnen sich. Da, in der letzten, die keinen Ausgang mehr zeigt, wird man bewaldete Berge gewahr, an deren Fuß der Knauf eines Kirchturms blinkt. Kleine Landhäuser, in Baumgrün halb versteckt, zeigen sich an den aufsteigenden Ufern. Vor jedem Hause steht ein hoher Flaggenmast mit dem flatternden norwegischen Banner. Unweit der Fahrbahn des Schiffes ragt ein spitzer Fels aus der Flut. Es sind Menschen darauf, die ersten, die den Dampfer mit wehenden Tüchern und Zurufen begrüßen, wahre Robinsons, denn das Boot, das sie zu dem einsamen Riff gebracht, ist nirgends zu erblicken. Man nimmt das Glas zur Hand: wahrhaftig, es ist ein weibliches Wesen in der Gruppe. So gibt es also doch noch Frauen in der Welt? Seit wir Bremerhaven verließen, ist uns auch nicht mehr der leiseste Schimmer vom Saum eines Jupons zuteil geworden. Unser Schiff ist mit Ministern, Geheimräten, Präsidenten, Bürgermeistern, Reedern, Direktoren, Ingenieuren, Zeitungsleuten und Künstlern bis zum Bersten gefüllt. Junge Männer, alte Männer, kleine Männer, große Männer,

schöne Männer, häßliche Männer, nichts als Männer und immer wieder Männer, — da konnte man allerdings auf den Gedanken verfallen, das weibliche Geschlecht sei über Nacht durch Parlamentsbeschluß abgeschafft worden und fortan und bis in alle Zukunft würden wir gezwungen sein, auf das Holdeste des Lebens zu verzichten und mit den Trinksprüchen schnurr- und backenbärtiger Herren vorlieb zu nehmen. Gottlob, daß diese Sorge verfrüht war. Und nun flink, ehe wir diese ersten Norweger aus den Augen verlieren, das Tuch hervorgeholt und die winkenden Grüße dort von Herzen erwidert! Es gibt noch Anmut, es gibt noch Schönheit, es gibt noch Liebe, es gibt noch Frauen, — hurra, hurra, hurra!

Das Echo hallt aus den Bergen wieder. Es mischt sich mit dem Schall der Böller, die hie und da an den Landhäusern abgefeuert werden. Die Stadt, von Festungswerken überragt, wird sichtbar. Die oberen Straßen der hochragenden Halbinsel, die den Hafen von der Reede trennt, sind schwarz vor Menschen. Hunderte von Booten erwarten das mächtige Schiff und umringen es, nun es sich rasselnd verankert hat. Es ist ein sommerlicher Nachmittag, wie man ihn sonst nur im Süden erlebt. Und nochmals: landen wir in Norwegen oder an der ligurischen Küste? Der Berg, der die Stadt zur Linken überragt und auf seinem Grat irgend ein gastliches Haus trägt, — ist es nicht der Rigi von Genua? Nein doch, es ist der Brunate von Como, aber in Wirklichkeit ist es der Flöien von Bergen. So behauptet wenigstens das Reisehandbuch, aus dem sich so viel Gelehrsamkeit abschreiben ließe, daß man vor lauter Bildung einen dicken Kopf bekäme. Ist dieses Buch indessen verläßlich? Darf man ihm glauben? Ei, man sehe doch nur! Zwei Kriegsschiffe ankern gleichfalls auf der Reede, und welche Flagge weht von ihren Masten? Bei Gott, die italienische. Weiß der Himmel, in welchem Zustand der Zerstreutheit diese Schiffe sich hierher verirrten und wie sie je wieder den Weg in die Heimat zurückfinden werden. Jedenfalls aber trägt ihre Anwesenheit dazu bei, den spielerischen Vergleich zwischen Nord und Süd zu beflügeln

und den sonnigen Eindruck der sonst so rauhen Küste zu verstärken.

Ein Tender führt die Schiffsgesellschaft zur Stadt und holt sie, die am folgenden Tage diesen Besuch erneuern wird, nach kurzer Frist an Bord zurück, wo bereits ein festliches Mahl in allen Kesseln schmort und brodelt. Ich halte es mit den Bergensern und bleibe am Lande. Ein windstiller, milder Abend ist früh hereingebrochen. Im abgegrenzten Teil des öffentlichen Parks spielt die gut geschulte Stadtkapelle (was spielt sie? „Troubadour" und „Traviata"), und auf den Straßen, die diese Anlage einschließen, entwickelt sich ein Korso, an dem Tausende von Menschen teilnehmen. Man läßt sich von dem Strome treiben, blickt in ernste Augen und in stumme Mienen und forscht vergebens nach den hohen Gestalten mit dem köstlichen Blondhaar, die, Mann und Weib, auf der andern Seite der großen Halbinsel, in Schweden, uns einstmals entzückt hatten. Das Volk von Bergen ist klein von Figur, zumeist brünett, freundlich von Sitte und Art, aber im ganzen nicht ansehnlich von Wesen und Erscheinung. Das Leben ist hart in diesem Lande, die Arbeit schwer, der Winter lang. Der Kampf mit den Elementen stählt Nerven und Muskeln, der körperlichen Grazie hat er nichts zuzuwenden. Die Schönheit wird nicht von der Mühsal, sondern von der Lust geboren, und indem ich unter dem tüchtigen Volke einherging, hörte ich in Gedanken die Stürme tosen, die das Meer zerpeitschen, blickte ich in das Dunkel der langen Winternacht, die über diesem fernen Erdenwinkel brütet.

Es ist elf Uhr abends. Während man unter unserm heimatlichen Himmelsstrich um diese Jahreszeit und in solcher Stunde längst nicht mehr im Freien sitzen kann, sind hier noch die Gärten der Hotels und Wirtschaften mit Menschen gefüllt. Inmitten der gut beleuchteten Anlage erhebt sich ein schwarzes Erzdenkmal. Es ist das Standbild Ole Bulls, des großen Geigers, der vor einem halben Jahrhundert auch in deutschen Konzertsälen heimisch gewesen ist. Das Kunstwerk ist nicht bedeutend, aber die Idee,

die es vorträgt, sinnreich, und wer sich daheim an den kriegerischen Reitermonumenten, die allerorten aus der Erde sprießen, schon ein bißchen satt gesehen hat, wird aufatmen, wenn er hier einmal einen Mann verewigt findet, der weder das Schwert aus der Scheide zieht noch die Hand wie segnend über das Land ausstreckt, sondern nur die Geige ansetzt, um ein schwieriges Konzertstück vorzutragen. Der Künstler ist in der Tracht der dreißiger Jahre dargestellt, mit eng anliegenden Beinkleidern, die ein ungarisches Infanterieregiment auf Kriegsstärke neidisch machen könnten. Er scheint fernen Harmonien zu lauschen, denn sein Blick hat einen visionären Ausdruck. Vom Sims des Sockels fällt ein breiter Wasserstrahl herab und rauscht über ein Ungetüm hin, halb Mensch, halb Fisch, das gegen den Virtuosen die Faust erhebt. Das sind die Konzertagenten, die von dem Schweiß des armen Künstlers leben und ihm das Dasein auf jede Weise sauer machen. Er aber, hoch über ihnen, ist mit seinen Gedanken ganz wo anders, und während sie ihm ihre Abrechnung drohend entgegenhalten, geigt er frisch drauf los, unbekümmert um das Ergebnis des Kartenverkaufs und ob der Saal wattiert ist oder nicht. So erhebt sich die Kunst über die Materie, und so siegt sie über das Leben.

Unten am Strande stehen die Neugierigen in Scharen. Das prächtigste Schauspiel bietet sich dem Blick: ein feuriges Riesenschiff strahlt durch die Nacht. Der „Kronprinz Wilhelm" draußen auf der Reede hat zur Feier des Tages illuminiert, Masten, Bord- und Kiellinie mit vielen Hunderten von elektrischen Glühlampen umzogen. Die Größe des majestätischen Schiffes bringt sich durch diesen zauberischen Lichteffekt wieder neu zur Geltung, und vor den Flammen, die es aussprüht, müssen selbst die Sterne am Himmel erblassen. Die Helle breitet sich weithin über die Bucht. Auf den italienischen Kriegsdampfern, die längst Nacht gemacht haben, sieht man die Schildwachen langsam auf und nieder schreiten, und in den Fluten blitzt und glänzt es, als wäre das Meer jählings in Brand geraten.

Auf dem Heimwege gelangen wir an ein großes, weiß-

getünchtes Gebäude, dessen sämtliche Fenster hell beleuchtet sind. Es ist das Theater von Bergen, und wenn wir uns recht erinnern, ist Henrik Ibsen hier einmal eine Zeitlang Direktor gewesen. Gegenwärtig finden Variétévorstellungen in dem Hause statt. Die heutige ist noch im Gange, denn das Seitentor ist weit geöffnet, und ab und zu dringt der verlorene Ton eines Liedes über den stillen Platz. Man tritt neugierig näher, aber ehe man noch zum Eingang gelangt, macht eine merkwürdige Wahrnehmung den Schritt stocken. Ein zweifenstriger Laden im Nachbarhause stößt unmittelbar an das Hoftor des Theaters. Wer hier eintritt, muß zuvor an diesem Geschäft vorübergegangen sein. Es ist ein sehr einladendes Verkaufslokal. Auf seinem Schild steht das einfache Wort „Ligkistenmagazin", und in der Auslage prangen, von den Straßenlaternen des Theaters beschienen, zwei solche „Ligkisten", — Leichenkisten, übereinandergestellte Särge, die, fein behobelt und schön bronziert, jedem, dem sie ihren Deckel öffnen, einen gesunden und behaglichen Aufenthalt zu versprechen scheinen. Selten noch habe ich das Groteske des Lebens so deutlich verspürt wie in dieser Sommernacht in der alten Stadt Bergen am fernen Gestade des nordischen Meeres; und wenn Hamlet in ähnlicher Lage ohne Zweifel einen schönen und langen Monolog gehalten hätte, begnügte sich sein demütiger Verehrer, so laut zu lachen, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und dem wohlgemuten Wandrer neugierig nachblickten.

*

Bergen ist bei Tage eine gar liebe Stadt. Viel Hocherbauliches und ungemein Lehrreiches ist über sie in dem schon erwähnten Reisehandbuch mit Sorgfalt mitgeteilt: welche Rolle sie zur Zeit der Hansa gespielt; wie viele Stockfische alljährlich hierher auf die Messe gebracht werden; wie im Hafen einmal eine blutige Seeschlacht zwischen Engländern und Holländern stattgefunden; wieviel die Droschken kosten; bei welchen Sehens-

würdigkeiten man unbedingt Halt machen muß und was dergleichen nützliche Winke und weise Gedanken mehr sind.

Die deutschen Gäste sind schon bei guter Stunde von Bord gegangen und fahren jetzt in endloser Wagenreihe einem Ausflug in die Umgegend, den Bergen zu.

Wir lassen die Gesellschaft nach Fantoft fahren und verbringen den Vormittag in Bergen. Es herrscht viel Verkehr in der allem Anschein nach sehr wohlhabenden Stadt, in der man zwar noch manches Fischerhaus, eng und klein wie eine Schiffskajüte, antrifft, die aber auch ihre großen, ja großstädtischen Straßenzüge mit ganz modernen Mietskasernen und Monumentalgebäuden besitzt. Weite, bucklige Plätze mit eleganten Verkaufslokalen, mit den Kontoren von Schiffsagenturen, Bankfilialen und Reiseunternehmungen, belebte Geschäftsstraßen mit Warenhäusern, Laden an Laden; auf dem schon von Ferne spürbaren Fischmarkt eine feilschende Menge, die sich um Fischkadaver von Riesengröße und Zentnerschwere drängt, nicht weit davon, vor dem schönen Börsengebäude das Rokokodenkmal des Dichters Holberg, das in seiner Ausführung stark an den Goldoni vor der Rialtobrücke erinnert, dann die alte hanseatische Geschäftsburg Bryggen mit ihren Türmen und Zinnen, der Hafen mit ein- und ausladenden Dampfern und Küstenfahrern in allen Größen, — also fädelt der eilige Tourist Blick mit Blick zusammen, bis sich daraus ein annähernd klares Bild von Stadt und Volk ergibt. Allein das Schönste von Bergen ist das Stückchen Vierwaldstättersee, der St. Lungegaardsvand, der sich im Westen der Stadt zwischen Bergen und Hügeln einbettet. Schmucke Villen klettern die Ufer hinan, und ein frischgrüner Laubwald umfängt sie. Hier ist es lieblich, hier geht das Leben so freundlich ein, hier malt die Natur mit so warmen und tiefen Farben, daß man sich leicht entschließen könnte, das große Einmaleins nachzulernen, ein reicher Bergenser zu werden und an diesen lachenden Gestaden eine schöne Rente in Frieden zu verzehren.

*

Der „Kronprinz Wilhelm“ rüstet zur Abfahrt; die Gesellschaft ist wieder an Bord versammelt; die Kapelle der Stewards spielt eine muntere Weise; der Anker wird gelichtet; Abschiedsgrüße werden ausgetauscht; das Schiff erzittert, wie von einer unsichtbaren Kraft durchrieselt, und setzt sich, zuerst ganz langsam, dann immer hurtiger ausgreifend, in Bewegung. Lebwohl, du liebes Bergen, lebwohl Norwegen! Und nun sei es offen bekannt: wir scheiden im Grunde der Seele gern von diesem Lande, so schön es ist, denn es weist einen Mangel auf, über den wir trotz aller Herrlichkeit schließlich doch nicht hinauskämen. Dieses so tüchtige und sympathische Volk — die Feder sträubt sich, das Peinvolle auszudrücken —, dieses Volk, dem die Weltliteratur so Großes und Dauerndes verdankt, dieses Volk von Schiffern, Händlern und Dichtern hat und kennt keinen Adel. O, über das unglückselige Land, das nichts von den Edelsten einer Nation, nichts von Fürsten, Grafen und Baronen weiß, wo es nicht einmal das simpelste „Von“ gibt, und wo alle Menschen gemeine Bürger sind, die, wenn sie mitzählen wollen, etwas sein müssen! Dreimal rufe ich: „Wehe!“, und trauernd verhülle ich mein Haupt. Möge mich das Schiff in seiner größten Geschwindigkeit von 23 Knoten in der Stunde an eine Küste zurückführen, wo ich mich nach so unwürdigem Zustand und so harter Entbehrung wieder an dem Anblick berühmter Adelsmenschen erlaben kann!

Der „Kronprinz Wilhelm“ gleitet durch die Fjords, die ich schon kenne, und bald werden wir der englischen Küste zuschwimmen. Eine ruhige Stunde tut sich dem Schaumüden auf und lockt ihn zu einem Buche hin. Was liest man am besten in solch empfänglicher Stimmung? Die reichhaltige Schiffsbibliothek wird durchmustert. Halt, hier ist es, was wir suchen: Freund Swift und sein Gulliver, von dessen wunderbaren Schicksalen und höchst seltsamen Wahrnehmungen wir lange nichts gehört haben. Man muß im Schritt fahren beim Lesen dieses Buches, als ginge es über eine Dorfbrücke, denn die Gedanken liegen kreuz und quer auf dem Wege verstreut, und man will ihnen folgen, ohne

über sie zu stolpern. Ein kreisrundes Stück Himmelsblau guckt durch das Kajütenfenster. Der kleine, trauliche Raum, in dem alles blitzblank und aufs klügste berechnet ist, ladet zur Rast ein. Sehen wir doch einmal zu, was der wackere Jüngling uns, die wir gleich ihm auf Abenteuer ausgehen, seit hundert und mehr Jahren Neues zu sagen hat!

„Bei den Liliputern wird die Gerechtigkeit mit sechs Augen abgebildet, je zweien vorn und hinten und einem an jeder Seite, um die Vorsicht anzudeuten. Sie hält einen Beutel voll Gold mit der rechten, ein haarscharfes Schwert mit der linken Hand, um anzudeuten, sie sei mehr zur Belohnung als zur Strafe bereit.“

„Die Geschichte ist nur eine Anhäufung von Verschwörungen, Rebellionen, Morden, Verbannungen, Kriegen und den schlimmsten Erscheinungen, die Parteisucht, Heuchelei, Treulosigkeit, Grausamkeit, Wut, Tollheit, Haß, Neid, Wollust, Bosheit und Ehrgeiz nur irgend hervorrufen könnten.“

„Auch die größten Fürsten sehen gewöhnlich mit den Augen ihrer Minister.“

„Derjenige, der bewirkte, daß zwei Kornähren oder zwei Grashalme mehr als früher auf irgend einem Boden wüchsen, erwürbe sich ein größeres Verdienst um die Menschheit als das ganze Geschlecht der Politiker.“

„Wer nicht in der Lage ist, eine Beleidigung, die man ihm zugefügt hat, zu rächen, tut gut daran, zu begreifen, daß er überhaupt nicht beleidigt worden.“

„Die Hauyhnhms (das Pferde-Volk) sehen es als ein widernatürliches Verfahren an, daß wir den weiblichen Personen eine andere Erziehung geben als den männlichen, mit Ausnahme einiger Punkte, die die Verwaltung des Hauswesens betreffen.“

„Von manchem vornehmen und hochangesehenen Geschlecht gilt das Wort des Polydorus Virgilius: Nec vir fortis, nec femina casta!“

„Der Kaiser der Liliputaner hat starke und männliche Gesichtszüge; seine Nase ist gebogen, seine Lippe österreichisch . . .“

Doch was ist das? Ist das Schiff toll geworden? Es schwankt mit einem Male wie betrunken von der einen Seite zur andern. Dann verharrt es einen Augenblick im Gleichgewicht, um sich rasch darauf vorn aufzubäumen und im nächsten Augenblick mit den Hinterfüßen auszuschlagen. Rasch das Buch zu, das uns schwerlich sobald wieder in die Hand geraten wird, und über die schaukelnden Stiegen

hinauf aufs Deck! Wir befinden uns auf offener See. Die Sonne ist ausgelöscht, und eine trübe Dunstschicht hängt zwischen Himmel und Wasser. Ein dreister, kalter Wind drückt dem Schiff so stark entgegen, daß man sich an der Bordwand festhalten muß, um nicht fortgeweht zu werden. Er pflügt das Meer, reißt tiefe Täler in die See, schichtet die Wogen zu hohen Wällen, und die kochende, schäumende, brausende Flut spritzt ihre Gischt wie jauchzend zum Deck empor. Der Schauplatz ist der gleiche geblieben, aber die Szene hat gewechselt. Das Theater an Bord drängt einer ernsteren Verwicklung zu. Das Meer hat keinen Respekt vor Amt, Titel und Alter, und die Gesellschaft setzt sich in Verteidigungsstand. Jeder wehrt sich, so gut er's vermag und wie er sich's daheim am Lande für den Fall der Not ausgedacht hat. Die einen ziehen sich schleunigst in ihre Kabinen zurück, die andern bleiben oben, scharen sich in der Mitte des Schiffs und vermeiden, stehend oder langausgestreckt auf Deckstühlen liegend, jede aktive Bewegung. Aber es dauert nur eine ganz kleine Weile, und schon eilen die Stewarts durch alle Räume des Schiffs, schleppen einen bleichen Kranken um den andern dem verschwiegenen Lager zu, tragen Hilfe und Zuspruch in viele Zellen und bemühen sich, die auf den Treppen und Gängen pittoresk verstreuten Spuren des in der Geschichte der seefahrenden Völker nicht ungewöhnlichen Vorgangs so rasch als tunlich zu beseitigen. Als es Abend geworden, folgt dem Trompetensignal, das zum Essen ruft, nur ein sehr kleiner Teil der Gäste. Auf den Tischen des Speisesaals, den im Laufe des Diners noch mancher Gast, der seine Kraft überschätzte, melancholisch verläßt, sind Geschirr und Flaschen fest eingerahmt. Gläser, die man aus der Hand setzt, rutschen lustig die ganze Breite der Tafel hinab. Die Suppe kann man nur essen, indem man den Teller wie ein Jongleur in der Balance hält, und wenn man einen Bissen zum Munde führt, ereignet es sich leicht, daß die Gabel, statt an den einzig richtigen Ort zu gelangen, sich in die Gegend der beiden Ohrläppchen verirrt.

Wer tapfer bis ans Ende aushielt, war des großen

Eindrucks würdig, der sich ihm später von Deck aus darbot. Das wäre eine Stunde gewesen für Manfred, der sich aus den zahmen Lüsten dieses Lebens nach dem Ungeheuerlichen sehnt. Ich werde mich hüten, auch nur ein Wort von dem preiszugeben, was in dieser unvergeßlichen Sturmesnacht über mein Herz kam. Ach, es muß ein Großes sein, bei solch gewaltigen Ausbrüchen der Natur für immer zu ihr einzugehen.

II.

So unerwartet, wie er gekommen, ist der Sturm wieder verflogen. Kurz vor Tagesanbruch empfahl er sich, der geographischen Lage entsprechend, auf englisch. Und damit niemand wisse, wohin er sich gewendet, ließ er vom Himmel alle Jalousien herunter. Plötzlich steckte das Schiff mitten im Nebel. Es verlangsamt seinen Lauf, unterbricht ihn zeitweise ganz und stößt in kurzen Zwischenräumen musikalische Warnungsrufe aus, mit denen sich kein uns bekannter Heldentenor an Heiserkeit und Mangel an Wohlklang messen könnte. Das jähe Stillstehen und der Sirenenklang wecken den Schläfer unten in seiner Kabine. Von Neugier erfaßt, kleidet er sich hastig an und eilt auf Deck. Welch ein Anblick: nichts ist zu erblicken, nicht die Hand vor den Augen, nicht das geringste. Das ist kein Nebel, wie der Main ihn manchmal beim Übergang vom Herbst zum Winter über die alte Kaiserstadt breitet, ein Nebel zart und leicht wie Tüll oder Mousseline. Der hier ist ganz anderer Art: schwer und grob wie Sackleinwand. Wer den Vorzug hat, an Mouches volantes zu leiden, nimmt jetzt auf diesem Hintergrund selbst im Zwielicht prächtige Figuren und Arabesken wahr, die das moderne Kunstgewerbe zu den tiefsinnigsten Tapetenmustern anregen könnten. Die riesigen Signallaternen des Schiffes, das gefährliche Rot und das beruhigende Grün sieht man erst, wenn man dicht davorsteht. Kapitän und Offiziere lenken von der Kommandobrücke aus mit angespannten Sinnen den Gang des Dampfers. Jetzt erst leuchtet mir ein, weshalb

die seefahrenden Holländer ihren Admiral „Schouwt by Nacht“ nennen.

Da oben nichts zu sehen ist, sucht man von neuem das Lager auf, aber der Schlaf, einmal gewichen, stellt sich nicht wieder ein. Man liegt da und sinnt und überdenkt die Erlebnisse des Tages. Was war es doch, das gestern in Bergen einen Moment lang wie fernes Grabgeläute an unser Ohr klang? Richtig: die Nachricht von Miquels Tode. Der Telegraph hatte sie von Frankfurt nach Norwegen hinaufgeblitzt, aber sie ging an der Reisegesellschaft, unter der sich viele Personen befanden, die noch vor kurzem um ein Lächeln des Einflußreichen gebuhlt hätten, ganz spurlos vorüber. „Ei seht doch!“ ... „Wirklich? Gestorben?“ ... „Nicht möglich!“ ... „Was bezweckt er mit seinem Tode?“ ... Wie seltsam doch dieses Leben ausklingt! Wie stellt es sich uns dar beim Morgengrauen auf der Nordsee, uns, die wir die Schauspiele der Zeit vom Stehparterre des Feuilletons aus mit ansehen?

Starke Widersprüche in Harmonie gesetzt machen den Charakter jedes bedeutenden Mannes aus. Eine solche Natur, in der sich die entgegengesetztesten Eigenschaften ausbalancieren: Härte mit Sanftheit, Verwegenheit und Bedachtsamkeit, vorbeugende Einsicht und hemmender Eigensinn, berechnende List und naive Unbekümmertheit, — eine solche Natur etwa war Bismarck. Hier war alles aufs feinste abgestimmt, der Erfolg verdient, der Mißerfolg keine Wirkung der Schwäche, sondern eine Unterschätzung des Widerstands, also ein Fehlgehen des Urteils. Der ehemalige Oberbürgermeister von Frankfurt war so klug wie wenige, aber in dieser Klugheit lag ein Auflösendes: die Skepsis. Bismarck verachtete die Menschen, weil er sie kannte, aber er beugte sich vor den Ideen; Miquel verachtete die Ideen, obgleich er sie kannte, aber er beugte sich vor den Menschen. Er verstand alles, auch das Subtilste, aber er wußte, daß es nicht eine Wahrheit in der Welt gebe, für die man unter Umständen zu sterben bereit sein muß, sondern eine ganze Menge von Wahrheiten, die alle gleichviel oder gleichwenig wert sind, um die zu kämpfen

sich nicht verlohne. Dieser Vorzug des Philosophen wurde zum Ruin des Staatsmannes. Nur wer an sich und seine Sendung glaubt, dem glauben auch die andern. An diesem Mangel an Selbstüberzeugtheit, an dieser wie treulos berührenden inneren Lässigkeit ist Johannes von Miquel mit seiner Lebensarbeit schließlich gescheitert.

•

Der Nebel ist fort; die Sonne leuchtet; die zahlreichen Schiffe, die in unsern Gesichtskreis kommen, zeigen die Nähe einer verkehrsreichen Küste an. Die Dampfer, die am Horizont auftauchen, lassen ihren graubraunen Rauch am Himmel hängen, während sie selber dem Auge entschwinden. Kleine und große Segler werden mit Schnellzugsgeschwindigkeit überholt. Obgleich der Wind lustig ihre Leinwand bläht, scheint es, während der „Kronprinz Wilhelm“ an ihnen vorbeirauscht, als rührten sie sich nicht von der Stelle. Und doch kommen sie voran, doch erreichen sie den Hafen, den sie suchen; denn es geht mit den Schiffen wie mit den Menschen: der langsamste Segler, der nur sein Ziel unverrückbar im Auge behält, gelangt rascher an ein wohnliches Gestade als der schnellste Dampfer, der, ohne zu wissen, wohin er wollte, mit Volldampf ins Blaue hineinführe. Ein Ziel haben — das ist schließlich noch immer das beste Mittel, an ein Ziel zu gelangen.

Blickt man von der Bordseite aus unter sich in die Wellen, so hat man stellenweise den Eindruck, als sei das Meer mit abgeschnittenen Menschenköpfen gefüllt. Große, kugelige Quallen, seltsame bunte Bildungen, werden durch den Kieldruck des Schiffes an die Oberfläche gehoben, werfen von hier aus einen entrüsteten Glotzblick auf den Störer ihrer Ruhe und versinken dann wieder schaukelnd in die Tiefe. Holzstücke schwimmen vorüber, Obstreste, Kartoffelschalen, eine Hutkrempe, ausgerupfte Hühnerfedern, — genau so wie zu Kolumbus' Zeiten machen die Menschen auf ihre Nähe aufmerksam, indem sie das Meer verunreinigen. Die ersten Möwen kommen angeflogen. In langer Kette, als seien sie an einen Faden aufgereiht,

mit weit vorgestreckten Hälsen schwingen sie sich in großem Bogen über der Meeresfläche. Die schottische Küste wird sichtbar; wir fahren zur Rechten an einer Halbinsel entlang, die mit Dörfern, Wäldern und Matten bedeckt ist; zur Linken meldet sich der Leuchtturm von North Berwick, dann der von Iron Craig. Nach einer Weile sieht man ganz in der Ferne zwischen Himmel und Erde ein Spinngewebe hängen. Bald aber erkennt man, daß man sich geirrt hat. Spinnen waren hier nicht am Werke. Vermutlich haben Kinder mit stärkerem Baumwollgarn „Aufnehmen" und „Abheben" gespielt und ihr Gewebe geschickt an den zwei Streichhölzchen befestigt, die jetzt aus dem Meer aufsteigen. Allein auch diese Annahme erweist sich als verfehlt. Das fremdartige Gebilde wird um so größer, je näher man ihm kommt, und nachdem der kleine englische Dampfer, auf den die Schiffsgesellschaft vom „Kronprinzen Wilhelm" übergestiegen ist, zwei oder drei Seemeilen zurückgelegt hat, ist aus dem kleinen Gewebe eines der Wunder der Welt geworden: die Eisenbrücke der North British Railway über den Firth of Forth. Es ist ein Werk ohnegleichen, aber vielleicht ist es leichter, ein solches Unternehmen auszudenken und auszuführen, als denen, die es nicht kennen, eine Vorstellung davon zu geben. Selten war der menschliche Geist dreister und siegreicher als hier, wo er es fertig brachte, eine ungeheure Eisenmasse auf eine Entfernung von zweieinhalb Kilometern und in einer Höhe von 110 Metern mit bloß drei Spannungen über diesen Meeresarm zu breiten. Wenn das Schiff unter der Brücke durchfährt, macht das Elementare der Erscheinung beinahe erbeben. Ein gigantisches Gewirr von Eisenteilen, festgehalten durch muskulöse Stahltürme, schließt die Lücke zwischen beiden Meeresufern, und mittendurch, auf mächtiger Höhe, sucht ein winzig klein erscheinender Eisenbahnzug, der eben von Perth herunterkommt, seinen Weg. Die Linien des kolossalen Bauwerks sind jäh und gewaltig, aber in dieser Eisenarchitektur ist kein Stil wie etwa im Eiffelturm. „Die Schönheit, — was das ist, das weiß ich nicht!" hat Albrecht Dürer gesagt. Was Schönheit nicht ist, kann

man beim Anblick dieses Baues empfinden lernen. Die Brücke über den Firth of Forth ist die längste, höchste und kühnste der Welt, — aber wir können uns nicht helfen: die kleine alte Rialtobrücke ist viel schöner und ist uns lieber. Immerhin, das moderne Werk imponiert genügend, und wer den ersten Eindruck von Großbritannien an dieser Stelle empfängt, wird mit Respekt und staunend zu sich sagen: Also das ist England!

•

Am Südende der Brücke, in South Queensferry, legt der Dampfer an, weil von hier aus die Schiffsgesellschaft mittelst Wagen durch den fast eine deutsche Meile langen Dalmenypark des Earl of Rosebery nach Edinburgh befördert werden soll. Von Queensferry aus betrachtet, stellt sich England erheblich weniger imponierend dar. Dieser Ort ist, wenigstens in seinen Hafenquartieren, ein Bild tiefer Verwahrlosung und starrt vor Schmutz. Die Upper ten thousand dieses elenden kleinen Nestes dürften England weder regieren helfen noch in dessen Moden den Ton angeben. Das Laster steht, hochrot geschminkt und das Haar in Papilloten gewickelt, an den Straßenecken und mustert die in langem Zuge vorbeiwallenden Fremden mit kritischen Blicken. Das Mißfallen scheint übrigens gegenseitig zu sein, denn die Worte, die hinter uns dreinschallen, klingen nicht nach Hochachtung. Alles ist so düster und trostlos, als hätten die Menschen hier die Gewohnheit, arm zu sein. Walter Scott hat den Flecken in seinem Roman „The Antiquary" beschrieben. Wir erinnern uns nicht, in welche Farben er seinen Pinsel getaucht hat. Für romantische Seelen mag die Vergangenheit von Queensferry („Fähre der Königin") ihre Reize haben, denn von diesem Punkte pflegte Königin Margaret nach dem andern Ufer überzusetzen, so oft sie das Kastell von Malcolm, Canmore, Duncans Sohn und Macbeths Nachfolger, in Dunfermline besuchte. Allenthalben, wohin eines Dichters Auge reicht, sproßt und blüht das dürrste Erdreich, aber wer kein Walter Scott ist, wird sich ohne

die geringste Trauer anderen, reizvolleren Gegenden zuwenden.

Das Bild ändert sich, sobald wir Queensferry verlassen haben und die Wagen in den fast an den Ort grenzenden Roseberypark einlenken. Notleidender Agrarier zu sein, muß auch im Vereinigten Königreich seine Annehmlichkeiten haben. Es ist ein idealer Besitz, den Claude Lorrain und Landseer gemeinsam entworfen haben könnten. Er zieht sich zur Rechten den bergigen Abhang hinauf, bis das suchende Auge vom Kamm der Hügelkette abgleitet, und zur Linken dehnt er sich bis zum Mittelstrand hin. Prachtvolle Baumgruppen wechseln mit weiten Wiesenflächen ab. Immer bieten sich neue, schönere Durchblicke und Fernsichten. In großen Gehegen weiden langmähnige Pferde; in andern grasen Rinderherden von ausgesuchter Rasse; jedes Stück ist kohlschwarz und von tadellosen Formen. Weiterhin trifft man auf malerisch gruppierte Schafe mit hochintelligentem Gesichtsausdruck, und allen Tieren, die man sieht, merkt man an, daß sie die ausgesuchteste Pflege und eine wahrhafte Prinzenerziehung erhalten, so soigniert ist ihr Äußeres, so musterhaft ihr Benehmen. Daß es auch unter den Haustieren Proletarier und Grandseigneurs gibt, ist eine altbekannte Sache. Der Mops hat es besser als der Zughund, der Droschkengaul schlechter als ein Karossenhengst, die Wanze führt ein düstereres Dasein als der Kanarienvogel, allein als Inbegriff irdischen Glückes muß es gelten, Vieh auf dem Gute des Lord Rosebery zu sein.

Von den beiden Haupteigenschaften der Schotten, dem zweiten Gesicht und den nackten Knien, lernen wir zuerst die zweite kennen. Besagte nackte Knie gehören den Hegern und Hirten, die, mit der nationalen Mütze bedeckt, angelockt vom Lärm der Karawane, an den Straßenrand treten. Ein erheblicher Unterschied zwischen diesen protestantischen und den tirolisch-oberbayerischen Knien ist uns nicht weiter aufgefallen.

In Wegesmitte etwa erreicht man Barnbougle Castle. Es ist ein heiterer Bau im gotisch-schottisierten Palladiostil. Die ansteigende maigrüne Wiese trägt den Steinwürfel wie eine Brosche am Busen. Wie versichert wird, ist das Schloß

auch im Innern schön und reich ausgestattet, und wir nehmen also die Beruhigung mit fort, daß der Lord, wenn er hier seinen Aufenthalt nimmt, mindestens so komfortabel wohnt wie die Leute unten am Hafen von Queensferry, die wir vor einer Stunde verlassen haben.

•

Dalmeny Park liegt dahinten, und die englische Landstraße nimmt uns auf, sie, von der Dr. Johnson zu sagen pflegte, daß in einem flott bespannten Wagen an der Seite eines geliebten Wesens auf solchen Wegen dahinzurollen ein Genuß sei, dem auf der ganzen Welt kein anderer gleichkomme. An dieser Chaussee, die glatt wie ein Billard und hart wie ein Stein, ist einiges von dem fröhlichen Alt-England haften geblieben, das wir von Dickens her kennen. Es herrscht hier ein Wagenverkehr wie zur Zeit der Pickwickier, nur daß an die Stelle der alten, großen Postwagen die mit vier Pferden bespannten Coaches getreten sind, schwerfällig gebaute offene Gefährte, auf deren Verdeck-Quersitzen bis zu vierzig Personen Platz haben. Diese Coaches unternehmen zu billigem Preis Ausflüge nach bemerkenswerten Punkten der Umgebung von Edinburgh, nach Dalkeith Palace, dem Sitz des Herzogs von Buccleuch, nach Roslin Chapel, zur Forth-Brücke, und alle fünf Minuten begegnen wir einem solchen vollbeladenen Ungetüm, dessen Passagiere, Damen, Herren und beurlaubte Soldaten, die deutschen Gäste mit Zurufen begrüßen. Auf einem der Wagen gibt eine Frau ihrem Säugling mit schöner Freimütigkeit zu trinken. So fuhren wir durch Ortschaften mit netten Gasthäusern, vorbei an den kleinen, von Weinlaub umkränzten Wachhäusern, mit denen die Einfahrt zu den Gutssitzen verstellt ist, vorüber an ummauerten oder eingezäunten Ackergrundstücken, auf denen Tafeln mit bunten Plakaten zum Ankauf von Terrain für Villen, Häuser und Fabriken einladen. Die Fahrt war recht angenehm, wenn auch nicht so vollkommen wie die von Dr. Johnson gepriesene, denn ich hatte kein teures Wesen zur Seite, sondern saß hoch oben auf dem Bock neben dem Kutscher, der zwar ein trefflicher junger

Gentleman zu sein schien, aber doch die Eigenheit hatte, Tabak zu kauen und ihn den Vorübergehenden auf den Kopf zu spucken.

Endlich, nachdem sich die Straße aus einer Bodensenkung, in die sie unversehens geraten, wieder herausgearbeitet, erblickt man in der Ferne das seltsam profilierte Bild einer großen Stadt: ein phantastisches Gewirr von Häusern und Kirchen, überwachsen mit alten Burgen und antiken Tempeln, mit blaugetönten Bergen zur Seite; überall blitzt es von Turmknäufen, schimmern Kuppeln und Säulen. Ländliche Gehöfte, Gärtnereien, wie jede Stadt sie vor sich hertreibt, frischgebaute, mit Mietszetteln beklebte Villen, die sich in Stil und Ausstattung zusehends herausmustern und immer wohnlicher werden, sich mit Vorgärten schmücken, kleine intime Plätze umrahmen, bis sie schließlich in ein großes, brausendes und leuchtendes Straßenbild übergehen: in die Princes Street von Edinburgh.

Wir kennen eine ganze Reihe von Städten, die zu den schönsten der Welt zählen. Gewöhnlich berufen sie sich, den Reisehandbüchern zufolge, auf Alexander von Humboldt, der sie mit Konstantinopel und Neapel verglichen und dann jede mit dem entsprechenden Anmutseichstrich versehen habe. Obgleich auch Edinburgh sich auf das Zeugnis des großen Forschers beruft, ist diese Stadt doch wirklich von so aparter und berückender Schönheit, daß man, aus den einsamen Fjorden Norwegens über Nacht hierher versetzt, fast wie in einem Rausch all das Zauberhafte ringsum anstarrt und aufnimmt. Princes Street, mit nur einer Häuserreihe wie die Wilhelmsstraße von Wiesbaden, begrenzt durch einen mit schönen Gartenanlagen besetzten Terraineinschnitt, überragt vom stolzen alten Castle, besteht aus einer Flucht prächtiger Gebäude, die ihre Stile den verschiedenartigsten Zeitaltern entlehnt haben. Sogar den Palazzo Pesaro, wie er leibt und lebt, entdecken wir mit einem Gemisch von Furcht und Vergnügen. Die vornehme Straße weist die reichsten Läden auf und dient einer bunt dahinflutenden Menschenmenge als Promenade. Aus

diesem Strom tauchen Frauengestalten auf, in hellen Kleidern, schlank, hoch, blond, mit Augen, die wie die Laternen einer Lokomotive leuchten. Man möchte dies alles in der Nähe betrachten, aber unsere Wagen rasseln weiter, ohne anzuhalten. In knapp einer Stunde (denn mehr Zeit verblieb nicht für die Besichtigung der Stadt) von einem Schaugericht wie Edinburgh gleichsam bloß die Spargelspitzen abzuessen, — diese Aufgabe, bei der einem das Herz wehtun konnte, wurde von der Schiffsgesellschaft im Vorüberfahren bestens gelöst. Wir warfen einen eiligen Blick auf das meiste, was im Baedeker steht: auf das pompöse Denkmal Walter Scotts, der vermutlich auch in seiner Heimat heut mehr gelobt als gelesen wird, auf das alte Schloß der schottischen Könige, und von diesem aus auf die wunderbare Stadt und ihre Umgebung; wir nahmen die Hochländer in Augenschein, die oben, martialisch und malerisch, als Wachtposten auf und nieder schritten, sahen das Parliament House, den Calton Hill, Monumente aller existierenden George, grüßten in Holyrood den Schatten der schottischen Maria und gedachten unseres großen Dichters in der ergreifend schönen Kirchenruine des erinnerungsreichen Palastes. Trotz der Hast der Zeit lasen wir eine Menge von Bildern, Wahrnehmungen und Erklärungen auf, — und dennoch: über all die historische Pracht, über alles, was wir an diesen Stellen sahen und fühlten, ja über den ganzen Inhalt der einzigen Reise wuchs ein großes Erlebnis hinaus, mit dem Edinburgh den Aufmerkenden beschenkte. Dieser jähe Eindruck aber, so flüchtig auch die Stunde war, die ihn geboren, zeigte dem erschrockenen Touristen die Wirklichkeit der Welt und ließ ihn wie mit einem Zauberschlage in die dunklen Tiefen der Dinge blicken.

*

Wir kommen aus der Üppigkeit und Fülle von Princes, George und Queen Street, aus dem starren Zwang der Wälle und Bastionen, die die Königsburg umgürten. Um Holyrood Palace zu erreichen, müssen wir die Altstadt in ihrer ganzen Länge durchkreuzen: Castle Hill, High Street

und Canongate. Da ist sie, diese alte Stadt, finster, unsauber und verwahrlost, mit himmelhohen Häusern, von Rauch geschwärzt, und mit zerbröckelnden Mauern, ein Gewirr von Gassen und Gäßchen. So oder ähnlich sieht es wohl auch in den alten Teilen der meisten Großstädte aus. Wer irgend kann, zieht aus solchen Quartieren fort und sucht sich vor den Toren Luft und Licht. Die kleinen Betriebe, die von der Großindustrie zum Tode verurteilt sind, die niederen Handreichungen bleiben in der Altstadt zurück, daneben das Gewerbe, das die Dunkelheit sucht, vor allem aber die Not und die Armut. Und alles, was ich bisher gesehen: Trübes und Trauriges, Armes und Schlimmes, selbst das Furchtbare und Entsetzliche — es verblaßte vor dem Pandämonium, das sich in der Altstadt von Edinburgh, zehn Schritte von dem Glanz des Lebens entfernt, vor unseren Augen auftat. Die Straßen wie von einem stickigen Brodem erfüllt, den gierig einzuatmen bleiche Gesichter sich aus kleinen Fensterlöchern strecken; im Gewühl der Gasse Menschen, Ebenbilder Gottes, wie die Bibel treffend bemerkt, notdürftig in Lumpen und Fetzen gehüllt, Männer und Weiber, zeternd und fluchend, halb oder bis zur Sinnlosigkeit betrunken, mit jeder Verruchtheit in Blick und Gebärde, und endlich Kinder, Kinder, — hier stockt uns das Herz, denn mag uns die Not der Erwachsenen tief in die Seele schneiden, — das Elend der Kindheit pocht wie mit einem Faustschlag an unser Gewissen. O, ihr armen und entarteten Geschöpfe, ihr Unseligen, die ihr von der Natur lieblos in eine Welt des Hungers und der Schande geschleudert worden, ihr Kinder mit den lebensmüden Gesichtern und den verzweifelnden Blicken, — vor jedem einzelnen von euch, die ihr im Staub der Straße um ein Almosen flehend, stammelnd, schreiend neben unsern Wagen einherstürmt, vor jedem möchte man niederknien und es um Verzeihung bitten für die schwelgerische Lust, die mit uns zieht, für den Leichtsinn unseres Daseins, für das Glück unserer Lieben, für das Brot, das uns sättigt, für den Überfluß, den wir vergeuden, für das Licht, das uns leuchtet. Und wenn ich alt würde wie Methusalem und

wenn Lebensenge und Lebensangst die eigenen Tage beschwerten und wohin mich immer die Woge des Daseins trüge, hinauf oder hinunter, — nie, nie, nie will ich dieser grausigen Stunde vergessen!

Also das ist England? Nein, auch das ist England. Diese Edinburgher Excerpte aus der Biblia pauperum Whitechapel klären über vieles auf. Dieses große und stolze Reich mit seiner aufs höchste entwickelten Kultur, dieses Reich, das seit Jahrhunderten beharrlich das Ziel verfolgt, durch Besitz und Reichtum stark und blühend zu werden, dieses Reich, das seit den Tagen der Tudor darauf bedacht ist, den Handel und den Gewerbefleiß als die Grundbedingungen jeder politischen Machtstellung zu pflegen, dieses Reich, das seine Kreise über den ganzen Erdball zieht und nie genug bekommt an Land und Gold und unermüdlich und unersättlich ist, — dieses selbe Reich läßt, ohne auch nur den Finger zu rühren, einen wichtigen Teil der eigenen Volkskraft, all die Hunderttausende, die keinen Platz an der Krippe finden, verkommen, verlumpen und verfaulen. Das Reich ist ein Begriff und lebt von Grundsätzen, das Volk ist ein Lebendiges und hat ein Gewissen. Während ein Reich unerbittlich zu vollenden trachtet, was es auszuführen sich einmal vorgesetzt, oder während es verschmäht, einen Zustand zu bessern, nur weil er immerdar schlecht gewesen, kann es kommen, daß das Volk dieses Reiches ein Unrecht einsieht, die harten Notwendigkeiten beklagt und zu mildern sucht. Das Elend ist in England nicht zu übersehen, denn es hat von allen Freiheiten des Landes wenigstens die eine: sich öffentlich zu zeigen. Viele gewöhnen sich an den Anblick und füllen die Kirchen und danken Gott, daß sie nicht sind wie jene, — andere jedoch, die in dem Verlorenen den Bruder erkennen, geben von ihrem Reichtum mit vollen Händen oder gehen werbend von Tür zu Tür oder bemühen sich auf sonst eine Art zu wirken und zu helfen. Nirgends ist die Hauswohltätigkeit entwickelter als in England, und nirgends ist sie der Größe der Aufgabe gegenüber so ohnmächtig wie hier. Hundert Schritte sind es von Canongate bis Princes Street, allein

diese Brücke, die beide Gestade verbände und die ungleich herrlicher wäre als alles, was die Ingenieurkunst der ganzen Welt zu ersinnen vermöchte, bleibt ungebaut. Das englische Sumpfproletariat, von Schnaps und Laster durchseucht und jedes Gefühls seiner Menschenwürde beraubt, ist dem Staat und der Gesellschaft unangenehm, aber nicht gefährlich. Aber wer weiß, ob nicht eines Tages eine neue, größere Heilsarmee entstände, eine „Heilsarmee“ mit sozialen Tendenzen statt mit ableitenden religiösen, eine Bewegung, die den Armen und Elenden das Gemeinsame ihrer Leiden fühlbar machte, und alle, die noch im Besitze ihrer Sinne, also noch nicht ganz zerstampft sind, zur Vereinigung ihrer Kräfte aufriefe, — und an diesem Tage könnte uns um das Weltreich Großbritannien bange werden.

Der kleine Dampfer, der die Schiffsgesellschaft wieder zu dem „Kronprinz Wilhelm“ bringt, gleitet an dem Pier von Leith hin, der Hafenstadt von Edinburgh, die beide so unmerklich ineinander übergehen wie Frankfurt in Bornheim. Es dämmert bereits, als wir unser Schiff besteigen, zu dem wir mit einem wahren Heimatsgefühl zurückkehren. Die Küstenfeuer von Burntisland bis Portobello erglühen, der Turm auf der kleinen Insel Inchkeith leuchtet dem Dampfer, als dieser seinen Kurs nach Osten nimmt, mit seiner rotierenden Lampe auf manche Seemeile hinaus nach, wie etwa ein freundlicher Hausherr, weil die Dienstboten bereits schlafen gingen, seine verspäteten Gäste mit dem Licht in der Hand den Gartenpfad entlang begleitet. Man steht am Deck des Schiffes, bis das Aufblitzen schwächer und schwächer wird, und erst als dieser letzte Lichtfunken in einer Welle ertrunken ist, weiß man, daß das Fest zu Ende geht. Noch eine Nacht; noch ein Tag, — Norwegen und Schottland, Bergen und Edinburgh: „Luft im Laub und Wind im Rohr und alles ist zerstoben.“

Dieser letzte Reisetag sei gehörig wahrgenommen. Das Meer ist noch nässer als sonst, denn ein kräftiger Regen streicht mit uns zur deutschen Küste hin, und die herrliche Seeluft, die so rein und frisch ist wie der Kuß eines Kindes, ist nun so feucht und stark geworden, daß jeder Atemzug

zu einer Quelle der Labung wird. Ich rühre mich nicht mehr vom Deck weg; ich trinke, sauge, schlürfe die Luft und feiere wahre Orgien in ihr, — dieweil im Canongate dieses reichen Schiffes, tief unten im Heizraum vor den Kesselfeuern hundertundachtzig Menschen nach einem kühlen Luftzug schmachten. Die Wolken hängen wie Soffiten vom Himmel hernieder. Manchmal kommt ein Windstoß, packt sie, ballt sie zusammen, zerreißt sie und wirft die Fetzen in die Flut hinab.

Eine Bewegung auf dem Schiff zeigt an, daß der Rotesand-Leuchtturm, das erste Wahrzeichen der bremensischen Küste, von ferne sichtbar wird. Lebwohl, Meer, das du warst, bist und sein wirst und in dessen Stirn von Azur die Zeit, die uns Menschen erwürgt, keine Falte zieht. Lebwohl, Meer, und grüße das heilige Nichts. Das Ende der Welt kommt alle Tage, bald für den einen, bald für den andern, — du aber walle und woge, an allen Gräbern vorüber, jauchzend zur Ewigkeit!

Inhalt

Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

